Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Google

AUS DER BIBLIOTHEK

Schweiz. **Interlaken.** Berner Oberland.
568 Meter ü. M.

Hotel Schweizerhof.

Von Deutschen bevorzugtes, modern eingerichtetes feines Familienhotel, an der gr. Höheweg-Nussbaum-Allee und dem Kurgarten gelegen.

*

Prachtvolle Aussicht nach den Jungfrau-Gletschern. — Grosse neue Säle und Veranden. Personen-Fahrstuhl. Elektrisches Licht. Bäder. Garten. — Pensions-Vereinbarungen f. längeren Aufenthalt. Mässige Preise für Passanten.

Unter persönlicher Leitung der Besitzer **E. Strübin & Wirth.**

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Soeben erschien die **dritte Auflage** von:

Kolumbus-Eier.

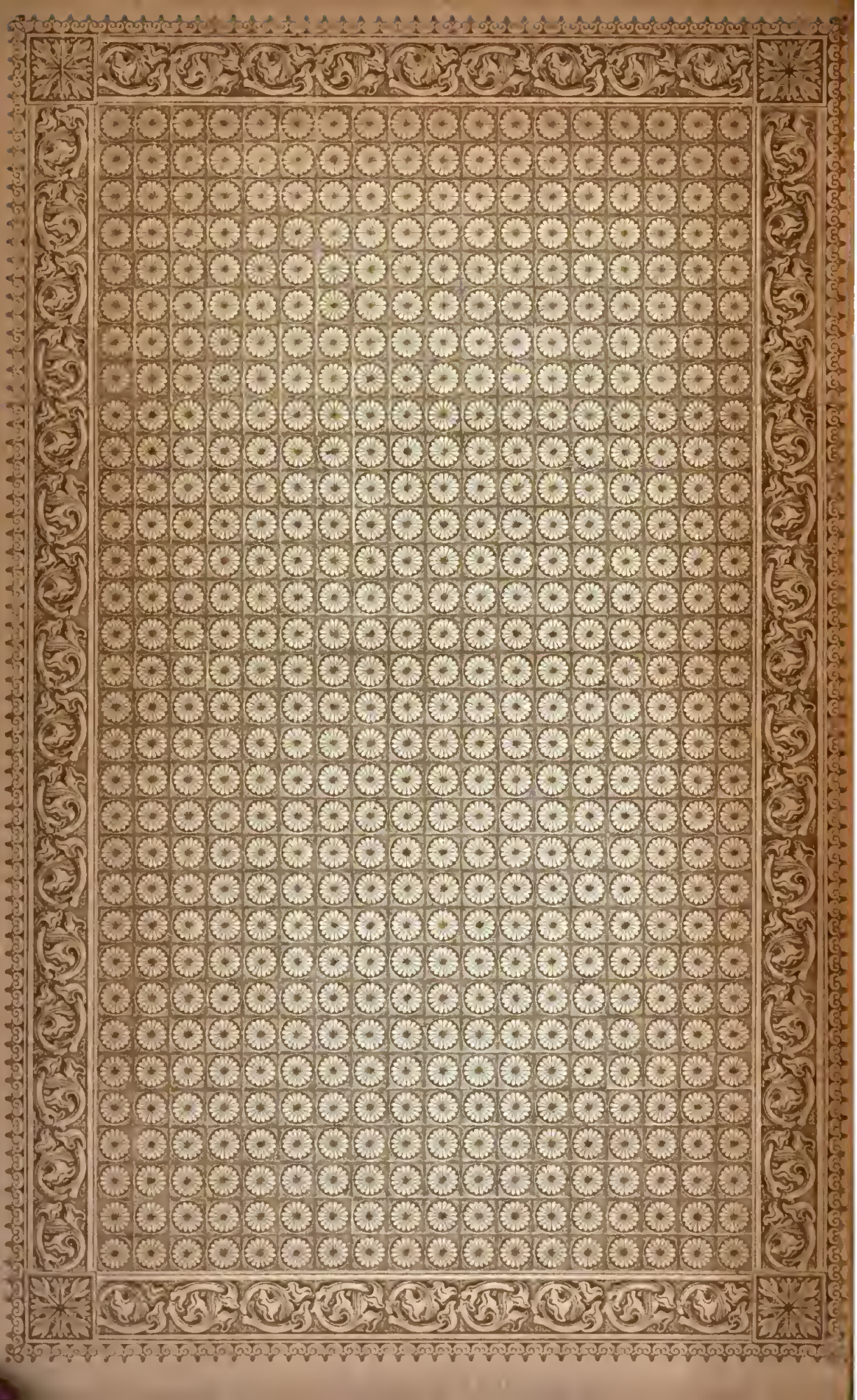
Eine Sammlung unterhaltender und belehrender physikalischer Spielereien.

Mit vielen Illustrationen.

Elegant gebunden Preis 4 Mark.

Ein sehr amüsantes, dabei aber nützliches und belehrendes Buch! Die darin enthaltenen physikalischen Spielereien und Experimente können ohne besondere Vorbereitungen und Apparate von jedermann ausgeführt werden und bieten für jung und alt nicht allein eine angenehme Unterhaltung, sondern auch mannigfache Anregung zum Nachdenken.

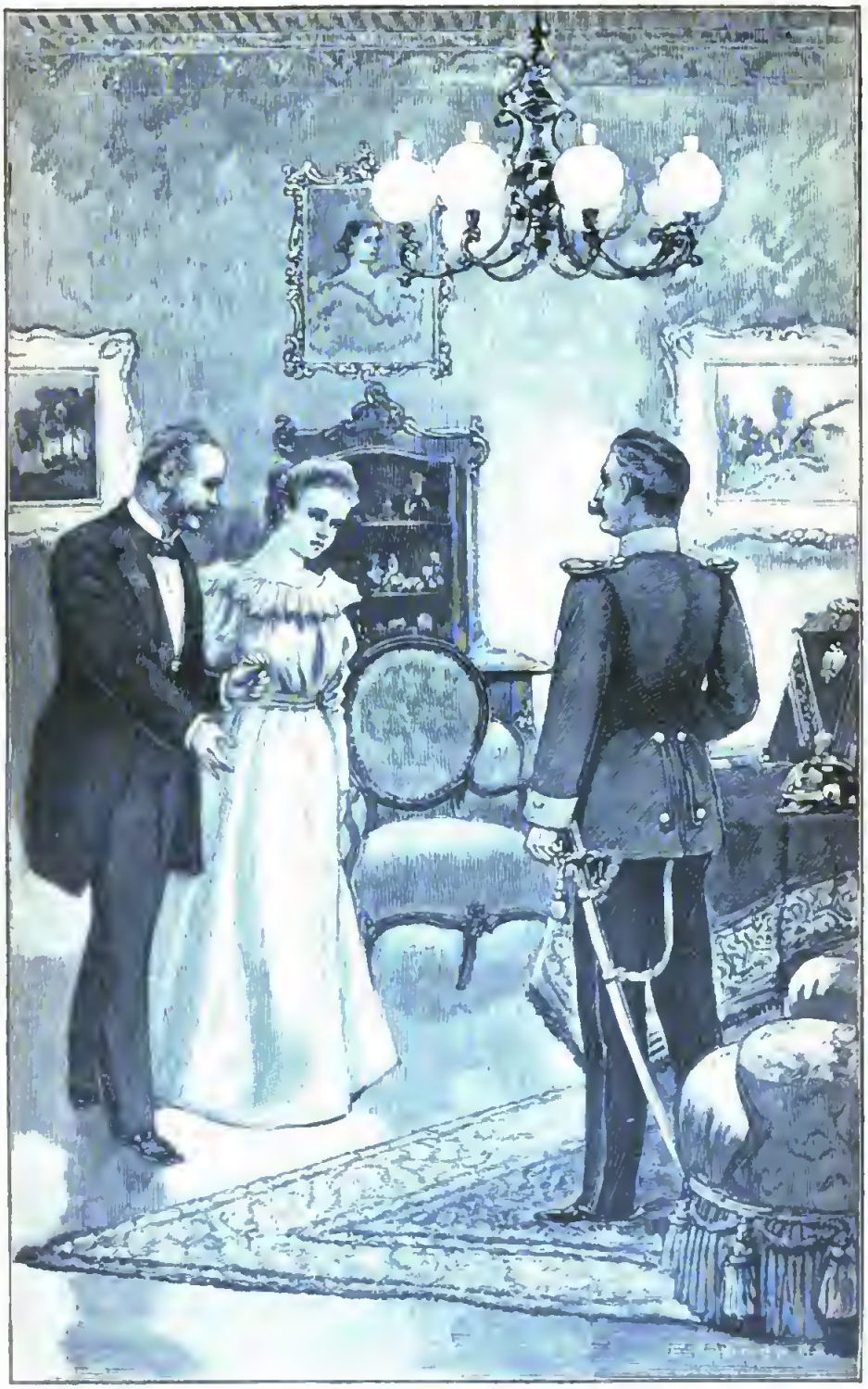
Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.



Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens.



Zu der Novellette „Der Schützling“ von A. Berthold. (S. 82)
Originalzeichnung von E. Limmer.

Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten,

sowie zahlreichen Illustrationen.

Jahrgang 1899.

Elfter Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Printed in Germany

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
275476A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1926 L

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Schloß Bredow. Kriminalroman von K. v. Schlieben-Reventlow (Fortsetzung) 7

Der Schützling. Novellette von A. Berthold . . . 69
Mit Illustrationen von E. Limmer.

Durch das Berner Oberland. Eine Sommerwanderung von G. Kahle. 93
Mit 11 Illustrationen.

Die Schopperin. Novelle von K. Orth 115

Altdeutsches Bauernleben. Kulturgeschichtliche Streifzüge. Von Justus Brandt 164
Mit 9 Illustrationen nach alten Originalen.

Die französischen Kronprätendenten. Biographische Skizze von Ernst Montanus 180
Mit 5 Porträts.

Das Haschischschmuggel-Museum in Alexandrien. Sittenbild aus dem Lande der Pharaonen. Von E. Koller 195
Mit 6 Illustrationen.

Mannigfaltiges:

Eine Begegnung 209

Neue Erfindungen: Der unterseeische Arbeiter . . . 212
Mit 3 Illustrationen.

Seite

Ein Möbelprozeß 214
Der Roquefortkäse 216
Der unsichtbare Fürst 218
Wo liegt Teltow? 221
Ein Instrument zur Gedankenmessung 222
Ein Börsenschwindel 225
Tischtuch und Serviette 227
Zur Geschichte des Monuments der Königin Luise . 232
Schienenstoß und Lokomotive 232
Die polnische Krone 235
Gab es im Altertum phonographische Apparate? . . 235
Amerikanische Eheschließung 237
Die Wirkung des Alkohols auf Fische 237
Aus der Zopfzeit 238
Der Gipfel des Adelstolzes 239
Es ist weiter nichts! 240

Schloß Bredow.

Kriminalroman von **K. v. Schlieben-Reventlow.**

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Neuntes Kapitel.

Es entging Kaspary nicht, daß Wera, noch immer auf den Brief blickend, von Zeit zu Zeit über den Rand desselben hinweg einen forschenden Blick auf ihn warf. Er nahm daher auch ihre Mitteilungen nur mit Vorsicht auf, hielt es aber doch für klüger, sich zu stellen, als interessiere er sich lebhaft für dieselben.

„Wo wohnt dieser Boris?“ frug er rasch.

„Ja, wo wohnt er! Bald hier, bald da, wo er eine Spielgesellschaft findet. Letzten Winter war er in Monaco, nahm dann seinen Aufenthalt einige Zeit in Posen, wo er mit einigen reichen Gutsbesitzern allnächtlich Baccarat spielte — wo er jetzt sein mag, weiß ich nicht.“

„Wie könnte man es erfahren?“

„Vielleicht durch die russische Botschaft. — Aber halt, wir können ja nachsehen, von wo dieser Brief datiert ist. Von Königsberg. Und er ist erst eine Woche alt.“

„Darf ich um eine Uebersetzung auch von diesem Briefe bitten?“

„Gern will ich sie Ihnen anfertigen, aber erst die anderen, die wohl wichtiger sind, nicht wahr?"

„Ich halte gerade diesen Brief für das Allerwichtigste."

Ein Blitz der Freude leuchtete in Weras Augen auf, um gleich darauf unter den langen Wimpern wieder zu verlöschen. „Gut, wie Sie wollen," meinte sie leichthin. „Dann muß ich mich aber jetzt zurückziehen, denn es ist ein gutes Stück Arbeit, das ich zu erledigen habe. Oder wünschen Sie sonst noch etwas von mir zu erfahren, Herr Kriminalkommissar?"

„Augenblicklich nicht. Wenn ich mir aber erlauben darf, nach Tisch Ihnen meine Aufwartung zu machen . . ."

„Gern werde ich Sie empfangen; wir müssen ja doch den gemeinsamen Operationsplan verabreden. Auf Wiedersehen also."

Sie grüßte und ging hinaus.

„Glauben Sie immer noch, daß diese junge Dame irgendwie verdächtig ist?" frug, nachdem Wera gegangen, Gertrud den Kriminalkommissar.

„Mehr als je."

„O, nicht möglich!"

„Das scheint Ihnen unbegreiflich, und ich würde entschieden Ihrer Meinung sein, wenn ich nicht schon vorher Veranlassung zum Argwohn gehabt hätte. So aber bin ich in diesem nur noch bestärkt worden."

„Und trotzdem ließen Sie ihr die Papiere?"

„Warum nicht? Was haben sie jetzt noch für Wert? Diese Dame hat, während Sie, gnädiges Fräulein, nach den Papieren suchten, mich benachrichtigten und wir nach dem Schlosse zurückkehrten, vollauf Zeit gehabt, das, was ihr kompromittierend erschien, zu entfernen und — vielleicht anderes an dessen Stelle zu setzen."

„Das letztere ist nicht denkbar."

„Warum nicht?"

„Dann müßte sie diesen Coup schon lange vorbereitet haben. Sie hat aber von dem Auffinden der Papiere erst heute morgen durch Fritz erfahren."

„Ist sie die, für die ich sie zu halten geneigt bin, so hat sie auch von dem Fehlen der Papiere Kenntnis gehabt und ihren Coup für den Fall des Wiederauftauchens derselben vorbereitet. Ist sie es nicht, so kann ich die Uebersetzungen nicht rascher und besser erhalten als durch sie. Aber das letztere ist kaum anzunehmen."

„Ich sehe nicht ein, warum nicht."

„Daß die Papiere verschwunden waren, ist doch sicher. Wer soll sie gehabt haben, wenn nicht sie? Sehen Sie hier, gnädiges Fräulein, an der Verzierung, welche die Schlüsselöffnung des obersten Schubfaches umgiebt, ist eine frisch abgeschrammte Stelle, ein Beweis, daß das Schloß mit einem kantigen Instrument geöffnet worden ist."

„Meinen Sie, sie trage Diebswerkzeug bei sich?"

„Vielleicht."

„Diese Annahme scheint mir doch — verzeihen Sie! — ein wenig absurd. Ich bin zwar nur ein einfaches, auf dem Lande aufgewachsenes Mädchen, allein wenn ich mir auch denken kann, daß Fräulein Lassowitsch in der Aufregung sich zu einer unbedachten That hinreißen lassen könnte — für eine Gewohnheitsverbrecherin vermag ich sie nicht zu halten."

„Auch ich halte sie nicht für eine solche, sondern für eine politische Verbrecherin."

„Sie glauben nicht, daß Boris, der Bruder des Ermordeten, der Urheber des Verbrechens sein dürfte?"

„Ich glaube, daß sie mich mit dieser Hypothese, allerdings in sehr geschickter Weise, auf eine falsche Spur bringen will."

„Wenn aber der Brief wirklich jene bedenkliche Drohung enthält . . ."

„So ist mir die Echtheit desselben doch noch zweifelhaft. Uebrigens werde ich selbstverständlich nicht unterlassen, auch nach dieser Seite hin Erkundigungen einzuziehen.“

„Das wird aber ziemlich schwer halten.“

„Allerdings, und viel Zeit kosten, was noch schlimmer ist, aber auch meine Ansicht, daß es sich um eine Finte handle, unterstützen. Ein Neuling würde den Beweis für die Schuld des jüngeren Merischoff schon nahezu für erbracht halten und in jenem Brief eine Belastung schwerster Art erblicken. Es wäre mir vielleicht ebenso gegangen, wenn wir nicht zum Glück vorher das Verschwinden der Papiere konstatiert hätten. Sie haben doch zu niemand davon gesprochen?“

„Zu niemand außer zu Ihnen.“

„Das ist sehr gut. Fräulein Lassowitsch darf nicht ahnen, daß wir ihr hinter diesen Schlich gekommen sind. Sie würde sofort die Konsequenzen ziehen. Wenn nur . . .“

Er schwieg und blickte düster vor sich hin.

Gertrud hatte an dieser Angelegenheit, in welcher ebenfalls eine Rolle zu spielen sie ursprünglich fast wider ihren Willen sich genötigt sah, bereits ein so lebhaftes Interesse genommen, daß sie sich nicht enthalten konnte, den Kriminalkommissar zu fragen, warum er mit einem Male so sorgenvoll erscheine.

„Ich hege eine Befürchtung,“ gab er, sicher, daß er in ihr eher eine Bundesgenossin als eine Gegnerin zu sehen habe, offen zur Antwort, „die nämlich, daß Fräulein Lassowitsch das erlangt hat, was ihre Anwesenheit hier veranlaßte, und es nun vorziehen wird, einen anderen Schauplatz ihres Wirkens aufzusuchen.“

„Sie sind ja doch aber in der Lage, sie mit Gewalt daran zu hindern.“

„Leider nicht. Die Verdachtsmomente, welche ich ge-

sammelt habe, sind zwar hinreichend für mich, um sie für die Mitschuldige der Mörder, vielleicht sogar für die intellektuelle Urheberin des Mordes oder eine Teilnehmerin an demselben zu halten. Aber kein Staatsanwalt würde auf jene Verdachtsmomente hin einen Haftbefehl ausstellen, kein Untersuchungsrichter die Haft rechtfertigen. Man würde mich in allerentschiedenster Weise desavouieren, wollte ich jetzt eine Gewaltmaßregel ergreifen."

„Hoffen wir, daß das, was sie suchte, sich bereits nicht mehr in dem Päckchen befand, als ich es erhielt."

„Es wird sich sehr bald herausstellen. Reist sie ab, so hat sie ihren Zweck erreicht; bleibt sie hier, so ist es noch nicht der Fall gewesen, und wir dürfen hoffen, daß es uns gelingen werde, sie zu überführen."

„Und in ersterem Falle?"

„Kann ich weiter nichts thun, als sie beobachten oder beobachten lassen, freilich mit nur sehr geringer Aussicht auf Erfolg, denn sie ist viel zu klug, um sich unnötig Blößen zu geben. In einigen Tagen werden wir ja sehen, was geschieht."

„Meinen Sie nicht, daß sie, wenn sie wirklich ihren Zweck erreicht hat, gleich flüchten werde?"

„Keinenfalls. Sie würde sich entschieden verdächtig machen, wenn sie den mit solcher Ostentation angekündigten Zweck ihres Hierseins plötzlich fallen ließe. Nein, nein, das thut sie nicht. Aber nehmen wir einmal den für uns günstigeren Fall an, daß die Papiere, an welchen ihr am meisten liegt, dem Päckchen bereits entnommen waren . . ."

„Dann müßte Miesko sie haben."

„Oder sie fehlten bereits, als er sie fand. Allerdings ist das letztere unwahrscheinlich."

„Warum?"

„Wenn man nicht die absurde Annahme aufstellen will, daß die sonst mit äußerster Vorsicht verfahrenden Mörder

dieſe Papiere, nachdem ſie ihnen das Wichtigſte entnommen, achtlos weggeworfen hätten, ohne zu bedenken, daß ſie damit die Polizei auf ihre Spur bringen mußten, ſo bliebe nur die nahezu ebenſowenig haltbare Annahme übrig, daß ein Unbekannter ſie gefunden, den wichtigſten Teil zu ſich geſteckt und das andere weggeworfen hätte ... Aber nein — da kommt mir noch eine andere Idee. Ebenſogut als Fräulein Laſſowitſch die Papiere teilweiſe mit anderen vertauſcht haben kann, um mich auf eine falſche Fährte zu bringen, ebenſogut kann dies auch ſchon früher geſchehen ſein."

„Das glaube ich nicht."

„Warum nicht?"

„Ich bin gezwungen, um Sie nicht irre gehen zu laſſen, Ihnen den Hergang des Fundes genau zu ſchildern."

Sie berichtete ihm nun, was Mieſko ihr über denſelben erzählt hatte.

„Ich danke Ihnen ſehr für dieſe Mitteilung, gnädiges Fräulein," ſprach Kaspary warm, als ſie geendet. „Sie iſt in der That ein ſchlagender Beweis dafür, daß, wenn eine Vertauſchung der Papiere ſtattgefunden hat, dieſe nur durch Fräulein Wera Laſſowitſch bewirkt ſein kann. Auch ſpricht gegen meine frühere Annahme der Umſtand, daß ſie am ſchwarzen Luch, einem ſo ſelten beſuchten Ort, ſich befanden. Aber dieſer Mieſko ſcheint ein ganz verſchmitzter Burſche zu ſein. Seine Handlungsweiſe charakteriſiert ſich klar als ein Diebſtahl."

„Sie werden ihn doch nicht deswegen zur Verantwortung ziehen?"

„Ich würde es, wenn ich nicht hoffte, mir dadurch, daß ich ihn ſtraflos laſſe und ihm eventuell ſogar eine Belohnung zuführe, einen kleinen Anſpruch auf Ihre Dankbarkeit zu erwerben, gnädiges Fräulein."

„Ich habe nur das eine Intereſſe, daß Mieſko ſich nicht

für sein Vertrauen zu mir schlecht belohnt sehen möge," erwiderte Gertrud. „Aber immerhin würde ich Ihnen dankbar sein, und besonders dann, wenn es mir gelingen sollte, ihn auf einen besseren Weg zu bringen."

„Das wird allerdings bei einem solchen Burschen nicht leicht sein; indessen hoffen wir das Beste. Wenn nun Miesko, wie ich hoffe, dem Päckchen einen Teil seines Inhalts entnommen hat, wird er dann nicht dahin zu bringen sein, uns denselben auszuliefern?"

„Ich bin überzeugt davon. Warum kann er es gethan haben? Doch nur, um eine Reserve für den Fall zu haben, daß ich vielleicht nicht in der Lage oder nicht willens sei, ihm eine Belohnung auszuwirken, oder auch, um dieselbe zu vergrößern. Er wird dem Reiz des Geldes schwerlich widerstehen können."

„Um so besser. Ich habe ihn durch einen Beamten, den ich hierher mitgenommen, beobachten lassen und will jetzt gehen, den Bericht desselben zu hören."

„Darf ich fragen, wie Sie darauf gekommen sind?"

„Miesko hatte den Graben abgedämmt, der das schwarze Luch speist. Dies erschien meinem Beamten mit Recht um so verdächtiger, als wir die Spur der Mörder bis dahin verfolgt und aus dem schwarzen Luch die von ihnen hineingeworfene Reisetasche des Ermordeten geholt haben. Leider war sie nur mit Steinen gefüllt."

„So sind die Mörder hier ganz in der Nähe gewesen?"

„Allerdings."

„Was thaten sie hier?"

„Sie suchten die Reisetasche, welche sie unmittelbar nach verübter That aus dem Coupéfenster geworfen hatten, um sich nicht durch den Transport derselben verdächtig zu machen."

„Und dann?"

„Machten sie einige Kreuz- und Querfahrten, um ihre Spur zu verwischen, was ihnen leider auch gelungen ist."

„Wie weit konnten Sie die Mörder verfolgen?“

„Bis Wusterwitz.“

„Aber das ist nur ein kleines Dorf.“

„Ja, wenn sie dort geblieben wären. Das sind sie aber leider nicht. — Nun noch eine Bitte, gnädiges Fräulein. Würden Sie vielleicht so freundlich sein, bei Mieske einen Versuch in meinem Interesse zu machen?“

„Daß er die übrigen Papiere herausgiebt?“

„Ja.“

„Würde ein solcher, von Ihrer Seite unternommen, nicht mehr Aussicht auf Erfolg haben?“

„Kaum. Er bleibt uns ja immer noch übrig. Solche Leute pflegen Fremden und besonders der Polizei gegenüber sehr mißtrauisch zu sein. Ich würde Ihnen für einen Versuch sehr dankbar sein.“

„Gut, ich will ihn unternehmen. Darf ich ihm eine Belohnung zusagen?“

„Gewiß, ohne dieselbe würde er schwerlich sich zur Auslieferung der Papiere geneigt fühlen.“

„Wieviel darf ich ihm versprechen?“

„Ein paar hundert, selbst tausend Mark.“

„Das genügt ohne Zweifel. Soll ich nach Tisch zu ihm gehen? Eher kann ich nicht gut abkommen.“

„Am besten wäre es wohl, wenn es abends, im Schutze der Dunkelheit, geschähe.“

„Aber warum das?“

„Weil man Sie ohne Zweifel beobachten wird. Unsere jetzige lange Unterredung hat, so unumgänglich sie war, doch jedenfalls den Nachteil gehabt, das Mißtrauen des Fräulein Lassowitsch auch gegen Sie zu erwecken.“

„Also Vorsicht!“

„Ganz recht.“

„Und wo treffe ich Sie wieder, um Ihnen zu berichten?“

„Im Park, in der Nähe der Ausgangspforte nach dem

Walde, werde ich Sie erwarten. Kommen Sie aber, wenn ich bitten darf, nicht unmittelbar vom Dorf aus dahin, damit man uns nicht belausche, sondern erst etwa eine Stunde nach Ihrer Rückkehr."

„Gut, ich werde genau nach Ihrer Anweisung handeln."

„Verbindlichsten Dank im voraus. Auf Wiedersehen!"

Angestrengt über die Ereignisse des Vormittags nachdenkend und in Wirklichkeit durchaus nicht so zuversichtlich, als er sich Gertrud gegenüber den Anschein gegeben hatte, schritt Kaspary dem Dorfe zu, nur mechanisch den flüchtigen Gruß des Leutnants erwidernd, der vor dem Schlosse auf und ab schritt, augenscheinlich jemand erwartend. Jedenfalls Fräulein Lassowitsch, dachte Kaspary. Sie scheint ihn immer mehr in ihre Netze zu ziehen. Dagegen ist auch gar nichts zu thun. Wollte ich ihn warnen, so würde er freiwillig oder unfreiwillig das, was ich ihm sage, der Russin zu verstehen geben, und die Folge würde sein, daß diese sofort ihre Gegenmaßregeln treffen würde. Ich muß ihn einstweilen seinem Schicksal überlassen und mich damit begnügen, daß ich meinerseits in Fräulein Gertrud eine Bundesgenossin gewonnen habe, die den Herrn Leutnant reichlich aufwiegen wird.

Auf seinem Zimmer fand Kaspary einen Zettel von Wesner, auf welchem dieser ihm mitteilte, daß Miesko während des Morgens das Schloß umschlichen, aber nicht in dasselbe einzudringen gewagt habe. Als er des Leutnants ansichtig geworden, sei er in langen Sätzen davongeeilt, ohne sich nur ein einziges Mal umzusehen. Er habe ihn aus den Augen verloren und halte jetzt die Hütte unter Beobachtung, da Miesko nach dem, was er von ihm gehört, gewöhnlich den Nachmittag schlafend in derselben zuzubringen pflege.

Kaspary konnte diese Maßnahmen nur billigen und setzte, seiner Pflicht gemäß, einen für das Polizeipräsidium

in Berlin bestimmten Bericht über den bisherigen Gang der Untersuchung auf, in welchem er allerdings weniger genaue Angaben machte, als man sonst von ihm gewohnt war.

Er konnte sich nicht völlig des Gedankens entschlagen, daß Wera auf irgend eine Weise, vielleicht durch Vermittelung eines ihr näher bekannten Mitgliedes der russischen Botschaft, mehr von der Sache erfahren habe, als ihm gut zu sein dünkte. Die russische Botschaft hatte ja allerdings ein sehr lebhaftes Interesse daran, die Mörder ausfindig gemacht zu sehen und in den Besitz der Papiere des Ermordeten zu kommen. Allein das schloß nicht aus, daß dort von irgend einer Seite eine Unklugheit begangen wurde, um so weniger, als Wera ja die Herren auf der Botschaft ebensogut mit der Vorspiegelung eines lebhaften Wunsches, die Mörder zu ermitteln, getäuscht haben konnte, als ihr dies mit dem Major und seiner Familie gelungen war. Nach dem Streich mit den Papieren glaubte er sie zu allem fähig.

Er hütete sich daher wohl, diese Angelegenheit in seinem Bericht zu erwähnen oder gar seinem Verdacht gegen Fräulein Lassowitsch in irgend einer Weise Ausdruck zu geben, und begnügte sich damit, auf die außerordentlichen Schwierigkeiten, welche die Untersuchung ihm bereite, hinzuweisen und auszusprechen, daß er trotzdem Grund zu der Hoffnung habe, in nicht allzu ferner Frist zu einem befriedigenden Ergebnis zu gelangen.

Eben wollte er seinen Bericht persönlich nach Retschin bringen, wo er gleichzeitig nachzufragen beabsichtigte, ob nicht Briefe für ihn da seien, als es an seine Thür klopfte und der Gendarm eintrat, um ihm mitzuteilen, daß zwar Personen, auf welche die Beschreibung der Flüchtigen passe, nirgends ermittelt worden seien, daß aber doch ein verdachterregender Umstand zu seiner Kenntnis gelangt sei.

Gespannt horchte Kaspary auf.

Zehntes Kapitel.

Wera Lassowitsch hatte, die Thür ihres Schlafzimmers, das nicht weit von dem Gertruds entfernt lag, offen lassend, sich so lange mit den Uebersetzungen beschäftigt, die sie Kaspary versprochen hatte, bis sie diesen an ihrer Thür hatte vorbeigehen hören. Dann hatte sie die Dokumente rasch in einen Koffer gelegt, der mit einem Sicherheitsschloß versehen war, und sich zu dem sie ungeduldig erwartenden Leutnant begeben.

„Ich habe Sie etwas warten lassen müssen," entschuldigte sie sich ihm gegenüber, „aber Sie dürfen mir darum nicht zürnen. Ich mußte erst eine Arbeit für den Herrn Kriminalkommissar beginnen."

„Eine Arbeit für ihn?"

„Allerdings. Nachdem er eingesehen hat, daß sein Versteckspielen mir gegenüber zwecklos ist, hat er es aufgegeben, und ich glaube jetzt, auf ihn rechnen zu dürfen."

„Das ist Ihnen wohl sehr angenehm?"

„Natürlich. Er scheint mir zwar kein besonderes Licht in seinem Fach zu sein, aber er hat das für sich, was mir gänzlich mangelt: eine reiche Erfahrung. Außerdem ist er ein recht liebenswürdiger Herr."

Sie beobachtete bei diesen Worten Fritz verstohlen von der Seite und gewahrte mit Vergnügen, daß sie in ihm eine Verstimmung hervorriefen, über deren Grund sie sich klarer war als er selbst.

„Aber was ist Ihnen denn heute?" fuhr sie fort. „Sie scheinen mir nicht in der rosigsten Laune zu sein."

„Das bin ich auch in der That nicht."

„Was hat Sie verdrossen?"

„Erst das lange, vergebliche Umherlaufen und Suchen nach Gertrud, und dann eine Mitteilung, die mein Vater mir gemacht hat. Sie haben ihn wohl heute noch nicht

geſehen, ſonſt müßten Sie bemerkt haben, daß er ein wenig erregt iſt."

„Warum?"

„O, das iſt eine lange Geſchichte."

„Ich bin nicht ſo neugierig, ſie erfahren zu wollen, Herr Leutnant. Meine Frage geſchah nur deshalb, weil ich hoffte, Ihnen vielleicht von Nutzen ſein zu können."

„In dieſem Falle wohl leider nicht."

„Schade! Ich hätte mich ſo gern dankbar für die liebenswürdige Aufnahme in Schloß Bredow gezeigt. Ich würde dem wahrhaft verbunden ſein, der mir Gelegenheit dazu gäbe."

„Vielleicht wäre es doch möglich —"

„So laſſen Sie hören, um was es ſich handelt."

„Ich bin die Urſache der ganzen verdrießlichen Geſchichte. Ich hatte für einen Kameraden Wechſelbürgſchaft in Höhe von dreitauſend Thalern übernommen. Er hat, keinen Ausweg mehr ſehend, ſeinem Leben ein Ende gemacht, und ich muß zahlen."

„Angenehm iſt das nicht, aber ſchließlich ſind dreitauſend Thaler doch keine Summe von Bedeutung."

„Nun, ſo ganz wenig iſt es auch gerade nicht. Ich hielt es für das beſte, mich meinem Vater zu eröffnen."

„Ganz richtig."

„Nein, gerade das hätte ich nicht thun ſollen. Mein Vater iſt ſeelensgut, aber auch von großem Starrſinn."

„Er war ſehr zornig? Wegen einer ſolchen Kleinigkeit?"

„Sein Zorn legte ſich raſch, und er giebt mir das Geld. Da nun aber die Einnahmen des Gutes von uns gerade aufgebraucht werden, und dieſes keinenfalls mit Schulden belaſtet werden ſoll, ſo will mein Vater ſich ſeines einzigen Vergnügens, der Jagd, durch Verpachtung derſelben berauben, bis jene dreitauſend Thaler gedeckt ſind."

„Das darf keinenfalls geschehen.“

„Sehr schön. Aber wie es verhindern?“

„O, da müssen sich doch Mittel und Wege finden.“

„Gertrud und ich haben uns schon vergeblich den Kopf darüber zerbrochen.“

„Wie wäre es, wenn ich die Jagd pachtete?“

„Sie? Eine Dame?“

„Warum nicht?“

„Es würde auffallen, den Verdacht meines Vaters wecken.“

„Aber ich gehe wirklich gern auf die Jagd. Und wenn ich Ihren Herrn Vater bäte, vorläufig jetzt, während meiner Trauerzeit, sie für mich zu beschießen, so wäre das die einfachste Lösung der Schwierigkeit.“

„Vielleicht. Ich muß einmal darüber nachdenken, wie sich die Sache arrangieren ließe, ohne daß Sie zu Schaden kämen. Es sind nämlich dem Vater fünfzehnhundert Thaler jährliche Pacht von einigen Herren aus Berlin geboten worden.“

„Und er hat angenommen?“

„Noch nicht; sie wollen, wie er mir heute sagte, Anfang nächster Woche herüberkommen, um den Vertrag abzuschließen.“

„So biete ich ein paar hundert Thaler mehr.“

„Die Hauptfrage ist nur, wie wir das Geld aufbringen wollen, ohne daß er es merkt. Gertrud wollte schon ihr Sparkassenbuch hergeben, ihr Pferd, ihren Schmuck verkaufen.“

„Das gute Mädchen!“

„Ja, herzensgut ist sie in der That. Ich habe auch schon gestern deswegen an meinen Bruder Karl Wilhelm geschrieben, vielleicht weiß der Rat.“

„Aber dessen bedarf es ja doch gar nicht. Ich verfüge über etwa dreißigtausend Thaler jährliche Einkünfte

aus meinen Gütern, und da kommt es mir auf ein paar tausend Thaler natürlich nicht an."

„Mein Fräulein —"

„O, über diesen thörichten Stolz! Ich will Ihnen ja das Geld nur vorstrecken. Wäre es Ihnen denn so fürchterlich, mein Schuldner zu sein?" Sie sah ihm mit einem reizenden Lächeln voll in das Gesicht.

„Es ist unmöglich."

„Unmöglich? Warum?"

„Sie fragen gerade so wie Gertrud. Die Ehre verbietet es mir."

„Sonderbar — sehr sonderbar!"

„Nun habe ich Sie verletzt?"

„Ich kann es nicht leugnen."

„Nichts lag mir ferner als das."

„Das hindert nicht, daß es geschehen ist."

„Aber ohne mein Verschulden."

„Nein."

„Kann ich denn die Gesetze der Ehre ändern? Ich habe sie nicht gemacht."

„Jedermann trägt seine Ehre in der eigenen Brust."

„Man muß aber auch die Ansichten der anderen achten."

„Nicht dann, wenn sie verkehrt sind."

„Wer beweist das?"

„Herr Leutnant, diese Debatte führt zu nichts. Ich frage Sie zum letztenmal: Wollen Sie mir die ersehnte Gelegenheit gewähren, mich zu einem kleinen Teil der Schuld der Dankbarkeit zu entledigen, die ich gegen Ihren Herrn Vater empfinde?"

Er schwieg. „Lassen Sie mir Zeit zur Ueberlegung," bat er nach einer Pause.

„Entweder — oder. Entweder Sie erfüllen meine Bitte, indem Sie Ihren thörichten Eigensinn beiseite schieben, oder unsere Freundschaft ist aus, und das für immer."

„Wie können Sie so schroff sein!“

„Sie zwingen mich dazu.“

„Ich kann mich nicht so rasch entscheiden.“

Sie zog ihren Arm aus dem seinen. „Entschuldigen Sie, wenn ich mich nach dem Schloß zurückbegebe,“ sagte sie kalt.

„Wera!“

„Sie haben kein Recht zu dieser vertraulichen Anrede, Herr Leutnant.“

„Sie sind grausam.“

„Nur konsequent.“

„Warum wollen Sie mir nicht Zeit zur Ueberlegung gönnen?“

„Weil diese Forderung eine Beleidigung ist. Sie wollen meine so natürliche und gerechtfertigte Bitte nicht erfüllen, nicht einen so kleinen Dienst von mir annehmen — Sie ziehen nur Ihren Stolz zu Rate, glauben wohl gar nicht, daß ich auch den meinigen besitze — o, es ist empörend!“

Sie preßte ihr Taschentuch an die Augen — mehr bedurfte es nicht, um den jungen Offizier seiner klaren Besinnung zu berauben.

„Ich will ja alles thun, was Sie verlangen,“ rief er stürmisch, „aber weinen Sie nicht, Wera, teuerste Wera!“

Sie sah ihn durch Thränen lächelnd an. „Ein Mann, — ein Wort?“ frug sie.

„Ein Mann — ein Wort.“

Versöhnt reichte sie ihm die Hand, die er mit feurigen Küssen bedeckte. „Ei, ei,“ scherzte sie, „wenn das Ihre Cousine sähe!“

„Was dann?“

„Sie könnte ja meinen, zwischen uns bestände ein ganz anderes Verhältnis, als es thatsächlich der Fall ist.“

„Und wenn es so wäre?“ frug er leidenschaftlich.

„Still! Vergeſſen Sie nicht, daß ich eben erſt meinen Verlobten verloren habe.“

„Den Sie nicht geliebt.“

„Und wenn dies der Fall — ich ſchlage Sie mit Ihren eigenen Waffen: man muß auch die Anſichten der anderen achten.“

„Nicht, wenn ſie verkehrt ſind — ſagten Sie.“

„Das ſind ſie aber in dieſem Fall nicht. — Seien Sie vernünftig, ſetzen Sie mich nicht einem falſchen Urteil aus! Ich habe Ihnen dargelegt, wie ich mit meinem Verlobten ſtand; das war ein Akt des Vertrauens . . .“

„Der mich hoch beglückt.“

„Den ich aber unmöglich jedem anderen gegenüber wiederholen kann. Alſo nochmals: ſeien Sie vernünftig, Herr Leutnant!“

„Ja, wenn ich das könnte Ihnen gegenüber! Wenn ich wenigſtens hoffen dürfte, daß . . .“

„Nun? Daß . . .“

„Daß in Zukunft . . .“

„Wer weiß, was die Zukunft in ihrem Schoße birgt! Aber die Hoffnung will ich Ihnen nicht nehmen, im Gegenteil.“

„Im Gegenteil? Darf ich dieſes Wort ſo auffaſſen, wie ich es möchte?“

„Ich verpflichte mich zu nichts. Ob Ihre Hoffnung ſich erfüllt, wird lediglich davon abhängen, wie Sie ſich mir gegenüber benehmen. Meine Lage hier iſt eine eigentümliche: ich bedarf vielleicht bald eines Mannes, auf den ich mich verlaſſen kann, komme, was da wolle.“

„Zweifeln Sie an meiner Ergebenheit?“

„Nein, jetzt nicht. Aber wird ſie auch ſchwere Proben zu beſtehen im ſtande ſein?“

„Die ſchwerſten.“

„Wir werden ſehen. Halten Sie feſt im Gedächtnis,

Herr Leutnant, daß Sie nur dann auf... auf die Zukunft rechnen können, wenn Sie das halten, was Sie eben versprachen."

„Ich werde es."

„Auch dann, wenn der Schein gegen mich spricht?"

„Auch dann."

„Hoffen wir es. Jetzt aber lassen Sie uns auf den Punkt kommen, der mir momentan am meisten am Herzen liegt. Ich bedarf einer Auskunft über jenen polnischen Burschen, jenen Miesko, der die Papiere gefunden hat."

„Was wollen Sie von ihm wissen?"

„Um Ihnen dies zu erläutern, muß ich Ihnen etwas anvertrauen, das strengstes Geheimnis bleiben muß."

„Seien Sie meiner Verschwiegenheit versichert."

„Die Sache ist von solcher Wichtigkeit für mich, daß ich Sie bitten muß, mir diese Verschwiegenheit mit Ihrem Ehrenwort zu versichern."

„Ich gebe es Ihnen, obwohl meine einfache Versicherung genügen sollte."

„Nicht gleich empfindlich, lieber Freund! Diese Sache muß nämlich vorläufig auch vor dem Kriminalkommissar geheim bleiben."

„Aber er ist doch Ihr Verbündeter."

„Allerdings. Dennoch wünsche ich diese Sache vor ihm geheim zu halten. Ich habe zwei Gründe, die ich Ihnen, da dies Ihnen Bedenken zu erregen scheint, mitteilen will."

„Bedenken? Ich vertraue Ihnen unbedingt."

„Um so besser. Aber meine Gründe will ich Ihnen doch mitteilen. Erstens scheint mir, wie ich Ihnen bereits sagte, Herr Kaspary nicht besonders geschickt zur Erfüllung seiner allerdings sehr schwierigen Aufgabe zu sein, und zweitens glaube ich, daß er ehrgeizig ist und gern alles daran setzen würde, sie allein, ohne meine Beihilfe, zu lösen."

„Und das iſt es, was Ihnen hauptſächlich widerſtrebt, gnädiges Fräulein, nicht wahr? Sie möchten gern weſentlich dazu beitragen, den Schleier des Geheimniſſes zu lüften, der noch über dieſer tragiſchen Angelegenheit ruht?“

„Ganz richtig. Es handelt ſich nun um folgendes: Die Papiere, welche Mieſko Fräulein Gertrud übergeben, ſind nicht vollſtändig.“

„Ah!“

„Das überraſcht Sie, nicht wahr? Und Sie fragen ſich wohl auch, woher ich das weiß?“

„Daran dachte ich zunächſt nicht.“

„Ich will es Ihnen trotzdem erklären. Vor etwa einer Woche erhielt ich von Meriſchoff einen Brief, in welchem er mir mitteilte, daß er ein Teſtament zu meinen Gunſten abgefaßt habe und dasſelbe auf der ruſſiſchen Botſchaft in Berlin ſogleich nach ſeiner Ankunft daſelbſt deponieren wolle. Dieſes Teſtament hat ſich nicht unter den Papieren vorgefunden. Daß ich nicht nach dem Gelde ſtrebe, dafür mag Ihnen der beſte Beweis ſein, daß ich ſein Vermögen auf die Nachricht von ſeinem entſetzlichen Ende wohlthätigen Stiftungen zu widmen beſchloß und auch bereits die einleitenden Schritte hierzu unternahm. Allein das Teſtament oder vielmehr das Fehlen desſelben iſt deshalb von Bedeutung, weil der Raub desſelben meine Vermutung beſtärkt, Iwans Tod ſei auf Veranlaſſung ſeines jüngeren Bruders Boris bewirkt worden, eines verkommenen Menſchen, dem ohne dieſes Teſtament ſein ganzes Vermögen zufallen würde.“

„Ein Brudermord alſo? Das wäre ja entſetzlich.“

„Allerdings, aber in dieſem Falle auch wahrſcheinlich. War das Teſtament auf der Botſchaft deponiert, ſo war Iwans Vermögen für Boris unwiderbringlich verloren. Um es ihm, der ſtets feſt auf dasſelbe gerechnet hatte, da Iwan bereits in vorgerücktem Alter ſtand, als er ſich

mit mir verlobte, zu erhalten, gab es nur ein einziges Mittel: das, welches angewandt wurde."

„Ich vermutete, der Tod des Herrn Meriſchoff ſei das Werk der Nihiliſten."

„Auch bei mir war dies der erſte Gedanke, und ich erhielt ihn aufrecht, bis ich vor etwa zwei Stunden unter den von Mieſko überlieferten Papieren einen von Boris geſchriebenen Brief fand, in welchem er ſeinem Bruder droht, dieſer werde es ſehr bald bitter zu bereuen haben, daß er ſeinem Verlangen nicht nachgegeben."

„Welchem Verlangen?"

„Das iſt nicht geſagt. Jedenfalls einem ſolchen nach Geld."

„So müßte dieſer Boris verhaftet werden."

„Das zu bewirken iſt Sache des Kriminalkommiſſars, dem ich, als ich jenen Brief las, meinen Verdacht mitteilte, jedoch ohne ihm von dem Teſtament etwas zu ſagen."

„Warum unterließen Sie das?"

„Weil ich wenigſtens dieſen Teil der Aufgabe allein löſen will, da ich den anderen, die Ermittelung und Verhaftung des Schuldigen, der Polizei überlaſſen muß, die über ganz andere Machtmittel verfügt als ich. Sie aber ſollen mir dazu behilflich ſein."

„Wie kann ich das?"

„Sie kennen jenen Mieſko. Sie werden am beſten wiſſen, welche Mittel anzuwenden ſind, um von ihm die Papiere zu erhalten, die er zweifellos dem Päckchen entnommen hat."

„Könnte das nicht auch ſchon vorher ſeitens des Mörders geſchehen ſein?"

„Dieſe Frage habe ich mir auch ſchon vorgelegt. Es iſt nicht unmöglich, daß dies geſchehen iſt, aber unwahrſcheinlich."

„Warum?“

„Für den Mörder mußte es sich vor allen Dingen darum handeln, Zeit zu gewinnen. Solange Iwan Merischoff nicht als solcher erkannt war, hatte er nichts zu fürchten. Darum beraubte er ihn aller Mittel, die zur Feststellung seiner Identität führen konnten. Nach dieser Richtung hin waren die aufgefundenen Papiere für ihn ebenso wertvoll als die fehlenden. Es ist nicht anzunehmen, daß er sie nicht sämtlich mit gleicher Sorgfalt aufbewahrt habe.“

„Und doch verlor er sie.“

„Wie dies gekommen, ist vorläufig unerklärlich. Darüber habe ich nicht einmal eine Mutmaßung. Aber es genügt auch vorläufig, zu wissen, daß aller Wahrscheinlichkeit nach die fehlenden Papiere im Besitz jenes Burschen sind. Wie nun aber ihn dazu bringen, sie herauszugeben?“

„Er hat vor mir eine heillose Furcht, weil ich wiederholt, wenn ich ihn auf Diebereien aller Art ertappte, ihm eine gehörige Tracht Prügel angedeihen ließ. Vielleicht gesteht er aus Angst.“

„Ich möchte diesen Weg lieber erst in zweiter Linie einschlagen.“

„Warum?“

„Es wäre nicht unmöglich, daß er, wenn es nicht gelingt, ihm die Papiere im ersten Ansturm zu entreißen, sie in seiner Angst ebenfalls Fräulein Gertrud übergiebt oder sie vernichtet.“

„Das erstere wäre nicht schlimm.“

„Doch.“

„Inwiefern?“

„Weil sie dieselben jedenfalls sofort dem Kriminalkommissar ausliefern würde, und ich habe mich, wie Sie wissen, darauf kapriziert, sie vor diesem in die Hände zu bekommen.“

„Dann wollen Sie ihm die Papiere übergeben?"

„Natürlich. Ich will nur ihm, der in seinem Berufsstolz auf meine Beihilfe nicht den geringsten Wert zu legen scheint, beweisen, daß diese doch nicht zu verachten ist."

„Einen drastischeren Beweis könnten Sie ihm allerdings nicht liefern."

„Das meine ich auch; darum liegt mir auch so viel an den Papieren. Jedenfalls aber ist es besser, erst auf gütlichem Wege zu versuchen, sie zu bekommen."

„Wenn Mieško wirklich etwas zurückbehalten hat, so ist es jedenfalls in der Absicht geschehen, dafür eine Belohnung einzuheimsen."

„Das meine ich auch. Man müßte ihm also eine solche geben."

„Ein paar Thaler würden genügen."

„Das wäre zu wenig. Es kommt mir auf eine größere Summe nicht an, wenn ich nur meinen Zweck erreiche."

„Schade um das Geld, das an solchen Lumpen weggeworfen wird!"

„Die Hauptsache ist, daß wir unseren Zweck erreichen. Bieten Sie ihm also so viel als nur irgend nötig ist."

„Ich soll diese Unterhandlung führen?"

„Es ist weniger auffällig, als wenn ich dies thue. Ich hoffe doch, daß Sie mir diesen Dienst leisten werden?"

„Mit dem größten Vergnügen. Soll ich gleich zu ihm gehen?"

„Es wäre wohl das beste, damit uns Herr Kaspary nicht zuvorkommt."

„Meinen Sie, daß auch er Versuche machen wird, in den Besitz der Papiere zu gelangen?"

„Ich zweifle keinen Augenblick daran, daß er es thun wird, falls er weiß, daß Papiere fehlen. Und das wird er wohl bald erfahren."

„Durch wen?“

„Durch Miesko. Er wird diesen jedenfalls ausforschen, wie er zu seinem Funde gekommen ist, alle Einzelheiten wissen wollen. Miesko aber weiß noch etwas — ich halte seinen Versuch, den Graben abzudämmen, der das schwarze Luch speist, nicht für eine leere Spielerei.“

„Für was sonst?“

„Für den Anfang eines Versuches, zu erfahren, ob in diesem etwas verborgen ist.“

„Sollte dies der Fall sein?“

„Es ist nicht unmöglich. Jedenfalls ist Eile geboten, wenn wir unseren Zweck erreichen wollen.“

„Ich gehe sofort zu Miesko.“

„Aber seien Sie vorsichtig. Bemerken Sie Kaspary oder sonst irgend jemand, der Ihnen verdächtig erscheint, in der Nähe, so verschieben Sie lieber Ihren Besuch.“

„Wie Sie befehlen, gnädiges Fräulein. Hoffentlich kann ich Ihnen bald ein günstiges Resultat melden oder die Papiere selbst überbringen. Auf Wiedersehen!“

Er ging raschen Schrittes davon. Hätte er den Blick sehen können, den Wera ihm nachsandte und aus dem ihre ganze Ueberlegenheit, mit Hohn gemischt, sprach, so würde er schwerlich so bereit gewesen sein, ihr den von ihm geforderten Dienst zu leisten.

So aber schritt er weiter, leise eine Operettenmelodie vor sich hin summend. Die kleine Scene mit Wera hatte, weit entfernt, ihn zu verstimmen, vielmehr einen anregenden Einfluß auf ihn ausgeübt. Hatte nicht die schöne Russin ihm ein so weitgehendes Entgegenkommen gezeigt, wie er es unter den obwaltenden Umständen kaum erwarten durfte? Allerdings sprach eine leise Stimme in seinem Innern dafür, daß dieses Entgegenkommen so unmittelbar nach dem Tode ihres Verlobten schwerlich am Platze war, auch wenn sie denselben nicht geliebt hatte.

Gertrud würde sicher an ihrer Stelle anders gehandelt haben. Aber man durfte an Wera keinen so strengen Maßstab legen. Sie war ja eine Tochter der Steppe, eine Halbwilde, wie sie selbst zu sagen pflegte, ohne die zärtliche Fürsorge einer Mutter aufgewachsen — woher sollten ihr da jene feinfühligen Bedenken kommen, die nur einer vollendeten Erziehung entspringen?

Dafür besaß sie eine anerkennenswerte Energie — vielleicht sogar mehr von dieser Eigenschaft, als für ihren zukünftigen Gatten bequem war. Diesem Eindruck konnte er sich nicht verschließen. Aber er verjagte ihn so rasch wieder, als er gekommen war. Bis dahin hatte es noch gute Wege.

In seine Reflexionen versunken, hatte er die Hütte der alten Marfa erreicht, ohne sich einen bestimmten Plan vorgezeichnet zu haben. Er warf einen raschen Blick um sich, eingedenk der ihm von Wera erteilten Mahnung zur Vorsicht. Nicht das mindeste Verdächtige zeigte sich. Die Schwüle des beginnenden Mittags lag auf dem Dorf. Leise schwankten die schweren Sonnenblumen am Saume des Gärtchens hin und her, die alte Linde über dem Dach der Hütte ließ einen Teil der nahezu senkrechten Sonnenstrahlen durchfallen, daß sie in grüngoldigen Lichtern auf dem Erdboden spielten; eine große graue Katze lag lang ausgestreckt auf der kunstlosen Bank vor der Thür und schaute blinzelnd zu ein paar Sperlingen hinüber, die auf der Dorfstraße unter lautem Gezänk ihr Wesen trieben — kein Mensch war zu sehen.

Er wollte eintreten, doch die Thür war verschlossen. Er ging um die Hütte herum und schaute zu den Fenstern hinein, so gut die halbblinden Scheiben es gestatteten — auch im Innern der Hütte war niemand. Er hatte nicht Lust, gleich wieder umzukehren; sein Verlangen, der schönen Wera einen Dienst zu leisten, war zu groß. Er

ſchob mit einem Ruck ſeiner Hand die Katze von der Bank, daß ſie laut miauend davonſprang, und ließ ſich ſelbſt an ihrer Stelle nieder. Ein Weilchen wollte er warten. Er vermutete, daß Marfa nur in das Dorf gegangen ſei. Dann mußte ſie ja bald wiederkommen.

Um ſich die Zeit des Wartens nicht zu lang werden zu laſſen, ſteckte er ſich eine Zigarre an. Aber noch hatte er ſie nicht zu Ende geraucht, als ihm in der Schwüle des Sommermittags die Augen zufielen. Er bemerkte nicht, daß Mieſko mit dem ihm eigentümlichen leiſen Schritt ſich der Hütte näherte, dann, als er die Uniform des Offiziers bemerkte, einen Augenblick ſtehen blieb und gleich darauf weit raſcher, als er gekommen, einen nach dem Walde führenden Fußſteig einſchlug. Er bemerkte auch nicht, daß bei dem Nahen Mieſkos zwiſchen den Haſelbüſchen, welche den Weg begrenzten, der Kopf eines Mannes ſichtbar wurde, der den Burſchen aufmerkſam beobachtete und, nachdem er ihn dem Walde zu eilen geſehen, ihm behutſam hinter den Haſelbüſchen nachfolgte.

Selige Traumbilder, in denen Wera Laſſowitſch die Hauptrolle ſpielte, umgaukelten den Geiſt des jungen Offiziers. Wieder trug er ſie auf ſeinen Händen, wieder fühlte er mit Entzücken ihre Hände um ſeinen Hals geſchlungen. Auf ſeinen Schoß zog er ſie dann, und ſie ließ es willig geſchehen. Mit jenem reizenden Lächeln, das ihre ſonſt etwas ſcharf geſchnittenen Züge mit einem Male ſo weich und mädchenhaft erſcheinen ließ, blickte ſie zu ihm empor; ſie duldete es, daß er ſie küßte, ſie erwiderte ſeine Umarmungen, ſeine Liebkoſungen. Nicht nur den Mund küßte ſie ihm, auch die Hand. Wie heiß ihre Lippen brannten! Immer heißer, immer ſengender wurde die Glut, die von ihnen ausging, ſo heiß, daß er aus ſeinem Schlummer emporfuhr.

Richtig, da hatte die im leisen Luftzug weiterglimmende Zigarre ihm die Finger verbrannt.

Trotz des momentanen Schmerzes mußte er lächeln. „Eine Wunde in ihrem Dienst — das wäre schon einen Kuß wert," sprach er leise vor sich hin. „Aber wenn ich ihr mitteilte, daß ich hier eingeschlafen bin, würde sie mir wohl eher das Gegenteil einer Belohnung zukommen lassen. Die alte polnische Hexe kommt auch nicht zurück, und der Schlingel, der Mieško, streift wohl irgendwo im Walde umher, während ich ihn hier erwarte. Es ist ja auch bald Mittagszeit, und Papa liebt es nicht, wenn man zu spät zu Tisch kommt — gehen wir also nach Hause."

Er erhob sich und wandte sich dem Schlosse zu.

In einem Schaukelstuhl auf der Veranda vor demselben saß Wera. Als sie ihn kommen sah, sprang sie auf und eilte ihm entgegen.

„Nun?" frug sie kurz.

Er berichtete ihr, daß sein Gang erfolglos gewesen sei.

Sie konnte eine Gebärde der Enttäuschung nicht unterdrücken. „Hätten Sie nur noch etwas länger gewartet," sagte sie. „Zum Mittagessen wäre Mieško jedenfalls nach Hause gekommen."

„Das glaube ich kaum. Er pflegt sich um Zeit und Stunde seiner Mahlzeiten wenig zu kümmern."

„Er wird doch auch Hunger haben wie ein anderer Mensch."

„Dann ißt er draußen im Walde ein Stück Brot, das er in der Tasche hat, und eine Handvoll Beeren."

„Meinen Sie, daß er noch im Walde steckt?"

„Wahrscheinlich."

„Wo aber?"

„Das mögen die Götter wissen."

„Vielleicht wieder am schwarzen Luch —"

„Möglich, daß er seine Arbeit wieder aufgenommen hat."

„Würden Sie so gut sein, nach Tisch den Versuch zu machen, ihn dort zu finden?" Sie sah ihn bittend an.

„Gewiß. Aber Erfolg kann ich Ihnen nicht versprechen."

„Von Kaspary haben Sie nichts gesehen?"

„Nicht das mindeste."

„So ahnt er auch nicht, daß Papiere fehlen," frohlockte sie. „Sonst hätte er sich gewiß schon an Mieśko herangemacht."

„Was allerdings, wie die Erfahrung lehrt, nicht so leicht ist."

„Ich habe Herrn Kaspary nach Tisch zu mir bestellt, um mit ihm weitere Verabredungen zu treffen, und werde ihn möglichst lange festzuhalten suchen, um Ihnen freie Hand zu lassen, Mieśko aufzusuchen."

„Wüßte ich nur, wo dieser verflixte Strolch sich herumtreibt!"

„Ja, wüßten wir das, so wäre unsere Aufgabe schon zur Hälfte gelöst, denn ich glaube nicht, daß er dem Angebot einer hohen Belohnung widerstehen wird."

„Keinenfalls wird er das."

„Kann er im Laufe des Tages nicht gestellt werden, so müßte es am Abend geschehen. Die Nacht wird er doch jedenfalls daheim zubringen."

„Auch nicht immer. Im Sommer treibt er sich oft tagelang im Walde umher."

„Er muß ermittelt werden, koste es, was es wolle."

„Seine Mutter wird jedenfalls am Nachmittag zu Hause sein. Vielleicht weiß sie, wo er steckt."

„Könnte ich nicht, während Sie Mieśko im Walde suchen, nach seiner Hütte gehen und seine Mutter befragen?"

„Dazu würde ich nicht raten, gnädiges Fräulein. Solche Leute sind sehr mißtrauisch gegen Fremde. Mir, den sie von klein auf kennt, giebt sie schon eher Auskunft.“

„Das habe ich mir auch gesagt und deshalb Sie gebeten, den Gang zu unternehmen. Es thut mir nur leid, daß ich Sie in solchem Maße bemühen muß.“

„O, für Sie ginge ich bis an das Ende der Welt!“

„Das wäre allerdings ein wenig gar zu weit. Da würde ich zu lange auf das Vergnügen warten müssen, Sie wiederzusehen.“

„Wenn das wirklich ein Vergnügen für Sie wäre —“

„Sie zweifeln daran?“

„Jetzt, wo ich in Ihrem Dienst stehe, nicht; aber dann —“

„Wann?“

„Wenn ich Ihnen nichts mehr nützen kann. Wird es dann nicht heißen: Der Mohr hat seine Arbeit gethan, er kann gehen?“

„Fürchten Sie das in der That?“

„Beinahe.“

„Dann kann ich Ihnen nur einen Rat geben.“

„Welchen, gnädiges Fräulein?“

„Sich eine so Undankbare gar nicht erst zu verpflichten.“

„Im Gegenteil. Ich werde alles mögliche thun, um Sie zu ein ganz klein wenig Dankbarkeit zu veranlassen.“

„Meine Dankbarkeit wird genau so groß sein als die Dienste, welche Sie mir leisten. — Aber die Mittagsglocke läutet, kommen Sie zu Tisch!“

Elftes Kapitel.

Auf dem Retschiner Postamt fand Kaspary in der That den ersehnten Brief vor, der eine Menge Angaben

über Meriſchoff und Wera brachte. Am Schluſſe des der letzteren gewidmeten Teiles hieß es: „Sie iſt, nachdem ſie von der ruſſiſchen Botſchaft erfahren hatte, daß ihr Bräutigam der Ermordete ſei, ſofort mit ihrem Diener Peter Petrowitſch und ihrer Geſellſchafterin Olga Tanoff abgereiſt, um perſönlich Nachforſchungen nach dem Mörder anzuſtellen.“

Mit ihrer Geſellſchafterin Olga Tanoff? Das gab Kaspary zu denken. Wo war dieſe geblieben? Hatte man ſie vielleicht beiſeite geſchafft, weil man von ihr geniert zu werden fürchtete? Das war das wahrſcheinlichſte. Aber wie und wo?

Auch die Perſonalbeſchreibung des Fräulein Laſſowitſch ſtimmte nicht ganz. Ihr Haar war als kaſtanienbraun bezeichnet, während in Wirklichkeit Weras auffallend reiches Haar von tiefſchwarzer, bläulich ſchimmernder Farbe war.

Sollte ſie es gefärbt haben?

Aber gerade dieſer bläuliche Schimmer war, wie Kaspary ſich erinnerte gehört zu haben, auf künſtlichem Wege nicht hervorzubringen; ſchwarz gefärbtes Haar pflegt ſtumpf, glanzlos zu ſein.

Der Beamte, der die Nachrichten eingezogen hatte, ſchien im übrigen ſehr zuverläſſig und geſchickt zu ſein, denn die ſchon erwähnten Einzelheiten waren in ſo kurzer Zeit nicht gerade leicht zu erlangen. Immerhin war es ja möglich, daß er in dieſem einen Punkte getäuſcht worden war, und wenn auch einem geübten Kriminaliſten nichts unwichtig erſcheint, ſo ſchien es Kaspary doch zu gewagt, hieraus einen Zweifel daran herzuleiten, daß die, welche in Schloß Bredow als Wera Laſſowitſch auftrat, es auch wirklich war.

Wichtiger erſchien ihm die Frage, wo Olga Tanoff geblieben ſein mochte. Wenn Wera ſich ihrer entledigt hatte, ehe ſie nach Retſchin fuhr, ſo konnte das aus zwei

Gründen geschehen sein: entweder hatte sie etwas vor, bei dem sie möglichst wenig Zeugen haben wollte, und setzte sich deshalb darüber hinweg, daß es Aufsehen erregen mußte, wenn sie ohne jede weibliche Begleitung reiste; oder Olga Tanoff wußte bereits zu viel von ihr und mußte deshalb zurückgelassen werden. Im letzteren Falle wenigstens war es sehr wünschenswert, sich mit der Gesellschafterin in Verbindung setzen zu können.

Kaspary gab daher nach kurzer Ueberlegung folgende Depesche auf:

„Polizeipräsidium, Berlin.

Erbitte Recherche, wo Olga Tanoff geblieben. Hier nicht mit angekommen. Bitte Haarfarbe Weras sicher festzustellen. Erbitte Recherche nach Boris Merischoff, Bruder Iwans.

Schulze."

Dann ging er wieder nach Bredow zurück.

Als er in seinem Zimmer ankam, hoffte er dort Wesner oder wenigstens eine Nachricht von ihm vorzufinden. In dieser Hoffnung täuschte er sich jedoch. Er nahm rasch einige Bissen zu sich und begab sich dann, der betreffenden Verabredung gemäß, auf das Schloß und ließ sich bei Wera melden. Eine kurze Zeit mußte er warten, bis er vorgelassen wurde.

Wera hatte soeben eine Unterredung mit ihrem Diener. Sie hatte, in einen Schaukelstuhl bequem zurückgelehnt, die schmalen, graziös geformten Füßchen gegen den Fuß des Tisches gestemmt und erhielt sich in langsam schaukelnder Bewegung. Peter Petrowitsch stand, die breite, auffallend stark behaarte Rechte auf den Tisch gestemmt, dicht vor ihr; seine Haltung verriet nichts von der Unterwürfigkeit eines russischen Dieners seiner Herrschaft gegenüber.

„Ich wiederhole es," sagte er langsam in russischer Sprache, „ich halte die Gefahr für nicht gering."

„Wäre sie gering, so würde ich dich allein hier zurücklassen.“

„Mag das Spiel mit der Gefahr seinen Reiz haben — die höheren Interessen dürfen darunter nicht leiden.“

„Gerade diese höheren Interessen verlangen, daß wir uns der Gefahr aussetzen. Es ist kein Spiel — wir müssen die Papiere haben. Sollte alles umsonst gewesen sein? Lieber wollte ich ... doch es ist ja Thorheit, vor einer Gefahr zu bangen, die in Wirklichkeit vielleicht gar nicht existiert, oder doch sicherlich nicht in dem Grade, in welchem es dir der Fall zu sein scheint. Unsere Brüder drüben haben uns ihr Vertrauen geschenkt; sie sollen es nicht zu bereuen haben.“

„Ich meine ja auch nicht, daß wir auf die Erfüllung unserer Aufgabe verzichten sollen. Aber warum nicht sie vertagen? Warum nicht an einem sicheren Orte in der Nähe abwarten, bis unsere Gegner des Kampfes müde geworden sind?“

„Weil die größte Gefahr für uns darin besteht, daß jene Papiere von ihnen entdeckt werden.“

„An diese Gefahr vermag ich nicht recht zu glauben.“

„Es genügt, wenn ich sie sehe.“ rief Wera ungeduldig. „Du bist ein vorzügliches Werkzeug, Peter Petrowitsch, aber auch nur ein Werkzeug, das der leitenden Hand bedarf, um zu nützen. Deswegen haben die Brüder dich mir zur Seite gestellt und mir die Leitung dieser Angelegenheit übertragen. Ich weiß ja, daß deine Besorgnis mehr mir gilt als deiner eigenen Person — aber laß mich gewähren, es muß sein!“

Er schüttelte den Kopf, aber die Festigkeit ihres Entschlusses erkennend, verzichtete er auf weitere Versuche, denselben zu erschüttern, und ging langsam hinaus.

Als die Thür sich hinter ihm geschlossen hatte, sprang sie von dem Schaukelstuhl auf. Sie hatte sich mit Auf-

gebot ihrer vollen Willenskraft den Zwang auferlegt, trotz der sich steigernden nervösen Unruhe, welche sie bei dem Widerspruch ihres Genossen erfüllte, die langsam schaukelnde Bewegung fortzusetzen. Sie liebte es, eine derartige geistige Gymnastik zu betreiben, den Körper vollständig unter die Gewalt des Willens zu beugen. Dabei war sie aber doch so sehr Weib, daß die Gegenwart des Mannes, wenn er ihr auch persönlich völlig gleichgültig war, sie schon aus Eitelkeit zum Ausharren veranlaßte.

Allein geblieben, ging sie einigemal mit raschen Schritten im Zimmer auf und ab und blieb dann an dem Fenster stehen, ihren Blick auf den alten Bäumen vor demselben ruhen lassend. Ihre Züge nahmen allmählich einen bei ihr ungewohnten, fast träumerischen Ausdruck an.

„Ruhe — Friede!“ flüsterte sie vor sich hin. „Ruhe, Friede, wie ich sie kaum je vorher kennen gelernt. Vielleicht hinge es nur von mir ab, dauernd sie zu genießen. Der Leutnant — er ist nicht gerade besonders geistig hervorragend, aber ein guter Mensch; er würde ein bequemer, sogar ein sehr bequemer Gatte sein, zufrieden, wenn man ihm den Wahn ließe, daß er geliebt wird. Und vielleicht brauchte es gar nicht einmal ein Wahn zu bleiben, vielleicht bildete sich allmählich jene Zuneigung heran, die dauernder ist als die stürmische Leidenschaft.

Eng ist der Kreis der Pflichten hier, eng sind die Anschauungen — aber diese Leute sind glücklicher als wir, die wir umherfahren in der Welt, von großen Gefühlen das Herz geschwellt, doch friedlos, heimatlos, elend, von That zu That, uns selbst zu belügen, uns selbst zu vergessen.

Ruhe, Friede — hier könnte ich sie finden! Aber habe ich das Recht, nur an mich zu denken? Bin ich nicht gekettet an die Aufgabe, der ich mich geweiht habe? Gekettet mit unauflöslichen Banden?

Man würde mich vielleicht freigeben — es würde mir vielleicht gelingen, das stürmische Pochen meines Herzens zu beschwichtigen, mich einzuleben in den engen, aber glücklichen Kreis — vielleicht, vielleicht, vielleicht! Aber wer giebt mir dafür die Gewähr?"

Sie schwieg und starrte düsteren Blickes hinaus.

„Warum mich selbst belügen?" fuhr sie in ihrer Gedankenreihe fort. „Das ist eine Feigheit, deren ich mich sonst nicht schuldig zu machen pflegte. Fort mit diesen Thorheiten, diesen Träumen von Glück und Frieden! Ein dunkler Schatten erhebt sich zwischen mir und ihnen — ich habe das Recht verwirkt, glücklich zu sein. — Was nützt dein Zucken, armes, gequältes Herz? Was nützt es, daß du aufschreist in bitterem Schmerz, daß du stürmisch verlangst nach Glück? Du hast kein Recht darauf, du nicht.

Jene unsichtbar waltende Macht, welche die einen Gottheit, die anderen Schicksal nennen, welche dich auf den Weg geführt hat, den du wandelst, sie will nicht, daß du glücklich werdest. Sie will nicht, daß du dich eindrängst in den Kreis dieser Menschen, die ich beschränkt nannte, und die vielleicht klüger sind als ich, denn sie fanden das Glück, das mir versagt blieb, das mir ewig versagt bleiben muß.

Aber was ich sein muß, das will ich ganz sein."

Die volle Festigkeit ihres Entschlusses sprach aus ihren Zügen, aus denen die träumerische Weichheit mehr und mehr entschwunden war. Als ihr Kaspary gemeldet wurde, gab sie dem Mädchen den Auftrag, ihn nach zehn Minuten zu ihr zu führen, und benutzte die Pause, um rasch noch die Stirn in kölnischem Wasser zu baden und ihrem Antlitz den Ausdruck der Sorglosigkeit zu geben.

„Ich bin sehr fleißig gewesen, Herr Kriminalkommissar," rief sie, ein wenig über das Ziel hinausschießend, dem

Eintretenden munterer entgegen, als es eigentlich von einer Dame in ihrer Lage zu erwarten war. „Die Ueberſetzung des Briefes, den Boris an Iwan geſchrieben, iſt fertig; die der Liſte iſt nahezu vollendet."

„Ich danke Ihnen ſehr, mein gnädiges Fräulein," antwortete er in verbindlichem Ton. „Sie erſparen mir dadurch viel Zeit; ich hätte ſonſt die Schriftſtücke nach Berlin ſchicken müſſen. Vor allem aber iſt es wichtig, daß ich durch Sie auf die Spur deſſen gebracht wurde, der, wie ich jetzt mit Beſtimmtheit glaube, den Mord begangen hat."

„Sie meinen Boris Meriſchoff?"

„Natürlich, wen ſonſt? Die alte Juriſtenregel, zuerſt nach dem zu fragen, welchem ein Verbrechen zu gute kommt, wird ſich jedenfalls auch hier wieder bewähren."

Wiederum leuchtete auf einen Moment ein ſofort wieder erſtickter Blitz der Freude aus ihren Augen. „Ich kann es noch nicht recht glauben," rief ſie nach ſekundenlanger Pauſe aus. „Ein Brudermord! Es wäre zu entſetzlich!"

„Mir iſt ſchon Entſetzlicheres vorgekommen," erwiderte er ruhig. „Ich habe ſofort Nachforſchungen nach dieſem Boris Meriſchoff veranlaßt. Sobald wir erſt ſein Signalement haben, wird genau nachgeforſcht werden, ob er in jener Nacht im Zuge geweſen iſt."

„Wie lange kann es dauern, ehe dieſes Signalement eintrifft?" frug ſie, nachläſſig mit ihrem Federhalter ſpielend.

„Vier bis fünf Tage mindeſtens."

„So lange?"

„Es fehlt ja faſt an jeglichem Anhaltspunkt, um zu wiſſen, wo er ſich befindet."

„Wahrſcheinlich iſt er noch in Poſen — oder in Königsberg."

„Wenn er vor der That in einem dieſer beiden Orte

gewesen ist, dann wird er jetzt, nach derselben, schwerlich dort anzutreffen sein."

„Warum nicht? Wäre das nicht das Sicherste?"

„Er fiele dann allerdings am wenigsten auf, wäre aber auch, falls der Verdacht sich dringender gestalten sollte, am leichtesten zu fassen."

„Das ist richtig. Uebrigens glaube ich nicht, daß er die That selbst begangen hat."

„Warum nicht?"

„Er ist zu feig dazu."

„Es würde mir sehr lieb sein, wenn Sie die Güte haben wollten, mir alles zu erzählen, was Sie von ihm wissen."

„Es ist leider nicht viel. Iwan sprach nicht gern von seinem Bruder, dessen Leidenschaft für das Spiel ihn wohl schon in viele Unannehmlichkeiten gebracht haben mag. Ich weiß nur, daß er früher Marineoffizier war, aber wegen einer üblen Spielgeschichte seinen Abschied nehmen mußte. Er ist jeden Winter in Monaco, im Sommer sucht er Bäder auf, in denen gespielt wird. Es wundert mich, daß er nach Posen ging, da Russen und besonders russische Offiziere bei den polnischen Edelleuten, die ja allerdings viel spielen, schwer Eingang finden. — Aber was sehen Sie so auf meine Füße?" unterbrach sie sich plötzlich lachend.

Sie hatte sich, als sie ihre Erzählung begann, bequem in ihren Sessel zurückgelegt, und bei dieser Gelegenheit waren ihre Füße unter dem Saum des Kleides zum Vorschein gekommen.

„Sie sind leider nichts weniger als schön," fuhr sie fort, „sondern breit und plump. Das kommt daher, daß ich als Kind tagelang in der Steppe herumgestreift bin."

„Ihr Herr Vater gestattete das?" frug Kaspary. Er hatte sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen wollen,

Weras Fuß mit den Fußspuren, die ihm noch genau vor Augen standen, zu vergleichen. Es war aber gar nicht daran zu zweifeln, daß die Fußspur mindestens einen Zoll schmäler und kürzer war als ihr Fuß — oder wenigstens als der Schuh, den sie jetzt trug.

„Gewiß," beantwortete sie seine Frage. „Es war ja keine Gefahr dabei. Wir Kinder kannten uns aus in der Steppe, und hätten wir uns einmal verirrt, so hätten die Kosaken uns schnell genug zurückgebracht."

„Was wissen Sie noch von Boris Merischoff, gnädiges Fräulein?"

„Eigentlich weiter gar nichts."

„Wie sieht er aus?"

„Ich habe ihn nie gesehen."

„Es mußte ihn doch interessieren, die künftige Gattin seines Bruders kennen zu lernen?"

„Ich glaube, daß er mich haßte, ohne mich zu kennen."

„Weil ihm die Erbschaft seines Bruders durch dessen Heirat zu entgehen drohte?"

„Ganz recht. Eine Photographie von ihm habe ich allerdings bei Iwan gesehen."

„Wie sah er nach derselben aus?"

„Er war groß — Iwan sagte mir einmal, daß sein Bruder ebensogroß sei als er — und hatte überhaupt Aehnlichkeit mit Iwan, besonders im Schnitt der Nase und des Mundes."

„Er war brünett wie sein Bruder?"

„Er hatte schwarzes, kurz geschnittenes, an den Schläfen schon leicht ergrauendes Haar und schwarzen, dichten Vollbart."

„So muß er eine ziemlich stattliche Erscheinung sein?"

„Allerdings."

„Hatte er irgend welche besondere Kennzeichen?"

„Jawohl, eine Hiebnarbe, quer über die linke Backe laufend.“

„Das iſt von Wichtigkeit. Sonſt wiſſen Sie nichts von ihm?“

„Leider nein.“

„Nun, es iſt immerhin ſchon etwas.“

„Wollen Sie mir nicht auch erzählen, wie weit Sie in Ihrer Unterſuchung fortgeſchritten ſind?“

Kaspary war auf dieſe Frage vorbereitet; es wäre unnatürlich geweſen, wenn Wera ſie nicht geſtellt hätte.

„Meine Reſultate,“ begann er, entſchloſſen, ihr einen Teil der Wahrheit zu ſagen, um ſie nicht mißtrauiſch zu machen, „ſchienen anfänglich einen guten Fortgang der Unterſuchung zu verſprechen, plötzlich aber riß der Faden ab.“

„O, das bedauere ich ſehr.“

„In Retſchin hatten nur wenige Perſonen den Zug verlaſſen. Daß der Mörder ſich unter ihnen befand, konnte kaum bezweifelt werden.“

„So?“

„Erſtens ſprach ſchon die allgemeine Wahrſcheinlichkeit dafür, daß er es nicht wagen würde, länger als unbedingt nötig die Fahrt mit ſeinem Opfer gemeinſam fortzuſetzen; zweitens waren die Perſonen, welche ſich in demſelben Wagen mit dem Ermordeten befunden hatten und weiterfuhren, durchaus unverdächtig, und drittens war eine Reiſetaſche, welche der Ermordete nach Ausſage des Schaffners bei ſich gehabt hatte, verſchwunden.“

„Das war das Entſcheidende.“

„Sehr richtig. Entweder mußte der Mörder bei ſeinem Ausſteigen in Retſchin ſie mit ſich genommen haben, oder er hatte ſie, was das Wahrſcheinlichere war, unterwegs aus dem Coupéfenſter geworfen.“

„Warum war das wahrſcheinlicher?“

„Weil er befürchten mußte, daß die Tasche zu seiner Entdeckung führen könne."

„Zugegeben. Was dann?"

„Es ließ sich durch Befragen der in Retschin ausgestiegenen Passagiere, welche dem Ort angehörten, feststellen, daß zwei Reisende nicht im Ort geblieben waren, sondern die rechts aus demselben hinausführende Landstraße eingeschlagen hatten."

„Ah, das ist allerdings verdächtig — so mitten in der Nacht!"

„Es erschien auch mir verdächtig. Ich folgte ihnen und fand, daß sie nach einigen hundert Schritten links abgebogen und um Retschin herumgegangen waren."

„Das waren sicher die Mörder."

Kaspary beobachtete die Russin unter den halbgesenkten Augenwimpern hindurch scharf, konnte aber nicht die Spur einer Bewegung in ihrem Antlitz entdecken. Auch ihre Stimme klang, wenn auch etwas überrascht, so doch sicher.

„Gewiß waren sie es," fuhr er fort. „Ihre Spur ließ sich deutlich, wenn auch nicht ohne Mühe, verfolgen bis zu dem Bahndamm."

„Und dort?"

„Hörte sie plötzlich auf."

„Das ist schade!"

„Ich fand sie aber wieder."

„Ah — auf welche Weise?"

„Ein weggeworfenes schwedisches Streichholz weckte in mir die Vermutung, daß sie sich eine Zigarre oder eine Laterne angezündet hatten."

„Eine Laterne? Wozu? War der Weg so schwer zu finden?"

„Das nicht, wohl aber die Reisetasche, die sie zweifellos suchten."

„Ganz recht, das vergaß ich."

„Ich ging nun am Bahndamm entlang, und an einem Graben, der unter demſelben hindurchgeht, fand ich die Spur wieder.“

Kaspary machte eine Pauſe, als ob er ſich beſinne.

„Wohin führte ſie?“ frug Wera.

Dieſe Frage war etwas unbedachtſam, denn jemand, der gar keine Kenntnis von dem Hergange hatte, mußte annehmen, daß ſie ſich am Bahndamm entlang fortgeſetzt habe.

„Sie ging auf dem jenſeitigen Ufer des Grabens weiter,“ antwortete Kaspary, ohne zu verraten, daß jene Frage verdächtig war. „Sie führte bis zu einem Tümpel, dann verlor ſie ſich.“

„Ach, wie ſchade! Und was thaten Sie nun?“

„Ich vermutete, daß ſich die Mörder nach Großwuſterwitz gewandt hätten, weil ſie von dort mit der Bahn bequem nach Berlin gelangen konnten, ohne Retſchin zu berühren.“

„Woraus ſchloſſen Sie, daß die Mörder nach Berlin zu gehen beabſichtigten?“

„Erſtens verlieren ſich in einer großen Stadt Spuren am leichteſten, und zweitens ließ meine bisherige Beobachtung mich zu dem Schluß gelangen, daß ich es mit einem Paar ganz raffinierter Burſchen zu thun habe.“

„Das glaube ich auch. Mit einem Paar alter Zuchthäusler wahrſcheinlich.“

„Ein ſolcher wäre nun zwar Herr Boris Meriſchoff keinenfalls.“

„Aber wahrſcheinlich die Leute, die er als Werkzeug benutzt hat. In den höheren Schichten der Geſellſchaft wird man kaum die Leute ſuchen, deren man ſich zur Ausführung eines derartigen Planes bedienen will.“

„Darin haben Sie vollſtändig recht, gnädiges Fräulein. Jedenfalls wußte ich damals noch nicht, in wem

ich den Urheber des Mordes zu suchen hatte, ja nicht einmal, wer der Ermordete war."

„Waren die Mörder wirklich nach Großwusterwitz gegangen?"

„Ja."

„Das haben Sie zweifellos festgestellt?"

„Ganz zweifellos."

„Auf welche Weise? Das kann ich mir noch nicht recht enträtseln."

„Nichts einfacher als das. Seitens eines der in Retschin ausgestiegenen Bewohner des Ortes war mir eine Personalbeschreibung der beiden gegeben worden."

„Eine Personalbeschreibung?" Ihre Stimme klang plötzlich nicht mehr ganz so fest als bisher.

„Ja, allerdings nur ziemlich oberflächlicher Natur, sich nur auf die von beiden getragenen Anzüge beschränkend."

„Schade, daß nicht auch die Gesichter beschrieben werden konnten!"

Die Stimme der Russin klang jetzt wieder völlig ruhig, und Kaspary schloß daraus, daß jene Anzüge beseitigt seien.

„Sie haben recht, das ist sehr zu bedauern," fuhr er fort. „Indessen genügte die Beschreibung des Aeußeren doch, um festzustellen, daß die Verdächtigen wirklich nach Wusterwitz gefahren waren."

„Das liegt, wenn ich nicht irre, in der Richtung nach Königsberg?"

„Ganz recht."

„Und von dort?"

„Dort ist mir ihre Spur leider gänzlich verloren gegangen."

„Sie haben es versucht, sie wiederzufinden?"

„Natürlich. Aber alles war vergeblich."

„Dann wären sie aller Wahrscheinlichkeit nach noch dort?"

„Das ſind ſie keinenfalls. Was ſollen ſie dort?“

„Sich verborgen halten.“

„In einem ſo kleinen Neſt? Schwerlich.“

„Vielleicht haben ſie von dort aus wieder die Bahn benutzt?“

„Wenn das geſchehen iſt, dann nur mit verändertem Koſtüm. So dumm ſind ſie ſicherlich nicht geweſen, die Anzüge, in denen ſie die That begingen, beizubehalten.“

„Das läßt ſich allerdings vorausſetzen. Es iſt ſehr zu bedauern, daß dieſe anfangs ſo viel verſprechende Unterſuchung ſchließlich ſo völlig erfolglos geblieben iſt.“

„Es iſt leider nicht zu ändern. Um ſo mehr Veranlaſſung habe ich, mit ganzem Eifer die mir von Ihnen neu gezeigte Spur zu verfolgen. — Kann ich die Ueberſetzungen haben, von denen Sie vorhin ſprachen?“

„Gewiß. Nur einen Augenblick warten Sie, es iſt mir ein Tintenfleck darauf gekommen.“

Sie zog ein zierliches, in Perlmutterſchalen gefaßtes Meſſerchen, das jedoch eine ziemlich ſtarke Klinge hatte, aus der Taſche ihres Kleides und begann, den Fleck zu radieren.

Starr blickte Kaspary einen Moment auf dieſes Meſſer — die Spitze desſelben war abgebrochen, und das abgebrochene Stück war zweifellos jenes, welches er in der Reiſetaſche ſtecken gefunden hatte und wohlverwahrt bei ſich trug.

Es war eigentümlich: jedesmal, wenn er etwas entdeckt hatte, das ſeinen Verdacht gegen Wera abzulenken oder doch wenigſtens zu vermindern geeignet war, folgte bald darauf wieder eine Entdeckung, welche jenen Verdacht beſtätigte.

Er mußte ſich zuſammennehmen, um ſeine Erregung nicht zu verraten. „Das iſt ja ganz unnötige Mühe, die Sie ſich da geben, gnädiges Fräulein,“ ſagte er. „Der

Tintenfleck vermindert den Wert Ihrer Arbeit nicht im mindeſten."

„Ich halte aber darauf, daß das, was von mir kommt, möglichſt fehlerlos iſt," gab ſie zur Antwort. „Wer weiß, ob meine Ueberſetzung nicht noch als Beweisſtück in dem Prozeß gegen Boris Meriſchoff dienen muß. Da will ich doch eine reinliche Arbeit abliefern."

Sie war inzwiſchen mit dem Radieren fertig geworden und reichte ihm das Schriftſtück, welches ſie angefertigt hatte, und das Original. „Soll ich Ihnen auch den anderen Bericht fertig überſetzen?" frug ſie. „Es fehlen nur noch wenige Zeilen."

„Wenn ich darum bitten dürfte."

In wenigen Minuten hatte ſie auch die andere Ueberſetzung vollendet und reichte ſie ihm nebſt dem Original.

„Nur noch eine kleine Bitte," ſagte er, an ſeinen Dank anknüpfend. „Wollen Sie ſo gut ſein, die Treue der Ueberſetzung mit Ihrer Unterſchrift zu beſcheinigen?"

„Wozu das?"

„Es iſt eine Dienſtvorſchrift bei uns, von der ich nicht gern abweichen möchte."

„Wenn Ihnen daran gelegen iſt — meinetwegen. Was ſoll ich ſchreiben?"

„Nur: für richtige Ueberſetzung — nebſt Datum und Ihrem Namen."

„Gut."

Sie that es und reichte ihm dann nochmals das Schriftſtück, das er, um die Schrift trocknen zu laſſen, noch offen in der Hand hielt.

„Wünſchen Sie ein Löſchblatt?" frug ſie.

„Es iſt nicht nötig; es iſt auch ſo gleich trocken."

„So hätten wir wohl unſer Wiſſen ausgetauſcht. Aber iſt denn jetzt gar nichts zu unternehmen?"

„Ehe Boris Meriſchoff ermittelt iſt, ſchwerlich."

„Dieſe Unthätigkeit drückt mich. Ich bin hierhergekommen, um die Sache vorwärts bringen zu helfen.“

„Das haben Sie auch durch Ihre Mitteilungen über Boris Meriſchoff in mehr als genügendem Maße gethan.“

„Mir genügt es aber nicht. Können Sie mir denn gar nichts zu thun geben?“

„Wenn gnädiges Fräulein zunächſt die Güte haben wollten, die dritte Ueberſetzung fertigzuſtellen . . .“

„Und dann?“

„Dann muß ich ſie prüfen, ihren Inhalt erwägen. Vielleicht geben die Schriftſtücke, insbeſondere der Brief des Boris Meriſchoff, noch weitere Anhaltspunkte.“

„Wollen wir nicht gemeinſam noch einen Verſuch machen, die Spur der Uebelthäter in Wuſterwitz wieder aufzufinden?“

„Ich kann nicht glauben, daß ein ſolcher Verſuch Erfolg hat. Ich habe nach dieſer Richtung hin bereits alles mögliche gethan. Wenn Ihnen indeſſen etwas daran gelegen iſt, gnädiges Fräulein, ſo ſtehe ich Ihnen morgen gern zu Gebote.“

„Warum nicht heute?“

„Es erſcheint mir wichtiger, erſt den Brief nach allen Richtungen hin zu prüfen; bis ich damit fertig bin, dürfte es zu ſpät ſein, noch eine ſolche Tour zu unternehmen. Wuſterwitz iſt ziemlich weit.“

„Auf morgen alſo! Wollen Sie mich hier abholen?“

„Sehr gern, gnädiges Fräulein.“

„Soll ich den Major um einen Wagen bitten?“

„Ich würde es vorziehen, zu Fuß zu gehen.“

„Aus welchem Grunde?“

„Es erregt weniger Aufſehen, außerdem iſt es nicht ausgeſchloſſen, daß wir unterwegs noch etwas von Wichtigkeit entdecken.“

„Meinen Sie?“

„Unmöglich ist es nicht, wenn auch allerdings sehr unwahrscheinlich. Wenn Sie indessen die Strapazen des Weges fürchten . . ."

„O, keineswegs, ich bin sehr gut zu Fuß. Auf morgen also!"

„Auf morgen!"

Er ging. Es war ihm klar, daß sie ihn von Bredow entfernen wollte. Es mußte ihr sogar sehr viel daran gelegen sein, denn sie setzte sich in Wusterwitz der Gefahr aus, wiedererkannt zu werden. Jedenfalls mußte sie sich sehr sicher fühlen, sonst würde sie ihm nicht einen derartigen Vorschlag gemacht haben.

Warum aber wollte sie ihn entfernen?

Diese Frage war nicht schwer zu beantworten. Sie führte etwas im Schilde, das in seiner Gegenwart zu vollbringen sie sich nicht getraute, das also von Wichtigkeit sein mußte. Dagegen sprach allerdings wieder der Umstand, daß sie es nicht selbst unternehmen, sondern durch jemand anders, jedenfalls entweder durch ihren Diener oder durch den Leutnant, vollführen lassen wollte.

Aller Wahrscheinlichkeit nach hatte es auf Mieskо Bezug. Dann aber hatte Gertrud recht, dann hatten die augenscheinlich dem Päckchen entnommenen Papiere schon gefehlt, als Mieskо es übergab, dann hatte er sie herausgenommen.

Ob er sie wohl Gertrud herausgeben würde? Das war eine Frage, von der sehr viel abhing.

Und wenn nicht, was sollte dann geschehen?

Dann mußte er natürlich selbst eingreifen. In welcher Weise, darüber zerbrach er sich vorläufig den Kopf noch nicht. Das konnte erst festgestellt werden, wenn er Mieskо gesehen und gesprochen hatte, wenn er wußte, was dieser für ein Bursche war.

So weit war er in seinen Reflexionen auf dem Weg

nach dem Dorfe gekommen, als ein leiſes „Pſt!“ ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich zog.

Er ſah ſich um, erblickte aber niemand.

„Bleiben Sie ſtehen, wo Sie jetzt ſind, Herr Schulze,“ hörte er eine Stimme flüſtern, die er ſofort als die Wesners erkannte. Dieſer mußte ſich hinter der Hecke befinden, welche den Weg einfaßte.

„Zünden Sie ſich eine Zigarre an, damit Ihr Stehenbleiben nicht auffällt,“ riet Wesner.

Kaspary that es. „Was iſt los?“ frug er leiſe.

„Ich möchte Ihnen gern eine Mitteilung machen, kann es aber nicht,“ fuhr Wesner fort, „denn der Burſche, der Petrowitſch, ſchleicht hinter Ihnen her. Erwarten Sie mich im Gaſthof auf Ihrem Zimmer. Ich komme, ſobald die Luft rein iſt.“

„Gut.“

Kaspary ſetzte ſeinen Weg fort. Daß Wera ihn beobachten ließ, verſtärkte natürlich ſeinen Verdacht gegen ſie. Jedenfalls aber mußte er ſich vorläufig ſtellen, als bemerke er dieſe Beobachtung gar nicht.

Er ging deshalb ruhig weiter nach ſeinem Zimmer und unterzog die ihm von Wera übergebenen Schriftſtücke einer genauen Prüfung, zunächſt Weras Unterſchrift. Dieſe war mit flotten Zügen hergeſtellt; ſie zeugte entſchieden von Uebung, ebenſo wie die feſte, faſt männliche Handſchrift überhaupt. Dann unterzog er den Inhalt des Briefes einer genauen Prüfung. Derſelbe lautete:

„Lieber Iwan!

Daß ich Dich noch immer ſo nenne, trotz alles deſſen, was zwiſchen uns vorgefallen iſt, geſchieht deshalb, weil ich nicht glauben kann, Du würdeſt Deinen einzigen Bruder in der furchtbaren Verlegenheit, in welcher er ſich befindet, im Stich laſſen.

Ich will nicht den Verſuch machen, durch detaillierte

Schilderung derselben Dein Herz zu rühren — ich habe leider nur zu oft die bittere Erfahrung gemacht, daß dies vergeblich ist. Aber das sage ich Dir — Du spielst ein gefährliches Spiel. Du weißt, wozu ich fähig bin, wenn die Verzweiflung sich meiner bemächtigt. Erfüllst Du meine Bitte nicht, so wirst Du es zu bereuen haben, bitter zu bereuen haben, sehr bald zu bereuen haben.

Halte das nicht für eine leere Drohung — Du weißt, daß ich solche nicht liebe. Vernichte diesen Brief, sobald Du ihn gelesen hast — ich möchte nicht, daß er in andere Hände, vielleicht gar in die Deiner Braut, Deiner demnächstigen Gattin, falle.

Dein Bruder

Boris Merischoff."

Wenn dieser Brief echt war, so bildete er allerdings ein sehr schweres Verdachtsmoment, und Kaspary würde ihn jedenfalls als ein solches aufgefaßt haben, wenn er nicht fest überzeugt gewesen wäre, daß es sich um ein Fabrikat Weras handle, welches lediglich zu dem Zweck hergestellt war, ihn auf eine falsche Spur zu bringen.

Vielleicht hätte er noch geschwankt, wenn nicht eine Mitteilung, welche der Gendarm ihm gemacht, seinen Verdacht gesteigert hätte.

In einem hohlen Baum des unweit Wusterwitz sich hinziehenden Forstes waren die Kleidungsstücke, welche die Mörder bei Verübung der That getragen, entdeckt worden. Ein Zufall hatte zu der Entdeckung geführt. Der Förster hatte seinen gewöhnlichen Rundgang gemacht, als sein kleiner Dachshund stehen blieb und heftig einen Baum anbellte, der, schon seit längerer Zeit hohl, von dem Förster nur deshalb noch stehen gelassen worden war, weil in demselben ein in dieser Gegend seltener und durch Insektenvertilgung der Forstwirtschaft sehr nützlicher Vogel, der große Buntspecht, sein Nest gebaut hatte.

Der Förſter hatte, um dieſen Vogel nicht zu beunruhigen, den Dachshund abgerufen, dieſer aber nur zögernd und unter ſo heftigem Bellen gegen den Baum der Aufforderung Folge geleiſtet, daß der Förſter ſich doch veranlaßt geſehen hatte, den Baum einer näheren Unterſuchung zu unterziehen, die jene Kleidungsſtücke zu Tage förderte. Der Beamte vermutete ſofort, daß der Fund mit dem Eiſenbahnmorde in Verbindung ſtehe, und überlieferte ihn dem Gendarmen in Wuſterwitz, der wiederum ſeinen Kollegen in Bredow davon benachrichtigte.

Das war es, was der Gendarm Kaspary mitgeteilt hatte, und dieſer hatte ihn erſucht, ihm ſchleunigſt die Sachen aus Wuſterwitz herbeizuſchaffen.

Der Gendarm verſprach, um fünf Uhr nachmittags wieder zurück zu ſein; er durfte ſeinen übrigen Dienſt, der ihm einen Patrouillenritt vorſchrieb, nicht außer acht laſſen. Die Sachen ſollten dann nach Kasparys Zimmer gebracht werden, und zwar, um Aufſehen zu vermeiden, nicht durch den Gendarmen ſelbſt, ſondern durch einen Knecht, der im Dienſt des Schwiegervaters desſelben, eines Bauern im Dorfe, ſtand.

Kaspary erwartete ſie mit Ungeduld, mit kaum geringerer den Bericht Wesners.

Endlich erſchien letzterer.

„Ich mußte Vorſichtsmaßregeln anwenden," ſagte er, ſein Ausbleiben motivierend, „denn der Kerl, der Petrowitſch, iſt Ihnen gefolgt und ſitzt unten in der Schenkſtube."

„In der That?"

„Es iſt, wie ich Ihnen ſage. Er hat ſeinen Platz am Fenſter genommen, ſo daß er jeden ſehen kann, der hier aus und ein geht. Es iſt zweifellos, daß er beauftragt iſt, Sie zu beobachten."

„Gut, daß wir das wiſſen. Von Ihnen ſcheinen un-

sere Gegner noch nichts zu ahnen. Nun aber berichten Sie: Was ist mit dem Polen?"

„Wie Sie wohl aus meinem Zettel ersehen haben werden, verlor ich den Burschen aus den Augen, als er bei dem Anblick des Leutnants entfloh. Es war nicht meine Schuld; der Bursche ist schnellfüßig wie ein Hase, und es war nicht daran zu denken, ihn im Walde wiederzufinden."

„Schon gut; ich bin überzeugt, daß Sie thaten, was möglich war."

„Ich legte mich nun in der Nähe der Hütte in den Hinterhalt. Diese schien leer zu sein; nichts regte sich in ihr und um sie außer einer großen grauen Katze."

„Weiter!"

„Nach einer ziemlich langen Zeit erschien der Leutnant v. Bredow, drückte auf die Klinke, rüttelte an ihr, rief dann „Marfa!" — so heißt die Mutter Mieskos — und als alles stumm blieb, setzte er sich auf die Bank vor der Thür und schlief ein."

„Er schlief ein?"

„Ja, zum Glück. Bald darauf kam Miesko vom Walde daher. Als er den Leutnant sah, ergriff er schleunigst wieder die Flucht."

„Wohin?"

„Wieder in den Wald, seinen Lieblingsaufenthalt."

„Was that er dort?"

„Er suchte eine ihm jedenfalls wohlbekannte Lichtung auf, an der Erdbeeren in Menge wachsen. Diese pflückte er und verzehrte sie zu einem aus der Tasche gezogenen Stück Schwarzbrot."

„Und dann?"

„Kroch er in ein Dickicht, das nicht weit entfernt war, streckte sich behaglich aus und schlief bald ein."

„Und Sie kamen hierher?"

„Sobald ich mich überzeugt hatte, daß er fest schlief."

„Gut. Nach dieser Richtung hin ist momentan nichts zu fürchten; aber es ist doch gut, wenn Sie ihn, nachdem Sie gegessen haben, wieder aufsuchen."

„Ich möchte aber nicht gern nach der Schenkstube, solange der Petrowitsch noch unten sitzt."

„Nein, das dürfen Sie auch nicht. Ich werde mir etwas Essen hier herauf bestellen. Sobald die Magd es bringt, treten Sie hinter den Ofen."

Es geschah. Nachdem Wesner sich dann ebenso vorsichtig, wie er gekommen, zur Hinterthür hinaus wieder entfernt hatte, nahm Kaspary die Briefe wieder vor. Aber kaum hatte er dies gethan, als der Knecht mit den im Walde aufgefundenen Sachen erschien.

Er gab dem Burschen ein Trinkgeld und verabschiedete ihn, ungeduldig, den Inhalt des Sackes zu untersuchen. Er leerte denselben auf den Tisch aus. Stück für Stück wurde von allen Seiten besichtigt; nirgends fand sich der mindeste Anhaltspunkt für die Herkunft der Sachen. In den Taschen war ebensowenig etwas zu finden; nur ein klein wenig Tabakstaub, von türkischem Tabak herrührend, wie man ihn für Zigaretten zu verwenden pflegt, füllte ein Winkelchen der rechten Westentasche des kleineren Anzuges aus. Alle Säume fühlte Kaspary nach; nirgends war etwas verborgen. Es war klar, daß die Verfolgten peinlich darauf bedacht gewesen waren, in den Anzügen nichts zurückzulassen, was zur Feststellung des Ursprungs derselben hätte führen können.

Enttäuscht steckte Kaspary sie wieder in den Sack, den er nach Berlin schicken wollte, damit man dort einen freilich nahezu aussichtslosen Versuch mache, durch Anfragen bei sämtlichen Kleidermagazinen auf die Spur der Käufer zu kommen. Der kleinere Anzug war noch ganz neu und konnte erst seit ganz kurzer Zeit getragen worden

Digitized by Google

sein. Als Kaspary den zu diesem gehörigen Rock in den Sack steckte, zog er plötzlich mit einem leisen, unwillkürlichen „Au!" die Hand zurück. Er hatte sich an einer Nadel geritzt. Nochmals zog er den Rock heraus und entdeckte bei genauerer Nachforschung unter dem Kragen desselben eine Haarnadel.

Hätte er noch Zweifel daran gehabt, daß der ihm geschilderte junge Mann ein verkleidetes Weib gewesen sei, so hätten sie jetzt schwinden müssen. Und ebensowenig zweifelte er, an die abgebrochene Messerspitze denkend, daran, daß Wera dieses Weib gewesen war. Freilich, der Beweggrund, aus welchem sie ihren Verlobten ermordet hatte, war ihm noch nicht klar. Aber er glaubte kaum zu irren, wenn er annahm, daß er in ihr eine jener Frauen erblicken müsse, welche, oft den höchsten Klassen der Gesellschaft angehörend, um so gefährlicher sind, weil niemand aus ihrem Bekanntenkreise ahnt, mit wem er es zu thun hat. Vielleicht war auch Eifersucht im Spiel — wer konnte es wissen!

Er nahm sich vor, bei passender Gelegenheit ihr ein wenig auf den Zahn zu fühlen. Möglicherweise ergab sich eine solche bei dem beabsichtigten Spaziergang nach Wusterwitz.

Noch ein Umstand fiel ihm auf, der ebenfalls dafür sprach, daß ein Weib diese Kleidungsstücke getragen hatte. Nachdem sie längere Zeit auf dem Tisch gelegen hatten, entströmte ihnen ein feiner Duft. Nun kommt es ja auch nicht selten vor, daß Herren sich parfümieren, aber dieser Geruch war der eines Parfüms, das Damen mit Vorliebe zu benutzen pflegen: Violettes de Parme.

Eine ganze Kette von Indizien reihte sich aneinander. Mancher Kollege Kasparys hätte vielleicht auf Grund derselben schon die Verhaftung Weras vorgenommen. Aber dieser hütete sich wohl, es zu thun. Nichts ist für einen

Kriminalbeamten ein schlimmerer Schlag, als wenn der, den er auf Grund seiner Nachforschungen für den Schuldigen hält, nachher vom Staatsanwalt außer Verfolgung gesetzt oder von den Gerichten freigesprochen wird. Er wußte, daß die meisten seiner Kollegen ihn um seine bisherigen Erfolge beneideten; er wußte, daß er wegen derselben bei seiner vorgesetzten Behörde sehr gut angeschrieben war; aber ein einziger Mißgriff in einer Sache, die solches Aufsehen erregte, die auch aller Wahrscheinlichkeit nach einen politischen Hintergrund hatte, wäre genügend gewesen, um alles, was er bisher geleistet hatte, in den Schatten zu stellen. Wenn sein Streben erfolglos blieb, so würde man überzeugt sein, daß eben nichts zu machen gewesen sei. Weit besser das, als seinen so mühsam errungenen Ruf auf das Spiel setzen.

Er brauchte ja auch nicht zu fürchten, daß sie ihm entkomme. Der Versuch des Leutnants, Miesko zu sprechen, genügte vollkommen, um in ihm die Ueberzeugung zu erwecken, daß dieser in der That wichtige Dokumente zurückbehalten habe. War aber Wera in Bredow, um diese in ihre Hände zu bekommen, so war nach seiner Kenntnis ihres Charakters mit Sicherheit darauf zu rechnen, daß sie nicht eher weggehen würde, bis sie ihren Zweck erreicht oder sich überzeugt hatte, daß dies unmöglich sei. Letzteres mußte im Notfall noch so lange hinausgeschoben werden, bis er genügendes Material gegen sie gesammelt hatte, um mit dem entscheidenden Schlage vorgehen zu können. Woher dies kommen sollte, wußte er freilich noch nicht. Hätte er nur einmal ihren Fuß messen, sich überzeugen können, ob sie wirklich größere Schuhe trug, als nötig war. Er sann lange nach, wie er es anfangen solle, dies zuwege zu bringen, ohne daß ihm eine Idee kam, wie es in unauffälliger Weise geschehen könne.

Während seines Nachsinnens war es dunkel geworden,

und er begab sich nun nach der Hütte Mieskos, um für den Fall zur Hand zu sein, daß man Gertrud, welche um diese Zeit den Genannten besuchen und von ihm die übrigen Papiere erlangen wollte, etwa ein Hindernis in den Weg lege. Der vergebliche Versuch des Leutnants, zu Miesko zu gelangen, mahnte ihn zur äußersten Vorsicht.

Zwölftes Kapitel.

Fritz v. Bredow war, als er am Nachmittage von seiner vergeblichen Suche nach Miesko zurückkehrte, von Wera in so liebenswürdiger Weise empfangen worden, als hätte er den größten Erfolg gehabt. Sie hatte ihn jetzt genau genug studiert, um zu wissen, wie sie ihn zu behandeln habe. Das war um so nötiger, als sie ihm eine Aufgabe übertragen wollte, zu deren Uebernahme er, wenn sie ihm dieselbe direkt aufgetragen hätte, jedenfalls nicht die geringste Lust gezeigt haben würde. Er sollte nämlich, nachdem er noch heute spät am Abend Miesko in seiner Hütte angetroffen und ihm anempfohlen hatte, jedenfalls morgen früh dieselbe nicht zu verlassen, mit dem Kriminalkommissar nach Wusterwitz gehen. Während dieser Zeit wollte sie selbst die Papiere von Miesko herauszubekommen suchen. Daran, daß es dem Leutnant gelingen werde, hatte sie bei reiflicherer Ueberlegung zu zweifeln angefangen, und dieser Zweifel war durch seine Mißerfolge noch bestärkt worden, wenn auch an diesen gewiß nicht Mangel an Eifer die Schuld trug. Damit er aber die ihm zugedachte Rolle übernehme, bedurfte es eines nicht geringen Grades diplomatischer Gewandtheit.

„Während Sie vergeblich auf der Jagd waren," erzählte sie ihm, als sie nach dem Abendbrot mit ihm durch den Park spazierte, „war Herr Kaspary bei mir."

„So? Was wollte er denn?"

„Er hat mir alles erzählt, was er bisher in dieser Angelegenheit vorgenommen hat.“

„Da scheinen Sie ja in hohem Grade sein Vertrauen zu besitzen.“

„Es war nicht so schwer, dasselbe zu erlangen.“

„Das wundert mich.“

„Warum?“

„Diese Herren Beamten der Geheimpolizei pflegen doch sonst sehr zurückhaltend zu sein.“

„O, wenn man sie nur zu nehmen weiß.“

„Sie waren wohl sehr liebenswürdig zu ihm?“

„Sollte ich ihn abstoßend behandeln, da doch sein Beistand mir von so hohem Nutzen sein kann?“

„Mehr freilich als der meinige.“

„Das läßt sich nicht leugnen. Aber selbst davon abgesehen, ist er auch ein sehr netter und recht hübscher Mann, der wohl verdient, daß man ihm Rücksichten angedeihen läßt.“

„Das kann ich nun gerade nicht finden.“

„Sie sehen ihn vielleicht nicht mit ganz unparteiischen Augen an.“

„Sie etwa, gnädiges Fräulein?“

„So ziemlich. Er ist ein geistvoller Mann.“

„Sie fällten vor kurzem ein ganz entgegengesetztes Urteil.“

„Ich habe mich von meinem Irrtum überzeugt.“

„Sie meinten, daß er wenig Begabung für seinen Beruf zeige.“

„Ganz das Gegenteil ist der Fall.“

„Und wenn auch — er ist und bleibt doch immer nur ein Polizist.“

„Ein Beruf, der in unserem Zeitalter sehr notwendig ist.“

„Seinem Träger aber im allgemeinen nicht gerade besondere Achtung einbringt.“

„Das beruht auf Vorurteil."

„Das Sie nicht zu teilen ſcheinen."

„Ich meine, wenn ein vernünftiger Menſch erkannt hat, daß er in einem Vorurteil befangen war, ſo muß er danach trachten, ſich desſelben möglichſt raſch zu entledigen."

„Dies ſcheint Ihnen vorzüglich gelungen zu ſein."

„Ich hoffe es. Sollte es aber nicht der Fall ſein, ſo wird hoffentlich der morgige Vormittag genügen, um es vollſtändig zu überwinden."

„Gedenken Sie ihn morgen vormittag wieder zu empfangen?"

„Das nicht, aber in ſeiner Begleitung einen Spaziergang nach Wuſterwitz zu machen."

„Nach Wuſterwitz? Da ſind Sie alſo den ganzen Vormittag nur mit ihm zuſammen?"

„Aller Vorausſicht nach, ja. Was thut das?"

„Iſt er verheiratet?"

„Nein."

„Sie ſtehen mir zu hoch, Wera, als daß ich glauben könnte, Sie wollten mit ihm nur kokettieren. Auch die Hoffnung, auf dieſe Weiſe Ihr Ziel zu erreichen, könnte ein ſolches Spiel nicht rechtfertigen."

„Wer ſagt Ihnen, daß ich mit ihm ſpiele?"

„Sie können doch nicht im Ernſt daran denken, ihn zu heiraten?"

„Warum nicht?"

„Einen Polizeibeamten?"

„War Iwan Meriſchoff denn etwas anderes?"

„Sie ſagten mir doch, daß Sie gerade deshalb, weil er dieſen Beruf ergriffen, auf dem Punkte ſtanden, Ihr Verlöbnis aufzulöſen."

„Damals ſah ich die Notwendigkeit der Polizei noch nicht ſo ein wie jetzt. — Aber ſeien Sie unbeſorgt, Herr

Leutnant, wenn auch Kaspary ein hübscher und liebenswürdiger Mann ist, so denke ich, vorläufig wenigstens, auch nicht im entferntesten daran, ihn zu heiraten."

„Gott sei Dank."

„Das sagen Sie mit einem Ausdruck, der . . ."

„Der die Sprache meines Herzens ist."

Wera schwieg.

„Hat dieses Wort Sie beleidigt?" frug Fritz mit weicher Stimme.

„Beleidigt — nein, aber traurig hat es mich wieder gestimmt."

„Wie ist das möglich?"

„Sie scheinen immer zu vergessen, ein wie herber Schicksalsschlag mich eben erst getroffen hat."

„Und wenn ich es vergesse — woran liegt es? Daran, daß ich in Ihrer Gegenwart meiner nicht Meister bin. — O Wera, könnten Sie mir nur einen kleinen Teil des Gefühls widmen, das ich Ihnen entgegenbringe!"

„Und wenn dies der Fall wäre?"

„Dann wäre ich glücklich — selig! — Aber ich glaube es nicht," fuhr er langsamer fort, „denn Sie geben mir auch nicht den mindesten Beweis davon."

„Wie sollte ich das?"

„Wenn ich zum Beispiel ein Opfer von Ihnen forderte, würden Sie im stande sein, es mir zu bringen?"

„Vielleicht."

„Darf ich Sie auf die Probe stellen?"

„Immerhin."

„Gut. So verzichten Sie mir zuliebe auf den morgenden Spaziergang mit Kaspary."

Das hatte sie erwartet und gehofft, aber nichtsdestoweniger stellte sie sich sehr überrascht.

„Sie wissen doch, warum ich diesen Gang mit ihm machen will," sagte sie nach einer Pause.

„Ich weiß es nicht."

„Um mich noch mehr mit ihm zu befreunden, sein Vertrauen in noch höherem Grade zu gewinnen."

„Das ist es ja eben, was ich fürchte."

„Es geschieht doch nur um der Sache willen, die mich hierher geführt hat."

„Sie werden noch vielfach Gelegenheit haben, mit Kaspary zu verkehren, mehr als mir lieb ist — können Sie mir nicht dieses kleine Opfer bringen?"

„Liegt Ihnen wirklich so sehr viel daran?"

„An der Sache weniger, als daran, von Ihnen einen Beweis zu erhalten, daß Sie . . . daß Sie mir nicht ganz abhold sind."

„Nun wohl," sagte sie nach einer Pause langsam, „ich will Ihren Wunsch gewähren. Aber ich knüpfe eine Bedingung daran."

„Jede, die Sie wollen." Er küßte in heißer Dankbarkeit ihre auf seinem Arme ruhende Hand.

„Sie ist nicht schwer — Sie müssen an meiner Stelle mit Kaspary gehen."

„Ich?"

„Ja. Ich kann ihn nicht gut allein gehen lassen, nachdem ich ihm auf sein Drängen meine Begleitung zugesagt habe. Ich habe auch meine Gründe dafür, nicht zu wünschen, daß er allein geht."

„Warum nicht?"

„Weil er meiner Ansicht nach zu wenig Wert auf die Spuren legt, die von den Mördern zurückgelassen worden sind."

„Wo?"

„Auf ihrem ganzen Wege, besonders am schwarzen Luch."

„Die, welche wir sahen?"

„Diese und andere. Es handelt sich nun darum, ihn

zu veranlaſſen, jenen Spuren auf das genaueſte nachzuforſchen, wenn auch darüber ſchließlich der ganze Tag vergehen ſollte. Es wäre mir ſogar recht lieb, wenn dies geſchähe."

„Warum?"

„Weil ich — aber dies ſage ich Ihnen nur unter ſtrengſter Diskretion — jetzt gerade auf den Gedanken gekommen bin, dann ebenfalls eine kleine Unterſuchung anzuſtellen, aber nach ganz anderer Richtung hin."

„Mit Miesko?"

„Ja." Ihr war, während ſie mit Fritz ſprach, der Gedanke gekommen, daß, wenn es ihr gelingen ſollte, von Miesko die geſuchten Papiere zu erhalten, es doch vielleicht das beſte ſein würde, unmittelbar darauf abzureiſen. Je größer dann der Vorſprung war, den ſie vor Kaspary haben würde, um ſo beſſer.

„O, es ſoll mir nicht ſchwer fallen, ihn fernzuhalten," rief der Leutnant luſtig. „Im Notfall führe ich ihn in die Wuſterwitzer Torfmoore und laſſe ihn bis zum Abend darin ſtecken."

„Meinetwegen auch noch die Nacht hindurch," ſtimmte Wera in ſeinen Ton ein. „Wenn Ihnen die Löſung dieſer Aufgabe gelingt, werde ich Ihnen zu großem Dank verpflichtet ſein, Herr Leutnant."

„O nicht doch, ich bin Ihnen dankbar, daß Sie mir Gelegenheit geben, Ihnen einen Dienſt zu leiſten. Wir ſind ja ohnedem tief in Ihrer Schuld, die ganze Familie, ich aber beſonders."

„Wofür?"

„Sie fragen noch? Hat nicht das Anerbieten, das Sie meinem Vater bezüglich der Jagd gemacht haben, uns von einem ſchweren Druck befreit? Er hat ſich freilich noch Bedenkzeit ausgebeten, aber ich zweifle nicht, daß er es annehmen wird. Er iſt ſeitdem ſchon weit heiterer."

„Das freut mich."

„Aber wenn Sie morgen Mieſko ſprechen wollen, dann iſt es am beſten, wenn ich ihn jetzt aufſuche und es ihm ſage. Jetzt habe ich am meiſten Ausſicht, den Herumſtreicher zu treffen."

„Sie haben recht. Gehen Sie! Oder nein, ich begleite Sie noch ein Stück."

„Sie überſchütten mich ja heute abend mit Liebenswürdigkeiten," jubelte er, ihren Arm an ſeine Bruſt preſſend.

„Und Sie drücken mir zum Dank den Arm ſo, daß ich morgen blaue Flecken haben werde."

„Die küſſe ich weg," rief er übermütig und zog ſie mit ſich fort.

— — — — — — — — — — — —

Unmittelbar nach dem Abendbrot war Gertrud, wie ſie verſprochen hatte, zu der alten Polin gegangen. Mieſko, der mit einem Gehör wie das eines Luchſes begabt war, hatte ſich, als er ſie kommen hörte, von ſeinem Lager aufgerichtet und war ihr entgegengeeilt. Er wollte nicht, daß ſeine Mutter, die nach ihrer Lieblingsgewohnheit am glimmenden Herdfeuer ſaß und in die Glut ſtarrte, erfahre, um was es ſich handle.

„Bekomme ich Geld?" rief er mit gedämpfter Stimme und bat ſie, auf der Bank vor der Hütte Platz zu nehmen, die von dem mächtigen Lindenbaum völlig in nächtiges Dunkel getaucht wurde.

„Ich würde es dir ſchon mitbringen," ſagte ſie, „wenn du mich nicht betrogen hätteſt."

„Ich betrüge niemand," verſetzte er mit einem ſcheuen Blick.

„Doch, du biſt ein Dieb und Betrüger, der viel eher fünfundzwanzig Hiebe verdient hat als fünfundzwanzig Thaler."

Sie schwieg, um die Wirkung ihrer Worte zu erproben. Er war verdutzt. Er wußte nicht recht, was er sagen sollte.

„Wen habe ich denn betrogen?“ frug er endlich.

„Mich.“

„O nein, gnädiges Fräulein.“

„Du hast mich betrogen.“

„Habe ich Ihnen nicht die Schriften gebracht?“

„O ja — aber nicht alle.“

„Nicht alle? O, wer ist der schlechte Mensch, der dem gnädigen Fräulein das gesagt hat?“

„Das ist gar kein schlechter Mensch, sondern jemand, der die Sache ganz genau kennt.“

„Es ist nicht möglich.“

„Willst du damit sagen, daß ich lüge?“

„O nein, ich weiß, das gnädige Fräulein lügt nie.“

„Aber du lügst sehr oft.“

„Nur manchmal,“ suchte er sich zu entschuldigen.

„Nein, du bist ein ganz verlogener, schlechter Mensch, der die Belohnung gar nicht verdient, die er haben soll.“

„Ich soll sie also doch haben? O, das gnädige Fräulein ist gut!“ Er suchte ihre Hand zu küssen, die sie ihm rasch entzog.

„Ja, du sollst eine Belohnung haben, aber nur, wenn du auch die fehlenden Papiere zur Stelle bringst.“

Miesko kratzte sich hinter den Ohren. „Das wird schwer halten,“ meinte er zögernd.

„Warum denn?“

„Ich . . . ich habe sie nicht mehr.“

„Du lügst wieder.“

„Nein, diesmal lüge ich nicht, wirklich nicht,“ beteuerte er so aufrichtig, daß Gertrud ihm Glauben schenkte.

„Wo sind sie denn?“ frug sie.

„Ich habe sie dem Müllerfranz gegeben.“

„Du — das ist nicht wahr. So etwas verschenkst du nicht."

„Geschenkt habe ich sie ihm auch nicht, nur zum Aufheben gegeben."

„Warum denn das? Du hast doch Verstecke genug."

„Als ich dem Müllerfranz sagte, daß ich noch einen Teil der Papiere hätte, da meinte er, ich sollte sie ihm geben. Er würde dann auch eine Belohnung bekommen, und die wollten wir teilen."

„Aha, gar nicht übel ausgedacht! Schade nur, daß nun wohl keiner von euch etwas bekommen wird."

„Keiner?" frug Mieśko ganz entsetzt.

„Nein, keiner. Die erhält nur der, der die vollständigen Papiere bringt."

Eine Pause entstand, während deren Mieśko sich verzweifelt durch seine schwarzen Haare fuhr. „Er muß mir sie herausgeben," rief er endlich.

„Wenn er es nur thut."

„Sie gehören mir, und ich möchte ihm nicht raten, sie mir verweigern zu wollen."

„Ach — du hast ja keinen Mut."

„O, ich habe auch Mut."

„Du läufst wie ein Hase, wenn du meinen Vetter Fritz siehst."

„Ja, der Herr Leutnant. Gegen ihn kann ich nichts machen, sonst komme ich ins Gefängnis."

„Und davor hast du wohl große Angst, nicht wahr?"

„Ach ja."

„Es ist auch schrecklich im Gefängnis. Und dahin kommst du, wenn du nicht die sämtlichen Papiere zur Stelle bringst."

„O, wenn ich nichts gethan habe, darf man mich nicht einsperren."

„Du hast aber etwas gethan, du hast gestohlen."

„Ach, das weiß nur das gnädige Fräulein, und das gnädige Fräulein sagt es nicht.“

„Ich habe es schon dem Kriminalkommissar gesagt. Er wollte wissen, woher du die Papiere hast.“

„O, dann bin ich verloren!“

Der Bursche weinte fast und blickte scheu um sich, als fürchte er schon, Gendarmen auftauchen zu sehen.

„Der Kriminalkommissar will die Sache nicht zur Anzeige bringen, wenn du ihm die sämtlichen Papiere schaffst.“

„Und er will mir dann auch eine Belohnung geben?“

„Ja.“

„Wieviel denn?“

„Hundert Thaler.“

„Mehr nicht?“

„Was hast du dir denn eigentlich gedacht?“

„Hunderttausend Thaler.“

„Mieśko, du bist wohl verrückt!“

„Oder wenigstens tausend.“

„Hundert Thaler sind noch viel zu viel für einen so schlechten Menschen wie du. Vielleicht legt er auch noch etwas zu. Aber wenn du lieber in das Gefängnis willst, meinetwegen.“

„Nein, nein, ich will die Papiere alle bringen.“

„Wann?“

„Morgen gehe ich nach Retschin zum Müllerfranz und hole sie.“

„Und wenn du sie hast?“

„Dann bringe ich sie gleich auf das Schloß zum gnädigen Fräulein — wenn der Herr Leutnant nicht da ist.“

„Vor dem hast du ja eine fürchterliche Angst. Am besten ist es, du schickst deine Mutter zu mir, wenn du die Papiere hast, und ich komme dann und hole sie.“

„Ja, ja, ich will ja alles thun, was das gnädige Fräulein verlangt.“

„Es ist auch das beste für dich. — Gute Nacht."

Sie erhob sich und ging raschen Schrittes davon, während Miesko mit sehr gemischten Gefühlen zurückblieb und langsam in seine Hütte schlich.

Kaum war er in derselben verschwunden, so löste sich vom Stamm der Linde eine dunkle Gestalt los, die hinter derselben gestanden hatte, und folgte behutsamen Schrittes dem Fräulein, sich immer in einiger Entfernung von Gertrud haltend. Es war Kaspary, der sich überzeugen wollte, ob man Gertrud vielleicht auch beobachte. Als er nichts Verdächtiges gewahrte, näherte er sich ihr, leise ihren Namen rufend, um sie nicht zu erschrecken.

„Sie haben Ihre Sache vorzüglich gemacht, gnädiges Fräulein," sagte er, als er die Stehenbleibende erreicht hatte.

„Haben Sie denn unser Gespräch gehört?"

„Gewiß; ich hatte mich hinter der Linde verborgen, um für alle Fälle bei der Hand zu sein. Sie wissen den Burschen ausgezeichnet zu nehmen."

„Je nun, es war nicht gerade schwer."

„Es war sicherlich keine leichte Aufgabe."

„Für jemand, der Miesko so genau kennt wie ich, bot sie keine Schwierigkeiten."

„Sie lehnen ein Lob ab, das Sie reichlich verdient haben, gnädiges Fräulein. Miesko wird doch auch Wort halten?"

„Ich zweifle nicht daran."

„Selbst dann, wenn unsere Gegner ihn gleichfalls zu beeinflussen versuchen sollten?"

„Glauben Sie, daß sie das thun werden?"

„Ich bin davon überzeugt. Ihr Herr Vetter, der sich gänzlich dem Dienst der schönen Russin gewidmet zu haben scheint, war bereits heute vormittag hier, zweifellos, um mit Miesko in irgend welche Verhandlungen zu treten."

„Da hat Fräulein Laſſowitſch ſich allerdings den ungeeignetſten Unterhändler ausgeſucht. Sie haben ja gehört, welche Furcht der dumme Burſche vor meinem Vetter hat.“

„Der Herr Leutnant wird Mühe haben, ihn überhaupt zum Stehen zu bringen.“

„Das glaube ich auch.“

„Immerhin iſt Vorſicht dringend geboten. Man darf Mieſko nicht aus den Augen laſſen. — Aber, bitte, bleiben Sie einen Augenblick ſtehen. Dort vorn kommt jemand.“

„Wenn ich nicht irre, iſt es mein Vetter — ja, ich erkenne ihn genau, jetzt, wo er über die kleine Anhöhe kommt und der Schatten der Bäume nicht auf ihn fällt — und Fräulein Laſſowitſch. Sie mit ihm allein hier zu ſo ſpäter Stunde! Was mag das zu bedeuten haben?“

Man hörte es der Stimme der Sprecherin an, daß ſie über dieſe Beobachtung nicht wenig erregt war.

„Kommen Sie mit hierher in den Schatten der Bäume, gnädiges Fräulein, und halten Sie ſich, bitte, ganz ruhig,“ ſagte Kaspary. „Es iſt nicht nötig, daß die beiden von unſerer Anweſenheit Kenntnis erhalten.“

Gertrud gehorchte. Wera und Fritz v. Bredow kamen langſam näher; ſie hatten nichts von den ihnen Entgegenkommenden geſehen. Bald konnte man verſtehen, was ſie ſprachen.

(Fortſetzung folgt.)

Der Schützling.

Novellette von **A. Berthold.**

Mit Illustrationen von E. Limmer.

1.

(Nachdruck verboten.)

Der Oberleutnant Hermann Wagner ging an einem Sommernachmittag gegen sechs Uhr von der Stadt nach der ziemlich weit draußen gelegenen neuen Kaserne. Er kam vom Mittagessen im Offizierkasino und mußte früher als die anderen Kameraden aufbrechen, da er den abwesenden Batteriechef vertrat und einen Appell für die Mannschaften der Batterie angesetzt hatte. Schon von weitem leuchteten ihm die weißen, frisch getünchten Wände des riesigen Häuserblocks, den die Artilleriekaserne bildete, entgegen. Die Kaserne war erst seit wenigen Wochen fertig und vor kurzem, nach dem Manöver, von dem Artillerieregiment bezogen worden.

Als er sich der Giebelfront des ersten Kasernengebäudes näherte, sah er, wie eine Schar von Straßenjungen nach allen Richtungen auseinanderstob; sein Kommen schien die Jungen erschreckt zu haben. Und als Wagner näher kam, entdeckte er auch den Grund der Flucht. Auf der frisch getünchten Wand, die allerdings geradezu verführerisch

rein aussah, war mit Kohle eine Zeichnung entworfen worden. Aergerlich trat der Offizier näher, aber bei Betrachtung der Zeichnung legte sich sein Grimm, und Erstaunen trat an dessen Stelle. Die Zeichnung stellte ein im Galopp auffahrendes Geschütz dar, dessen Pferde in der Carriere pariert wurden. Die Haltung der sechs Pferde war eine so naturgetreue, es steckte so viel Leben in dieser Gruppe, daß Wagner wohl Veranlassung hatte, verwundert dreinzusehen. Wenn ihm gesagt worden wäre, diese Zeichnung, die anscheinend mit einem Stück Holzkohle hergestellt worden war, stamme von einem Künstler, so hätte er es ohne weiteres geglaubt. Offenbar aber war der Verfertiger einer der Straßenjungen gewesen. Sehr merkwürdig, in der That.

Wagner, der ein großer Kunstliebhaber war, konnte sich von der Zeichnung gar nicht trennen, doch erinnerte er sich plötzlich daran, daß der Appell bevorstehe, und rasch eilte er zum Kasernenhof. Hier wurde er fast eine Stunde aufgehalten.

Als er dann nach der Stadt zurückging, sah er wieder eine Ansammlung von Knaben, und es gelang ihm, einen derselben zu packen, denn bei seinem Anblick stob wiederum alles auseinander.

Der Bengel, den er ergriffen hatte, schrie, als steckte er am Spieße, aber Wagner beruhigte ihn mit den Worten: „Dummer Junge, ich thue dir ja gar nichts. Wer hat da die Zeichnung auf die Wand gemacht?“

Der Junge begann aufs neue zu heulen und versicherte: „Ich war es nicht, ich war es wahrhaftig nicht, Herr Leutnant.“

„Das behauptet ja auch niemand,“ versetzte Wagner belustigt. „Aber sage mir, wer hat sie denn gemalt?“

„Der Emil Trost ist es gewesen. Ich war es wahrhaftig nicht.“

„Das glaube ich schon. Also der Emil Trost. Wer ist denn das?“

„Ein Junge.“

„Natürlich. Aber was für ein Junge?“

„Er ist fortgelaufen, schon vorher.“

„Nun, so sage ihm, er solle einmal zu mir kommen, hörst du? Ich bin der Oberleutnant Wagner und wohne

in der Friedrichstraße, gleich an der Ecke der Neuen Gasse. Wirst du dir das merken?"

„Jawohl, Herr Leutnant. Ganz sicher."

Als Wagner ihn darauf los ließ, rannte der Bengel spornstreichs davon, jedenfalls froh, ohne Hiebe entronnen zu sein.

„Ein entschiedenes Talent steckt in der Zeichnung," murmelte der Offizier, indem er aufs neue aufmerksam die Kohlenskizze betrachtete. „Ich muß den Burschen kennen lernen."

Am nächsten Morgen fragte er zunächst den Feldwebel, ob dieser etwas von dem Attentäter gegen die jungfräuliche Weiße der Kasernenwand wisse, und als dieser verneinte, sagte er: „Lassen Sie doch einmal einen von den Jungen da draußen einfangen."

Fünf Minuten später kamen die ausgesandten Soldaten mit einem Gefangenen wieder zurück, der halbtot vor Angst war. Es dauerte lange, bis Wagner den Jungen durch freundliches Zureden so weit gebracht hatte, daß er begriff, er solle nicht hingerichtet werden. Es stellte sich heraus, daß der Aufgegriffene auch nicht der Emil Trost sei. Wie der Gefangene behauptete, hätte sich dieser überhaupt nicht mehr auf dem Spielplatz sehen lassen, seitdem er die Zeichnung gemacht habe. Der Junge konnte aber Auskunft über den Maler geben. Er war der Sohn einer armen Witwe, die als Waschfrau ihr Brot verdiente. Emil besuchte die Volksschule. Der Knabe konnte auch die Klasse und den Namen des Lehrers genau angeben. Wagner ließ ihn darauf laufen.

Als er nach Hause kam, setzte er sich an seinen Schreibtisch und schrieb einen kurzen Brief an den Lehrer des Emil Trost, in dem er diesen ersuchte, ihm den Jungen doch einmal zuzuschicken. Am nächsten Morgen schon erhielt er die Antwort. Diese lautete:

„Ich habe dem Emil Troſt dafür, daß er die Kaſernenwand beſchmiert hat, eine derbe Züchtigung zu teil werden laſſen, und er hat verſprochen, nie wieder etwas derartiges zu thun. Ich glaube, dieſe Züchtigung wird genügen, und Sie, hochgeehrter Herr Leutnant, brauchen ſich nicht noch ſelbſt mit dem Jungen herumzuärgern. Für Schadenerſatz wird der Junge nicht aufkommen können, weil ſeine Mutter eine arme Waſchfrau iſt.“

„Armer Kerl!“ ſagte Wagner. „Nun hat er noch Prügel bekommen, und ich meinte es gut mit ihm. Seine Künſtlerlaufbahn fängt wirklich dornenvoll an.“

Dann ging Wagner zum Dienſt. Als er mit der Batterie fertig war, traf er den Unteroffizier vom Dienſt, der gerade nach der Stadt wollte. Wagner fragte ihn, ob er wiſſe, wo die Witwe Troſt wohne. Der Unteroffizier wußte es zufälligerweiſe, denn die Frau wuſch auch für die Unteroffiziere. Wagner trug ihm daher auf, im Vorbeigehen bei der Frau vorzuſprechen und ihr zu ſagen, ſie möge ihren Jungen morgen vormittag in ſeine, Wagners, Wohnung ſchicken, dem Jungen ſolle nichts geſchehen.

Nun hoffte Wagner endlich, ſeine menſchenfreundlichen Abſichten in die richtigen Wege geleitet zu haben.

2.

Im Hauſe des Kommerzienrats Bergmann war große Wäſche. Das wäre an und für ſich nichts beſonders Aufregendes geweſen, aber Fräulein Paula dirigierte zum erſtenmal die Wäſche, und das wollte für ſie wenigſtens etwas heißen.

Paula Bergmann war noch nicht achtzehn Jahre alt, kam ganz friſch aus der Penſion und hatte ſeit ungefähr ſechs Wochen die Zügel des Hausregiments ergriffen, um ſie, nach ihrer Anſicht wenigſtens, mit außerordentlichem Erfolg zu führen. Sie war die einzige Tochter des reichen

Fabrikanten Bergmann und fast ganz außerhalb des Hauses erzogen worden, da ihre Mutter sehr früh starb. Jetzt war sie nun in das Elternhaus zurückgekehrt und hatte gleich am ersten Tage ihrem Vater, der darüber sehr belustigt war, erklärt, sie wolle fortan die Hausfrauengeschäfte übernehmen, damit eine bessere Ordnung ins Haus komme. Der joviale Vater hatte lachend erwidert, er habe sich bisher ganz wohl befunden, und die alte Dame, die ihm die Wirtschaft führe, habe sich bewährt. Allerdings wolle diese sich jetzt zur Ruhe setzen. Er machte seiner Tochter dann den Vorschlag, sie solle sich erst eine Zeitlang unter der Führung und Aufsicht der alten Dame einarbeiten. Fräulein Paula aber war darob sehr beleidigt, erklärte, das Geld, das für ihre Erziehung ausgegeben worden, sei doch nicht auf die Straße geworfen, und sie bedürfe keiner Aufsicht. Darauf hatte der Vater der selbstbewußten jungen Dame wirklich den Haushalt übergeben.

Heute war nun die erste große Wäsche — ein Ereignis für Paula, die zum erstenmal zeigen wollte, daß auch bei dieser wichtigen Thätigkeit ihre Leitung ausreiche. Sie war so auf dem Posten, daß sie stundenlang im Keller blieb und mit aufgeschürzten Aermeln, einen riesigen hölzernen Rührlöffel schwingend, selbst am Kessel stand, um Wäsche zu kochen und dem Personal zu zeigen, daß sie auch davon etwas verstehe.

„Wenn gute Reden sie begleiten, dann fließt die Arbeit munter fort," behauptet der Dichter. Diesen Grundsatz haben sich die Waschfrauen aller Länder und Zeiten wohl gemerkt, und auch Frau Trost besaß eine ganz großartige Uebung im Sprechen und Erzählen. In Gegenwart des Fräuleins hielt sie ja zuerst ihre Zunge etwas im Zaume, als sie aber sah, daß kleine Erzählungen, die sie aus ihrem eigenen erfahrungsreichen Leben und aus der Nachbarschaft, sowie aus den Häusern, in denen sie waschen ging, nicht

ungünstig aufgenommen wurden, zog sie auch stärkere Register und ließ ihrer Zunge freien Spielraum. Es war selbstverständlich, daß sie auch auf ihre eigenen Angelegenheiten zu sprechen kam, und schließlich erzählte sie von dem Unglück, das sie mit ihrem einzigen Sohne Emil in letzter Zeit gehabt habe.

„Es mag ja unrecht von dem Jungen sein, die Kasernenmauern zu bemalen, aber verfolgen muß man doch so ein armes Kind nicht, das schutzlos in der Welt dasteht. Das Kind ist eine Waise, es hat keinen Vater mehr, niemand, der es beschützt, und deshalb wird es verfolgt. Der Lehrer hat den Jungen so gehauen, daß man heute noch die Striemen sehen kann, dann hat der Lehrer mich kommen lassen und mir gesagt, wenn ich den Jungen nicht besser in acht nähme, würde es mir noch einmal schlecht gehen. Ich würde wahrscheinlich auf meine Kosten die ganze Wand der Kaserne übertünchen lassen müssen, auf die Emil die Zeichnung gemacht habe, und das könne gut hundert Mark kosten. Es ist ja wahr, Emil schmiert seine Malereien überall hin, und ich habe ihn schon oftmals deshalb gehauen, aber man braucht doch ein Kind nicht so zu verfolgen. Nun hat der Junge ja seine Keile weg, nachdem der Leutnant an den Lehrer geschrieben hat, jetzt aber soll Emil noch zum Leutnant selber kommen, natürlich bloß, damit er da wieder gehauen wird. Es ist wirklich schlimm für so ein armes Kind. Ja, wenn das Kind noch einen Vater hätte, da würde man es nicht so grausam behandeln, aber bei einer armen Waise — du mein lieber Gott, da schlägt eben jeder drauf los."

Diese Schilderung verbrämte Frau Trost noch mit einer Menge ausschmückender Kleinigkeiten und rührte nicht nur das Herz der jungen Wäschekommandeuse, sondern brachte ihr durch ihre Worte eine entschiedene Abneigung gegen den „rohen Kriegsknecht" bei, der sich

Digitized by Google

nicht entblödete, den armen Jungen in solcher Weise zu verfolgen. Als aber Frau Trost bemerkte, daß Fräulein Paula sich mehr und mehr für das Schicksal Emils interessierte, ging sie noch schärfer ins Zeug, und bis zum Abend hatte sich Paula Bergmann in einen derartigen Zorn gegen den Leutnant Wagner hineingedacht, daß sie sich voller Empörung hinsetzte und folgenden Brief schrieb:

„Mein Herr! Hiermit teile ich Ihnen mit, daß ich die Beschützung des verfolgten Emil Trost übernommen habe. Das Kind hat keinen Vater mehr, und deshalb glaubt alle Welt, dasselbe mißhandeln zu dürfen. Ich erkläre Ihnen, daß ich von jetzt ab das Kind schütze. Der Knabe ist genügend bestraft worden und soll nicht weiteren Roheiten ausgesetzt werden. Sie haben ihn heute zu sich bestellt. Er ist nicht gekommen und wird auch nicht bei Ihnen erscheinen. Die Rechnung über den neuen Kasernenanstrich können Sie mir zuschicken.

Achtungsvoll

Paula Bergmann."

Diesen Brief las Paula erst der Mutter Emils vor und rührte diese dadurch bis zu Thränen. Auch das andere Personal im Waschkeller konnte nicht umhin, dieser litterarischen Leistung des jungen Fräuleins den höchsten Beifall zu zollen.

Paula fühlte sich geradezu stolz, als sie den Brief fortgeschickt hatte, und malte sich schon das wütende Gesicht des „rohen Kriegsknechts" aus, wenn er ihn erhielt.

Wir wollen auch, um historisch genau zu sein, berichten, daß die große Wäsche ganz vortrefflich verlief und daß sie vielleicht noch früher zu Ende gewesen wäre, wenn nicht Frau Trost ihre Redemühle gar zu viel in Bewegung gesetzt hätte. Aber sie fand nicht Worte genug, um die That des jungen Fräuleins, das sich ihres armen Kindes so edelherzig angenommen hatte, zu loben, und als Paula endlich todmüde von der ungewohnten Anstrengung sich

abends zu Bette legte, hatte sie das Bewußtsein, eine der ruhmreichsten Thaten des Jahrhunderts verrichtet zu haben.

Aber die Sachen sind in Wirklichkeit oft ganz anders als unsere Wertschätzung derselben. Dies sollte auch Paula erfahren. Zwei Tage nach Absendung ihres Briefes fand sich im Comptoir des Kommerzienrats Bergmann

der Oberleutnant Wagner ein, um den Fabrikherrn um eine Unterredung zu bitten.

In der Stadt, in der unsere wahrhaftige Geschichte spielt, herrschte arger Kastengeist, und die Beamten mit den Offizieren einerseits, die Fabrikanten und Kaufleute andererseits bildeten zwei voneinander streng geschiedene Lager. Nur bei einer einzigen feierlichen Gelegenheit, und zwar an Kaisers Geburtstag, kamen diese voneinander geschiedenen Parteien zusammen, um ein gemeinsames Festmahl zu halten, dann trennten sie sich wieder für ein ganzes Jahr. Kommerzienrat Bergmann war daher einigermaßen erstaunt, als er die Karte des Offiziers erhielt, und empfing den Besucher mit erwartungsvollem Gesicht und reservierter Höflichkeit. Wagner sah sehr gemessen aus und schien einigermaßen verlegen um den Anfang seiner Rede.

Als der Kommerzienrat ihn aber wiederholt ersucht hatte, ihm rückhaltlos mitzuteilen, was ihn zu ihm führe, sagte er endlich: „Ich bin leider durch meine Stellung als Offizier gezwungen, in einer etwas peinlichen Angelegenheit zu Ihnen zu kommen, Herr Kommerzienrat. Ihre Fräulein Tochter hat mir einen Brief geschrieben —"

„Wie? Meine Tochter soll einen Brief an Sie geschrieben haben, Herr Leutnant?" rief Bergmann.

„Soll nicht nur geschrieben haben, Herr Kommerzienrat, sondern hat ihn geschrieben, und ich glaube, es ist das beste, wenn ich Sie bitte, ihn selbst zu lesen."

Damit überreichte er das Schreiben. Bergmann nahm es und sagte, nachdem er nur einen Blick hineingethan hatte: „Allerdings, das ist die Handschrift meiner Tochter." Darauf las er das eigentümliche Schriftstück kopfschüttelnd bis zu Ende.

„Ich kann nur betonen, Herr Oberleutnant, daß ich von diesem Briefe keine Ahnung habe und absolut nicht

weiß, um was es sich handelt. Sie würden mich zu Dank verpflichten, wenn Sie mir Aufklärung geben könnten."

„Ich kam eigentlich zu Ihnen, Herr Kommerzienrat, um von Ihnen Aufklärung zu erbitten. Es sind so schwere Vorwürfe in dem Briefe gegen mich erhoben, es wird von „Roheit" gesprochen, daß ich es unmöglich auf sich beruhen lassen kann. Ich habe mindestens die Verpflichtung, die Sache aufzuklären, und hielt es für das beste, mich an Sie und nicht zuerst an Ihre Fräulein Tochter zu wenden."

„Sie haben ganz richtig gehandelt, Herr Oberleutnant. Aber ich wiederhole: Ich weiß nicht, was meine Tochter veranlaßt haben kann, diesen Brief an Sie zu schreiben."

„Nun, einiges kann ich Ihnen ja mitteilen, Herr Kommerzienrat," entgegnete Wagner und erzählte, wie er auf Emil Trost aufmerksam geworden war. „Ich wollte mich des Jungen annehmen," fuhr er fort. „Ich glaube, es ist Pflicht jedes Menschen, der etwas von der Sache versteht, ein derartiges Talent nicht verkümmern zu lassen. Ich wollte also mit dem Jungen sprechen, um ihn zu fragen, ob er nicht Lust habe, etwas Ordentliches zu lernen. Ich bin selbst in der Lage, etwas für den Knaben zu thun, und wenn ich auch nicht allein aus meinen Mitteln ihn hätte ausbilden lassen können, so hätte ich doch Verwandte oder Bekannte veranlaßt, sich seiner ebenfalls anzunehmen. Durch eine merkwürdige Verkettung der Umstände hat meine gute Absicht dem Knaben aber nur Prügel und Unannehmlichkeiten gebracht. Wie aus dem Brief hervorgeht, hat auch Ihre Fräulein Tochter meine Absicht vollständig falsch aufgefaßt. Sie werden zugestehen, Herr Kommerzienrat, daß ich einigermaßen berechtigt bin, mich durch diesen Brief gekränkt zu fühlen."

„Was Sie mir da sagen, Herr Leutnant, giebt mir ja einigen Anhalt, klärt aber die Sache nicht auf. Wollen

Sie mich einen einzigen Augenblick entschuldigen, bis ich mit meiner Tochter gesprochen habe, oder noch besser, wollen Sie die Güte haben, mich nach meiner Privatwohnung hinüberzubegleiten, um dort im Salon zu warten, bis ich mir den genügenden Aufschluß verschafft habe. Es ist selbstverständlich, daß meine Tochter Ihnen Genugthuung in irgend einer Weise geben muß. Sie ist erst achtzehn Jahre alt, kommt direkt aus der Pension und ist noch ein Kindskopf. Also bitte, Herr Oberleutnant, bemühen Sie sich mit hinüber. Hoffentlich gestattet es Ihre Zeit, mir noch eine Viertelstunde zur Aufklärung der Angelegenheit zu schenken."

Wagner hatte beabsichtigt, die Sache kürzer und geschäftsmäßiger zu erledigen, die Liebenswürdigkeit des Kommerzienrats aber änderte seinen Entschluß. Er ging mit dem Fabrikanten aus dem Bureau in dessen Wohnung und nahm im Salon Platz. Bergmann aber eilte sofort zu seiner Tochter, die in ihrem Zimmer gerade über einem dicken Buche saß, in das sie die Ausgaben für den Haushalt gewissenhaft eintrug.

Bergmann war sonst ein sehr liebevoller Vater, wie dies Väter gewöhnlich sind, die wenig mit ihren Kindern zusammenkommen. Er hatte jahrelang seine Tochter entbehrt, und als er sie jetzt im Hause hatte, fühlte er sich so glücklich, daß er Paula mit aller Zärtlichkeit und Liebenswürdigkeit behandelte. Noch nie hatte sie von ihm ein schroffes Wort gehört. Um so mehr erschrak sie daher, als er mit finsterem Gesicht und mit wenig freundlichen Worten zu ihr ins Zimmer trat.

„Du scheinst eine große Dummheit gemacht zu haben, Paula, die mir sehr unangenehm ist und wegen der ich dich ganz energisch um Aufklärung bitten muß."

Er hielt Paula den Brief hin, und die über den schroffen Ton des Vaters sehr erschreckte junge Dame fand

kaum den Mut, zu bestätigen, daß sie den Brief geschrieben habe. Sie meinte zaghaft: „Ich war im Recht und mußte mich des armen Jungen annehmen.“

„Du bist eine Närrin. Der Offizier hat das Beste des Jungen gewollt, und du mischest dich da in Angelegenheiten, die dich absolut nichts angehen. Wie bist du nur dazu gekommen, diesen Brief zu schreiben?“

Mühsam unterdrückte Paula ihre Thränen und erzählte kurz, wie sie durch die Klagen der Witwe Trost, die ihr stundenlang in den Ohren geklungen hätten, in großen Zorn gegen den Leutnant Wagner hineingeraten sei, und wie sie in der Entrüstung den Brief geschrieben habe.

Es war recht hart von dem sonst so liebenswürdigen Vater, daß er nach diesem Geständnis, an dessen Schluß Paula in lautes Schluchzen ausbrach, schroff erklärte: „Du wirst dein Unrecht gut machen! Du hast den Mann schwer beleidigt, er kann als Offizier unmöglich Vorwürfe, wie den der Roheit, auf sich sitzen lassen. Der Herr befindet sich im Salon, du wirst ihm Abbitte leisten.“

Ganz entsetzt betrachtete Paula ihren Vater. Aber Bergmann sah so streng darein, daß sie nicht wagte, Widerstand zu leisten.

„Es ist die Pflicht jedes ehrenhaften Menschen, das Unrecht, das er begangen hat, wieder gut zu machen. Beleidigungen müssen gesühnt werden, und sei es nur durch die Bitte um Entschuldigung!“

Damit faßte der Vater Paula am Arm und geleitete sie in den Salon. Durch einen Schleier von Thränen sah die tödlich Verlegene den Offizier vor sich stehen.

„Hier bringe ich die Schuldige, Herr Leutnant,“ sagte Bergmann. „Es ist natürlich eine Thorheit und Uebereilung von dem Kinde gewesen.“

Er gab in wenigen Worten Aufklärung und schloß,

zu Paula gewendet: „Nun bringe deine Entschuldigung an!“*)

In diesem Augenblick griff Wagner ein. „Ich bitte Sie dringend, mich nicht in Verlegenheit zu setzen,“ sagte er. „Ich bin durch die Erklärung des gnädigen Fräuleins vollständig befriedigt und sage meinen besten Dank.“

„Nein, nein, wer ein Unrecht begangen hat, muß es auch sühnen, das verlange ich von jedermann, erst recht von meiner Tochter.“

„Nun, so gestatten Sie mir, mein gnädiges Fräulein,“ erklärte Wagner, der mit außerordentlichem Wohlgefallen Paula betrachtete, die in ihrer Verlegenheit und mit den thränenden Augen noch lieblicher aussah als sonst, „gestatten Sie, daß ich Sie gleichfalls um Entschuldigung bitte, weil ich die Ursache bin, daß Ihnen Unannehmlichkeiten erwachsen. Lassen Sie uns gegenseitig alles vergessen, und vielleicht löst sich die ganze Angelegenheit am besten, indem wir uns gemeinsam des begabten Knaben annehmen, der unwissentlich unsere Bekanntschaft vermittelte.“

Die liebenswürdigen Worte des Offiziers gaben Paula einen Teil ihres Mutes wieder. Sie wischte die Thränen aus den Augen und sah sich ihr Gegenüber erst ordentlich an. Der Eindruck, den die stattliche Gestalt Wagners auf sie machte, schien nicht ungünstig zu sein. Auch der Kommerzienrat schien über die Art und Weise, wie Wagner die Sache aus der Welt schaffte, sehr erfreut.

„Da habe ich wohl auch noch ein Wort mitzureden,“ sagte er. „Wenn der Knabe wirklich so talentvoll ist, wie Sie sagen, Herr Oberleutnant, dann werde ich selbst die Kriegskosten dieser Angelegenheit übernehmen, ich werde ihn ausbilden lassen. Natürlich bitte ich Sie, Herr Oberleutnant, mir dabei mit Rat und That zur Seite zu stehen;

*) Siehe das Titelbild.

und damit, denke ich, wäre die unangenehme Sache erledigt."

Wagner hielt diese Worte für eine Art Wink, sich zu entfernen. Er verbeugte sich förmlich und versetzte: „Allerdings, Herr Kommerzienrat. Ich habe die Ehre."

„Nein, nein, Herr Oberleutnant, so dürfen Sie nicht fort, die Versöhnung muß bekräftigt werden. Wir sind uns heute auf so eigentümliche Weise näher getreten, daß ich Sie schon bitten muß, bei uns zum Frühstück zu bleiben. Eine Ablehnung der Einladung würde mir beweisen, daß Sie meiner Tochter und mir noch immer zürnen."

Wagner schien etwas verlegen, dann zog er indes seine Uhr und meinte: „Ein Stündchen hätte ich wohl noch Zeit, bis der Dienst beginnt."

„Nun, so betrachte ich die Einladung als angenommen. Bitte, nehmen Sie Platz. Und du, Paula, mache dein Unrecht durch dein Frühstück wieder gut."

Paula war froh, aus der unangenehmen Situation herauszukommen, und verschwand eiligst aus dem Zimmer.

3.

Das Frühstück verlief sehr angenehm. Paula war zwar immer noch ein wenig verlegen und errötete jedesmal, wenn ihre Blicke die des Leutnants trafen, aber Wagner bot alles auf, um die junge Dame zu erheitern. Auch Kommerzienrat Bergmann gab sich von der liebenswürdigsten Seite. Die Stunde war im Nu verflogen, und alle drei bedauerten, daß Wagner zum Dienst gehen mußte; sie hätten gar zu gern noch länger bei einander geweilt. Man war sich in dieser Stunde näher getreten, als dies sonst vielleicht bei gewöhnlichem gesellschaftlichen Verkehr in Wochen möglich ist, und als Wagner ging,

wurde er auf das herzlichste aufgefordert, seinen Besuch recht bald zu wiederholen.

Paula setzte sich nach diesem Zwischenfall wieder an ihr Wirtschaftsbuch, aber sie kam nicht dazu, Eintragungen zu machen. Sie sah über das Buch hinweg auf den Schreibtisch, und manchmal spielte ein Lächeln um ihre Lippen. Die Art und Weise, wie sie mit dem Leutnant bekannt geworden, war doch eigentlich zu drollig. Und welch ein liebenswürdiger Mensch dieser „rohe Kriegsknecht" war! Wie er ihr geholfen hatte, über das Peinliche der Situation hinwegzukommen! Wenn alle Leutnants ebenso waren, meinte Paula, dann sei die Armee eine der schönsten Einrichtungen der Welt, und das dachte sie, obwohl sie eine eifrige Anhängerin der Friedensbewegung war. —

Es ist jedenfalls ein Beweis für den edlen Charakter Paulas, daß sie der Witwe Trost keine Vorwürfe machte, sondern sie nur über die Absichten des Oberleutnants Wagner aufklärte und ihr mitteilte, daß aus dem Jungen ein Künstler werden solle, falls er Lust dazu habe. Ja, das habe er, Zeichnen sei ihm das Liebste, bestätigte Frau Trost, und Paula bestellte Emil darauf mit seinen Zeichnungen für den nächsten Tag, damit ihr Vater sich über das schlüssig mache, was mit ihm zu geschehen habe.

Gerade als Bergmann sich mit Emil Trost befaßte, kam auch der Oberleutnant Wagner, um seinen Pflichtbesuch zu machen. Natürlich verlor dieser sofort seinen offiziellen Anstrich und verwandelte sich in eine freundschaftliche Beratung.

Am Schlusse derselben ging Emil Trost weinend davon, diesmal aber weinend vor Glück und Freude. Es war ihm mitgeteilt worden, der Kommerzienrat Bergmann wolle ihn auf eine Kunstschule schicken, damit er dort etwas Tüchtiges lerne. Paula übernahm die Ausstattung; denn

wenn man Emil Troſt auf eine Schule nach außerhalb ſendete, mußte er doch auch mit allem Nötigen an Wäſche und Kleidung verſehen werden.

Da der Kommerzienrat es liebte, alle Angelegenheiten auf das raſcheſte zu erledigen, wurde die nächſte Beratſchlagung für zwei Tage ſpäter anberaumt. Man beriet in den Nachmittagsſtunden ziemlich lange, und dann blieb Leutnant Wagner zum Abendbrot. Er gab ſich auch diesmal wieder von der liebenswürdigſten Seite, zeigte ſich als ein unterrichteter Mann von verſtändigen Anſichten, und Paula war ſo entzückt von ihm, daß ſie ihm zum Abſchied die Hand drückte wie einem alten Freunde. Er hatte dieſen Händedruck warm erwidert, und Paula war dadurch auf das Unpaſſende ihres Betragens aufmerkſam geworden. Sie konnte die ganze Nacht wegen dieſes thörichten Händedrucks nicht ſchlafen. Was wohl der Leutnant von ihr denken mochte?

Hätte ſie es wirklich gewußt, was er von ihr dachte, ſo hätte ſie erſt recht nicht geſchlafen. — —

Nach zehn Tagen reiſte Emil Troſt, mit allen materiellen Dingen reichlich verſehen und begleitet von den thränenreichen Segenswünſchen ſeiner Mutter, nach der Kunſtſchule ab.

Nachdem die Angelegenheit Emils ſo aufs beſte erledigt war, fielen natürlich die Beratungen ſeinethalben im Hauſe des Kommerzienrats fort, doch nicht die Beſuche des Oberleutnants Wagner. Und alles wäre jetzt in der ſchönſten Liebe und Eintracht verlaufen, hätte nicht plötzlich ein unvermuteter Schickſalsſtreich Unruhe und Verwirrung angerichtet.

Wagner war gerade vom Dienſt gekommen und hatte es ſich in ſeiner Wohnung bequem gemacht, als eine Ordonnanz erſchien und meldete, der Herr Oberſt möchte den Herrn Leutnant ſofort ſprechen.

„Melden Sie dem Herrn Oberst, daß ich sogleich bei ihm erscheinen werde," versetzte Wagner und machte sich in aller Geschwindigkeit fertig.

Was war denn geschehen? Umsonst läßt der Oberst nicht einen seiner Offiziere plötzlich zu sich kommen. Leutnant Wagner hatte durchaus ein reines Gewissen sowohl in dienstlicher als in privater Beziehung, doch war ihm diese plötzliche Berufung sehr verwunderlich.

Kaum zehn Minuten nach dem Weggang der Ordonnanz eilte er schon in Helm und Schärpe nach der Wohnung des Obersts und ließ sich melden.

Als er in das Zimmer des Regimentskommandeurs trat, ging dieser nach seinem Schreibtisch und sagte: „Sie haben den Artikel noch nicht gelesen, Herr Oberleutnant?"

„Ich weiß nicht, um was es sich handelt, Herr Oberst," versetzte dieser.

„Dann bitte — lesen Sie!"

Der Oberst reichte ihm ein kleines Zeitungsblättchen, in dem eine Stelle mit Blaustift stark angestrichen war. Wagner las folgendes:

„Die Uebergriffe der rohen Soldateska mehren sich von Tag zu Tag, und der Bürger, welcher aus seiner Tasche die Soldaten unterhält, ist seines Lebens nicht mehr sicher. Roheit geht aber mit mangelndem Mute Hand in Hand, deshalb sucht sich die soldatische Rücksichtslosigkeit wehrlose Opfer an Schulknaben und schutzlosen Waisen, denen niemand zur Seite steht.

Ein kleiner Schulknabe, der Sohn einer armen Waschfrau, ist fast das Opfer der Verfolgungssucht und Roheit eines hiesigen Offiziers, eines Oberleutnants W. vom Artillerieregiment, geworden, weil er das ungeheuerliche Verbrechen begangen hat, ein paar Kohlenstriche an die neue Wand der Kaserne zu malen. Der Knabe ist für sein Vergehen von der einzig zuständigen Behörde, das

heißt von seinem Lehrer, schwer gezüchtigt worden. Trotzdem ruhte der Offizier mit seinen Verfolgungen nicht, bis eine junge Dame für den Knaben eintrat. Es ist die Tochter des Herrn Kommerzienrats Bergmann. Durch einen geharnischten Brief, in welchem sie den Knaben für ihren Schützling erklärte, gelang es ihr, den Verfolgungen Einhalt zu thun, die von dem brutalen Offizier gegen den wehrlosen Knaben mit einer geradezu grausamen Energie und Zähigkeit in Scene gesetzt worden waren. Ehre dieser deutschen Jungfrau!" ...

Als Wagner mit der Lektüre dieses Artikels fertig war, sah er den Oberst fragend an.

„Nun?" forschte dieser. „Der Oberleutnant W. sind Sie doch wohl, Herr Leutnant?"

„Zu Befehl, ja, Herr Oberst."

„Sie können sich denken, daß es mir nicht gleichgültig ist, von einem Offizier meines Regiments etwas derartiges in dem Blatt da zu lesen. Wie hängt denn die Sache eigentlich zusammen?"

Wagner erzählte, und der Oberst lächelte.

„Die Sache ist ja an und für sich sehr harmlos, aber in dem Blatt ist sie zu einer Sensationsgeschichte aufgebauscht worden, und weder Sie, noch das Offiziercorps darf das dulden. Sie müssen dem Blatte eine Berichtigung zuschicken, und wir werden eventuell die Beleidigungsklage anstrengen. Ich halte es für das beste, Sie setzen sich mit dem Kommerzienrat Bergmann in Verbindung, denn natürlich muß die junge Dame geschont werden. Es kann da nicht mit dürren Worten gesagt werden, daß die junge Dame eine Dummheit beging. Also bitte, befassen Sie sich mit der Angelegenheit und erstatten Sie mir baldmöglichst weitere Meldung."

Dann nickte der Oberst mit dem Kopf, und Wagner war entlassen.

Digitized by Google

4.

Der große Industrieort, in welchem Kommerzienrat Bergmann lebte, besaß außer zwei besseren Lokalblättern noch ein drittes Organ, das allgemein mit dem Namen „Revolverblatt" bezeichnet wurde. Es hieß nach berühmtem Muster „Die Laterne" und beschäftigte sich damit, allerlei Klatsch und Skandalgeschichten zu veröffentlichen. Solche Blätter finden immer ihre Leser; die anständigen Leute verachten zwar derartige Blätter, lesen sie aber doch, denn für Klatsch ist nun einmal jedermann zugänglich.

Die „Laterne" erschien nur alle Monate, brachte aber dann jedesmal den ganzen Klatsch der verflossenen vier Wochen in möglichst sensationellem und tendenziösem Gewande.

Bei der Frau des Redakteurs und Besitzers dieses Blattes war Frau Trost unglücklicherweise gerade an dem Tage, nachdem sie bei Kommerzienrats die Wäsche gehabt hatte, ebenfalls zur Wäsche bestellt worden, und dabei hatte sie natürlicherweise ihrem Herzen Luft gemacht und nicht nur von den Verfolgungen, denen ihr armer Sohn ausgesetzt sei, sondern auch von der Heldenthat Fräulein Paulas erzählt. So kam es, daß in der nächsten Nummer der „Laterne", die erst vier Wochen später erschien, den Lesern diese Angelegenheit aufgetischt wurde, obgleich unterdes alle Irrtümer beseitigt worden waren, und Emil Trost sich schon auf der Kunstschule befand. Dem Redakteur hatte niemand diese Veränderungen mitgeteilt.

— — — — — — — — — — —

Als Wagner zu Bergmann kam, fand er diesen in großer Aufregung. Der Kommerzienrat hatte den Artikel schon gelesen und bereits deswegen an seinen Rechtsanwalt geschrieben.

„Mein Rechtsanwalt kommt heute abend zu mir," sagte

Bergmann, „und ich bitte Sie, Herr Leutnant, ebenfalls unser Gast zu sein. Wir können dann bei Tisch in aller Ruhe die Angelegenheit, zu der wir doch nun einmal einen Rechtskundigen brauchen, besprechen. Ich erwarte Sie bestimmt um sieben Uhr."

Wagner versprach pünktlich zu erscheinen. Er wunderte sich, daß er Paula nicht zu Gesicht bekam. Er hatte ja keine Ahnung, in welch entsetzlichem Seelenzustande diese sich befand. Mit dem ganzen Ueberschwang ihrer achtzehn Jahre faßte sie den Fall tragisch auf.

Es war gar nicht nötig, daß ihr der Vater noch einmal klar gemacht hatte, welche Thörin sie gewesen sei, als sie jenen Brief an Wagner schrieb, sie wußte allein, welches Unheil sie angerichtet hatte. Nun mußte wahrscheinlich ihretwegen Wagner den Abschied nehmen. Seine Laufbahn war ruiniert durch ihre Schuld, seine Lebenspläne vernichtet. Und das that sie ihm an, sie, die ihn — — liebte. Ja, liebte. Es gab keine Verheimlichung mehr.

O, wie furchtbar war es! Wie schlecht ist doch die Welt, wie erbärmlich! Und daß sie ihm das anthun mußte, gerade ihm — das war tragisch!

Paula sah sehr schwarz in die Zukunft. Wenn nun Wagner sich aus Verzweiflung über seine ruinierte Laufbahn das Leben nahm — dann war sie seine Mörderin. Ja, dann konnte sie auch nicht mehr leben. —

Sie besaß kaum so viel Fassung, um bei dem Abendbrot zu erscheinen, und wagte es gar nicht, Wagner anzusehen. Sie bemerkte es daher auch nicht, mit welcher zärtlichen Besorgnis seine Augen auf ihrem verweinten Gesichtchen ruhten.

Sie saß da wie im Traum. Wie aus weiter Entfernung hörte sie die langweilige Stimme des glatzköpfigen Rechtsanwalts, der den Fall nach allen Seiten erwog und dabei für drei Mann aß.

Nach Ansicht des Rechtsanwalts war die Sache so verfahren wie möglich. Einen Prozeß konnte man dem Redakteur von seiten Bergmanns nicht anhängen, denn was er über Paula berichtet hatte, war ja die Wahrheit. Man konnte ihm eine Berichtigung einschicken, aber diese brachte er höchst wahrscheinlich mit so viel eigenen Bemerkungen versehen, daß der Skandal nur ärger wurde. Dann allerdings konnte Bergmann ihn verklagen, aber dann mußte Paula vor Gericht als Zeugin erscheinen; für ein junges Mädchen sehr peinlich, fast bloßstellend. Sie mußte öffentlich vor Gericht erzählen, wie thöricht und unbesonnen sie sich betragen habe, und war allgemein blamiert.

„Kann denn meine Tochter ihre Aussage nicht verweigern?“ fragte Bergmann.

„Das geht nicht,“ erklärte der Rechtsanwalt. „In einem Falle nur wäre es möglich, wenn nämlich Fräulein Paula die Braut des Herrn Leutnants wäre.“

Nachdem der entsetzliche Rechtsanwalt diese Worte mit aller Kaltblütigkeit gesagt hatte, trank er ein Glas Wein und kaute dann gelassen mit beiden Backen weiter.

Totenstille herrschte im Zimmer. Paula hatte das Gefühl, als wäre sie mit einer Keule über den Kopf geschlagen worden. Nur den Bruchteil einer Sekunde richtete sie ihren Blick auf Wagners Gesicht und sah in demselben eine jähe, aufsteigende Röte — die Röte des Zornes jedenfalls über diese schreckliche Zumutung.

Sie konnte nicht mehr im Zimmer bleiben, sie erstickte sonst.

Sie hielt ihr Taschentuch vor die Augen und entfloh auf ihr Zimmer. Dort warf sie sich schluchzend auf den Teppich. Sterben wollte sie, sterben. Welch eine Erlösung wäre der Tod für sie gewesen! Sie war gar zu unglücklich. —

„Paula! Meine geliebte Paula!“ klang da plötzlich eine weiche Männerstimme an ihr Ohr. „Wäre es denn wirklich so schrecklich?“ — —

„Entschuldigen Sie nur, lieber Doktor,“ sagte inzwischen der Kommerzienrat zu dem Rechtsanwalt, „aber ich will doch einmal nachsehen, was da draußen geschieht. Erst

läuft meine Tochter fort, dann entfernt sich der Leutnant, und keines von beiden kommt wieder." Darauf ging auch Bergmann, um — ebenfalls nicht zurückzukehren.

Dem Rechtsanwalt aber machte das nichts. Er war an das Warten vom Gericht her gewöhnt. Er trank erst langsam die Flasche Lafitte, die vor ihm stand, aus, dann erhob er sich und wollte es sich gerade bei einer Zigarre bequem machen, als der Kommerzienrat eintrat, hinter ihm Paula und Wagner.

„Ein Brautpaar, lieber Doktor, das ich zu den Akten zu nehmen bitte!"

— — — — — — — — — — — —

Als nach vier Wochen die „Laterne" wieder erschien, brachte sie einen humoristischen Widerruf der ersten von ihr so aufgebauschten Angelegenheit, der darin gipfelte, der böse Offizier sei dadurch gestraft worden, daß ihn die „deutsche Heldenjungfrau" für immer in Fesseln und Banden geschlagen habe.

Damit erzählte das Blatt aber nichts Neues, denn das wußte man bereits in der ganzen Stadt seit drei Wochen.

Durch das Berner Oberland.

Eine Sommerwanderung von G. Kahle.

Mit 11 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Das Lieblingsziel der Touristenscharen, die alljährlich während der Reisezeit nach der Schweiz strömen, ist das Berner Oberland. Man bezeichnet mit diesem Namen bekanntlich jenen südlichen, hochalpinen Teil des Kantons Bern, den das Walliser Rhonethal, die Kantone Uri und Unterwalden, der Brienzer und Thuner See und die Kantone Freiburg und Waadtland eingrenzen, und der sich um die Zentralmasse des Finsteraarhorns angelagert hat. Kein anderer Teil der Hochgebirgsschweiz besitzt auch eine so imponierende Längenausdehnung wie die Berner Alpen, die vom Rhonedurchbruch bei Martigny bis zum Reußthal reichen, kein anderer hat so flächenhaft zusammenhängende Gletscher und Firnfelder und eine so reichhaltige, formenkühne Gipfelbildung. Geradezu unvergleichlich ist der reiche und schnelle Wechsel der großartigsten Panoramen, die sich dort den entzückten Blicken des Reisenden darbieten.

Schon von der Münsterterrasse in Bern aus erschließt sich dem Fremden der erste umfassendere Blick auf jene

Hochgebirgswelt; da liegen sie an klaren Tagen vor ihm: das Finsteraarhorn, die blitzenden Häupter des Mönchs, des Eigers und der Jungfrau, dieses erhabenste Bild in der Schar von Bergen, die sich wie zum Schutz an sie

Schloß Oberhofen am Thuner See.

drängen. Dann erfaßt wohl jeden Naturfreund die Sehnsucht, jenen Gewaltigen, die ihm dort ihren ersten Gruß entgegengesandt haben, möglichst nahe zu kommen, und auf einer solchen Wanderung möge uns der geneigte Leser im Geiste das Geleite geben.

Von der Schweizer Bundeshauptstadt mit ihren Lauben

und ihrem Bärengraben trägt uns das Dampfroß nach dem altertümlichen Städtchen Thun am Ausfluß der Aare aus dem Thuner See, über den uns das Dampfschiff nach

Die Jungfrau von Interlaken aus.

Interlaken bringen soll. Schon diese Fahrt gewährt entzückende Bilder und Ausblicke auf die hübschen Ufer und die weiterhin emporragenden Bergriesen. Rechts und links am Eingang des Kander- und Simmenthals sieht man das Stockhorn mit seiner kegelförmigen Spitze und die

Pyramide des Nieſen ſich erheben. Links von letzterem folgen die Schneefelder der Blümlisalp, während rechts von letzterer im Hintergrunde des Kanderthals von links nach rechts allmählich Fründenhorn, Doldenhorn, Balmhorn, Altels und Rinderhorn hervortreten. Nach Interlaken hin ſtehen, von rechts nach links einander folgend, Mittaghorn, Jungfrau, Mönch und Eiger im Vordergrund, während weiterhin Schreckhorn und Wetterhorn zum Vorſchein kommen.

Die Dampferfahrt geht zunächſt noch eine Strecke weit auf der Aare; dann tritt unſer Schiff in den See hinaus, wo die erſte Station Oberhofen iſt. Das inmitten des Ortes gelegene gleichnamige Schloß war zu Anfang des 14. Jahrhunderts Wohnſitz des bei dem Morde Kaiſer Albrechts beteiligten Walther v. Eſchenbach; es gehört jetzt der Gräfin v. Pourtalès. Wir landen bei Därligen am Südoſtende des Sees, von wo uns die Bödelibahn längs des Sees und der Aare in einer Viertelſtunde nach dem herrlichen Interlaken bringt. Das Bödeli iſt das Schwemmland der Lütſchine und des Lombachs zwiſchen dem Thuner und Brienzer See. Auf ihm liegt der Brennpunkt alles Reiſelebens in der Schweiz: Interlaken, deſſen Höheweg mit ſeinen großartigen Hotels und Penſionen, ſeinen eleganten Läden und dem unbeſchreiblich herrlichen Blick über die Höhematte hinweg in das Lauterbrunnenthal und auf die namentlich bei Abendbeleuchtung am ſchönſten hervortretende Jungfrau in jedem Sommer von Fremden aller Nationen wimmelt.

Einen eigentlichen Ort Interlaken giebt es nicht; den Namen „Zwiſchen den Seen“ hat ihm das 1528 aufgehobene Kloſter Interlaken gegeben, das nebſt dem ſpäter angebauten Schloß jetzt als Amt-, Gerichts- und Krankenhaus dient. Die Straßen mit ihren alten Holzhäuſern verteilen ſich auf die drei Gemeinden Unterſeen, Matten und Aarmühle.

Zu der letzteren gehört auch die große Hotelkolonie an dem mit Nußbäumen bepflanzten Höheweg, in der während

Der Eiger.

der vier Reisemonate Juni bis Ende September täglich durchschnittlich 1000 bis 1500 Fremde weilen. In guten Sommern kommen mitunter 160,000 Fremde nach Inter-

laken, zum Teil nur vorübergehend als Touriſten, teils aber auch als längere Zeit dort weilende Kurgäſte und Sommerfriſchler. Interlaken iſt nämlich nicht nur ein höchſt angenehmes Standquartier bei näheren und weiteren Ausflügen in das Berner Oberland, namentlich für Reiſende, die mit Zeit und Geld nicht allzuſehr zu geizen brauchen, ſondern mit ſeiner milden gleichmäßigen Temperatur und ſeiner erquickenden Luft auch ein klimatiſcher Kurort erſten Ranges. Dieſes Paradies iſt gleichzeitig ein „Klein-Paris“; es vereinigt die Idylle des Schweizer Dorfes mit dem Glanze einer vornehmen Luxusſtadt. Es bietet einen ganz eigenen Reiz, hier die internationale, mit modiſchem Prunk ausſtaffierte Menge vor den bewimpelten prächtigen Hotelpaläſten oder im Kurgarten zu beobachten und dann hinüberzuſchauen über die Wieſenflächen, die ſich bis zu den Vorbergen des Lauterbrunnenthals hinziehen, aus deſſen grünem Hintergrund die ſtrahlende Jungfrau ſo geiſterhaft hoch und ſchön aufſtrebt.

Die ganze Umgegend iſt überaus reich an entzückenden Ausflügen und Standpunkten. Am Südweſtende des Höhewegs zweigt die Straße nach dem ausſichtsreichen Kleinen Rugen ab, einer waldbedeckten rundlichen Vorhöhe des Großen Rugen. Nicht minder bequem und lohnend iſt der Beſuch der Heimwehfluh, der Ruine Unſpunnen, der Beatenhöhle und des Harders, ſowie des Abendberges. Auf die Schynige Platte (2070 Meter) führt ſeit 1893 von der Oberlandbahnſtation Wilderswyl-Gſteig eine Zahnradbahn in fünf Viertelſtunden, und dort oben erſchließt ſich dann dem Beſucher eine Ausſicht auf das Hochgebirge, die zu den berühmteſten des ganzen Berner Oberlandes zählt. Es ragen von links nach rechts empor: Wellhorn, Wetterhörner, Berglistock, weiterhin in derſelben Richtung erblickt man den oberen Grindelwaldgletſcher, die

Der Staubbach bei Lauterbrunnen.

2754764

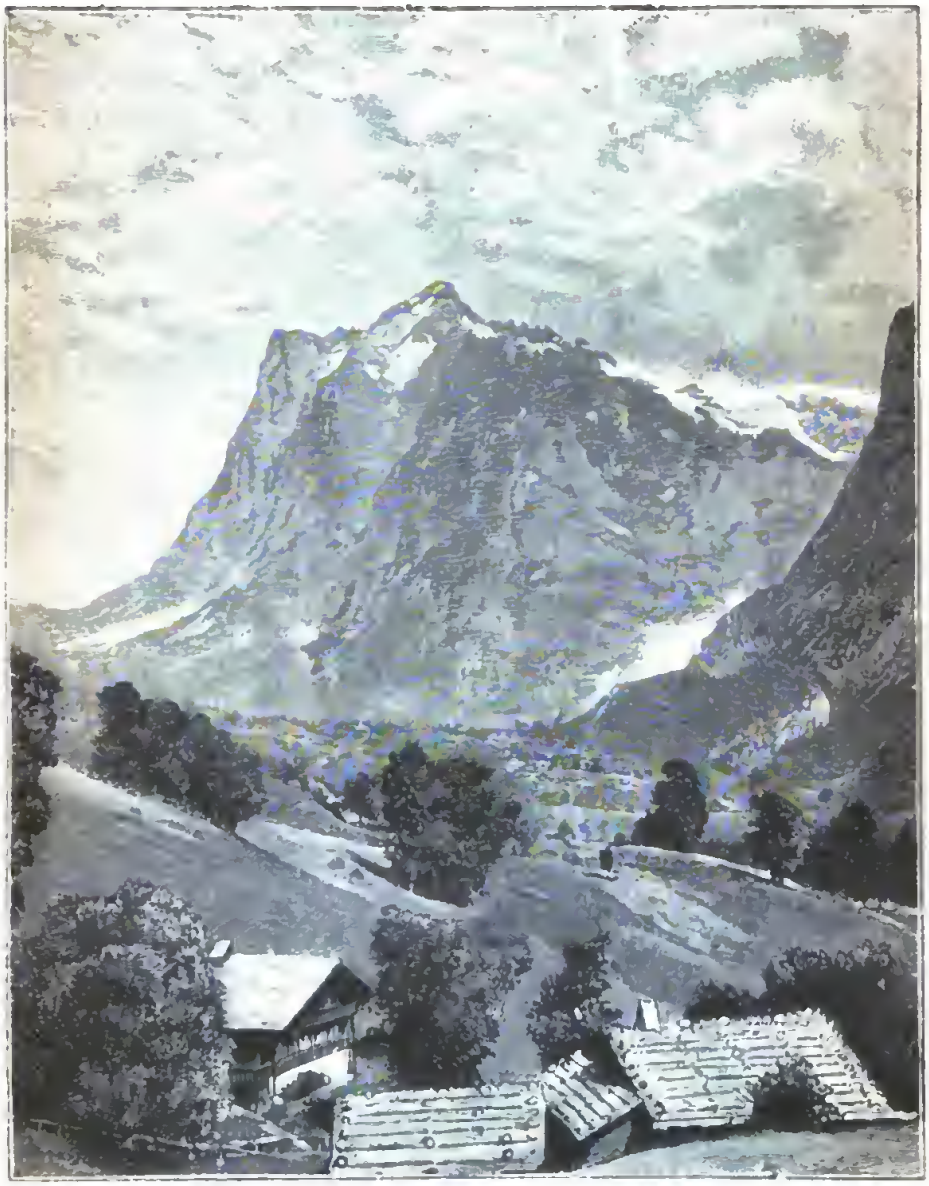
Digitized by Google

Schreckhörner, Lauteraarhörner und den unteren Grindelwaldgletscher, das über den Eigergrat hervorragende und von hier aus ganz weiß erscheinende Finsteraarhorn, eines der Fiescherhörner, dann Eiger, Mönch und Jungfrau u. s. w. bis zu den Spitzen der Riesen- und Stockhorukette.

Von Interlaken nach Lauterbrunnen bringt uns die Berner Oberlandbahn, eine Adhäsionsbahn mit kurzen Zahnradstrecken; sehr zu empfehlen ist die Rundfahrt Interlaken — Lauterbrunnen — Kleine Scheidegg—Grindelwald —Interlaken. Diese Bahn beginnt bei der Station Interlaken-Ost, wohin den Fremden die Fortsetzung des Höhewegs führt; sie wendet sich in großem Bogen nach Wilderswyl-Gsteig, wo der Wagenwechsel für die Schynige Platte stattfindet, und erreicht in Zweilütschinen den Knotenpunkt der Lauterbrunner und Grindelwalder Bahn. Hier gabelt sich nämlich das Thal: nach links erstreckt sich das von der Schwarzen Lütschine durchströmte Grindelwalder Thal, geschlossen vom Wetterhorn, während sich rechts das von der Weißen Lütschine durchflossene Lauterbrunnenthal hinzieht, das seinen Namen von der erstaunlichen Menge der auf beiden Seiten herabregnenden Wasserfälle hat.

Die Endstation der in dem waldigen Lauterbrunnenthal zwischen hohen Kalkfelswänden aufwärts führenden Bahn Zweilütschinen—Lauterbrunnen, die an zwei Stellen Zahnradbetrieb aufweist, ist das zwanzig Minuten lange Dorf Lauterbrunnen mit seinen auf beiden Seiten der Lütschine zerstreuten Gebirgshäuschen. Der bekannteste unter den Wasserfällen seiner Umgebung ist der bei genügendem Wasser wirklich entzückende Staubbachfall, der fünf Minuten südlich vor dem Ort etwa 300 Meter von einer etwas überhängenden Felswand herunterfällt. Das niederstürzende Wasser erfaßt dann der Wind, es in Staub verwandelnd, bevor es den Boden erreicht; im Sonnenglanze (vormittags) gleicht der Fall einem wallenden Schleier.

Wenn dagegen im Hochsommer das Wasser mangelt, so bringt der Anblick der unscheinbaren Kaskade dem Reisenden nur eine ärgerliche Enttäuschung.



Grindelwald mit dem Wetterhorn.

Hoch auf einer Bergterrasse über dem Lauterbrunnenthal liegt Mürren (1636 Meter), ein Glanzpunkt der Schweiz, wohin eine Drahtseil- und elektrische Bahn steil

emporführt. Von Zweilütschinen führt die Grindelwaldbahn direkt im Lütschenthal aufwärts nach Grindelwald. Wer über die Wengernalp nach Grindelwald will, muß in dem Bahnhof zu Lauterbrunnen umsteigen. Die Wengernalpbahn ist eine Zahnradbahn nach dem Riggenbachschen Leitersystem und bringt uns, an den steilen Abhängen unterhalb des Dorfes Wengen emporkletternd, zunächst nach diesem, auf einer baumreichen Matte in 1289 Meter Höhe gelegenen Orte. Freunden von Fußwanderungen sei empfohlen, von hier den Saumweg über die Wengernalp und Kleine Scheidegg nach Grindelwald zu verfolgen.

Die Wengernalp (1878 Meter) mit dem schönen Hotel Jungfrau ist mit Recht berühmt wegen des wundervollen Gruppenbildes, das Jungfrau, Mönch und Eiger, von hier aus gesehen, darbieten. Man schaut von diesem berühmten Punkte über das Trümletenthal weg auf die Jungfrau (4166 Meter), die sich von hier aus mit dem rechts neben der Gipfelpyramide gelegenen Silberhorn (3705 Meter) und dem links davon sich erhebenden Schneehorn (3415 Meter) in ihrer ganzen Herrlichkeit zeigt; nur bleibt die allerhöchste Spitze der Jungfrau dem Blick entzogen. Links von der Jungfrau ragt erst der Mönch (4105 Meter) und weiterhin der Eiger (3975 Meter) auf. Von Süden und von Westen aus ist der Anblick der Jungfrau bei weitem nicht so imposant als von hier aus, von Norden her.

Schiller durfte noch die Jungfrau die „ewig verschleierte" nennen; er singt von ihr:

„Es sitzt die Königin hoch und klar
Auf unvergänglichem Throne,
Die Stirn umkränzt sie sich wunderbar
Mit diamantener Krone;
Drauf schießt die Sonne die Pfeile von Licht,
Sie vergolden sie nur und erwärmen sie nicht."

Der Reichenbachfall bei Meiringen.

Zu seiner Zeit hatte noch kein Sterblicher seinen verwegenen Fuß auf dieses Schneediadem gesetzt, das von ihrer Stirne herableuchtet, aber schon 1811 wurde dieser Berg durch die Brüder Rudi und Hieronymus Meyer aus Aarau zum erstenmal bestiegen, und jetzt ist bekanntlich sogar eine Bahn auf die Jungfrau in Angriff genommen — ein technisches

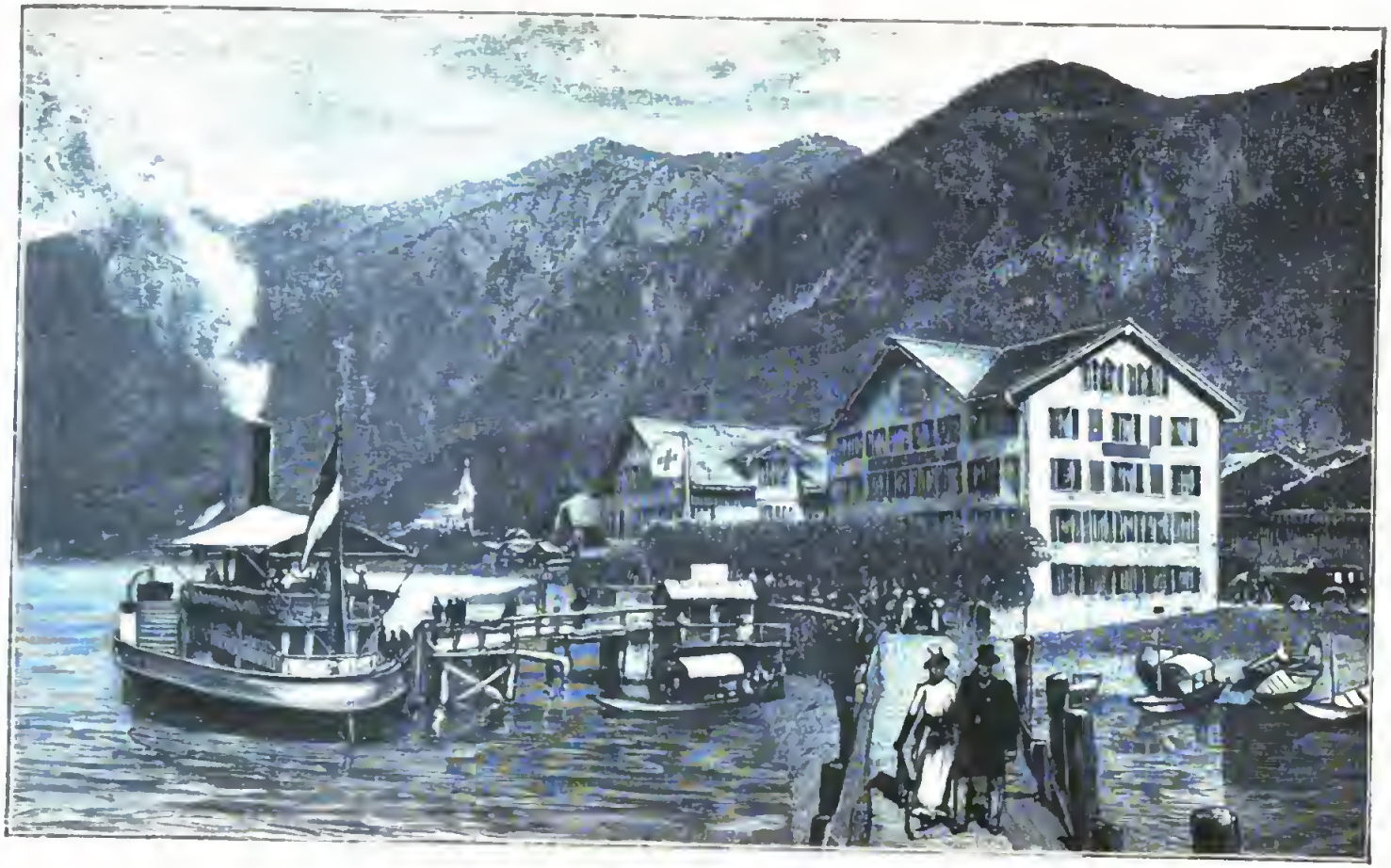
Rieſenunternehmen, auf dem die Augen der ganzen gebildeten Welt mit Spannung ruhen.

Von dem Höhepunkt der Wengernalpbahn, der Station Kleine Scheidegg (2064 Meter), zweigt die Jungfraubahn ab, um zunächſt nach dem Eigergletſcher zu führen. Die kurze, bloß 2 Kilometer lange Strecke iſt bis auf einen 84 Meter langen Tunnel oberirdiſch, wie die beiden Bilder auf Seite 111 und 113 zeigen. Dieſe erſte Teilſtrecke der ſeither ſtetig weiter geförderten Jungfraubahn konnte bereits am 19. September 1898 in feierlicher Weiſe dem Verkehr übergeben werden. Die Steigung auf ihr beträgt insgeſamt 255 Meter, und die Station Eigergletſcher liegt 2319 Meter hoch. Von dort aus geht die Bahn nun durchweg im Tunnel weiter, der bloß an fünf Stellen Seitenſtollen bekommt. Dieſe ſollen unmittelbar an Felswänden ausmünden und ſowohl als Stationen wie als Ausſichtspunkte dienen.

Die auf die Station Eigergletſcher folgenden Stationen werden folgende ſein: Station Eigerwand (2815 Meter), Station Eismeer (3160 Meter), Station Jungfraujoch (3420 Meter), Station Jungfrau (4075 Meter) und endlich Jungfraugipfel (4166 Meter). Das letzte Stück dieſes im ganzen 10 Kilometer langen Tunnels würde 73 Meter ſenkrecht in die Höhe führen und ſoll von den Reiſenden mittels eines Aufzuges zurückgelegt werden.

Die Betriebs- und Arbeitskraft iſt durchweg Elektricität. Die Zentrale zur Erzeugung des Drehſtromes liegt unterhalb Lauterbrunnen an der Weißen Lütſchine. Dieſer Gebirgsbach treibt durch ſein Gefälle 4 Hochdruckturbinen von je 500 Pferdeſtärken, die auf der gleichen Achſe mit 4 Drehſtromerzeugern verbunden ſind. Die Kraft wird durch 3 Kupferdrähte von 8 Millimeter Dicke auf Holz- und Eiſenmaſten zur Bahnlinie geführt, die als Zahnradbahn gebaut iſt. Sie hat zwei Laufſchienen und eine

Digitized by Google



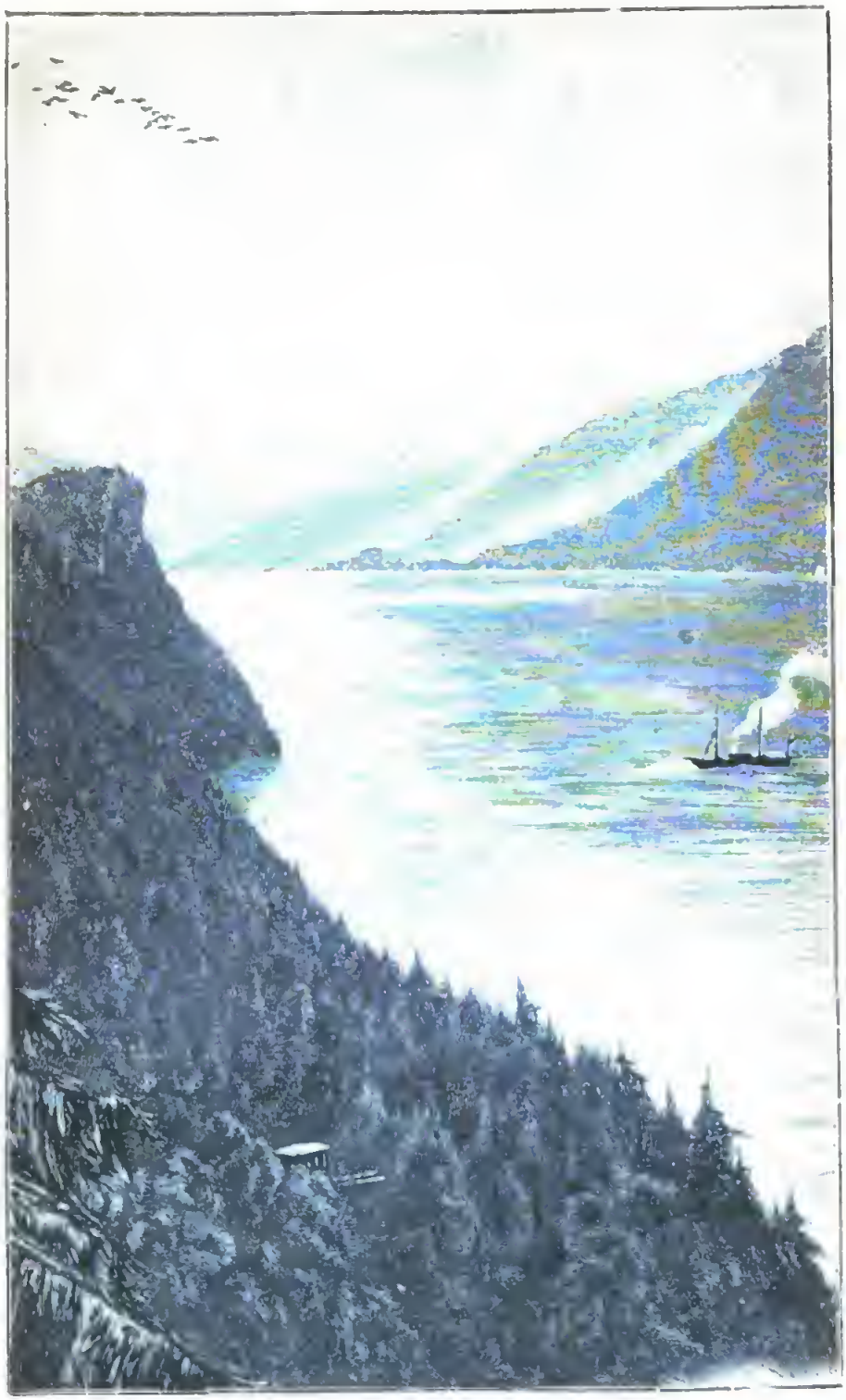
Die Landeſtelle der Dampfer am Brienzer See.

Zahnstange in der Mitte, in die das von elektrischen Motoren getriebene Zahnrad eingreift. Die Geschwindigkeit beträgt 8 Kilometer in der Stunde.

Auch die Bohrmaschinen im Tunnel werden durch Drehstrom betrieben. Die Arbeit geht Tag und Nacht, Sommer und Winter ohne Unterbrechung fort; die Arbeiter sind fast ausschließlich Italiener, die sich am besten für derartige Arbeiten eignen. Mit Ausnahme einer Dynamitexplosion im Tunnel Ende Februar 1899 sind größere Unfälle bisher nicht zu verzeichnen gewesen. Ein schwerer Schlag für das ganze Unternehmen war dagegen der am 3. April 1899 erfolgte Tod seines eigentlichen Urhebers und Unternehmers, des größten schweizerischen Eisenbahnunternehmers Guyer-Zeller, der bisher etwa zwei Millionen Franken für die Jungfraubahn geopfert hat.

Doch kehren wir nunmehr zur Paßhöhe der Kleinen Scheidegg zurück, von wo man in das tief unten gelegene Grindelwaldthal hinabschaut. Eisenbahn wie Saumpfad führen über die Wergisthalalp am Fuße des Eigers nach Alpiglen (1619 Meter), wo das Wetterhorn hinter dem davor liegenden Mettenberg schon immer freier heraustritt. Dann geht es steil abwärts in das Thal der Schwarzen Lütschine nach der Kopfstation Grund (946 Meter), dem unteren Bahnhofe von Grindelwald, und hierauf zurück und wieder bergan zum Hauptbahnhof.

Grindelwald, eigentlich Gydisdorf, ist ein ausgedehnter Ort, der seit dem großen Brande vom 18. August 1892 fast ganz neu aufgebaut wurde. Als vorzügliches Standquartier und Ausgangspunkt zahlreicher Hochtouren, sowie als Luftkurort ist er im Sommer von Fremden fast stets überfüllt. Die Lage des Dorfes ist großartig schön; drei gewaltige Bergkolosse schließen die Südseite des Thales ab, nämlich der Eiger, der den Fuß des Schreckhorns bildende Mettenberg und das dreigipfelige Wetterhorn,



Am Brienzer See.

das der gesamten Landschaft den Charakter verleiht. Zwischen Mettenberg und Wetterhorn dringt der obere Grindelwaldgletscher mit seiner wunderbaren Grotte, die ganz in das reine blaue Eis gehauen ist, hervor; zwischen Mettenberg und Eiger der untere Grindelwaldgletscher. Der letztere geht seit Jahren stark zurück, so daß man auf seinen Besuch verzichten kann. Die Abflüsse dieser beiden Gletscher bilden die Schwarze Lütschine.

Von Grindelwald kann man nun mit der Bahn über Zweilütschinen nach Interlaken zurückkehren. Wer das nicht will, vermag auch von Grindelwald aus über die Große Scheidegg auf einem viel begangenen Saumwege zu Fuß oder zu Pferde nach Meiringen an der Brünigbahn sich begeben. Die Große oder Hasle-Scheidegg (1961 Meter) ist ein rasenbewachsener Bergsattel mit einem einfachen Wirtshaus, wohin man über Matten, ziemlich steil ansteigend, gelangt. Von hier zweigt der Weg auf das Faulhorn (2683 Meter) ab, ein sehr bequemer Reitweg, der in vier Stunden auf die Spitze mit ihrem herrlichen Alpenpanorama führt.

Von der Großen Scheidegg erfreut sich der Wanderer eines überraschend schönen Rückblickes auf das mattenreiche, liebliche Grindelwalder Thal, das links von den kahlen Felsenwänden des Wetterhorns und der sich anschließenden Gipfel überragt wird. Dann geht es hinab an den Reichenbach und über die Brücke in den Wald, durch den man zur Pension Schwarzwaldgletscher gelangt. Auf der Breitenbodenalp teilt sich der Weg: links geht es direkt nach Meiringen, rechts aber auf einem Umwege zum Rosenlauibad in seiner Waldeinsamkeit im Thale des wildtosenden Reichenbachs, der in der Schlucht hinter dem Kurhaus einen prachtvollen Wasserfall bildet. Ehe man nach Meiringen hinunterkommt, sind noch die berühmten Reichenbachfälle zu besichtigen, die während der Hauptreisezeit

Die Gießbachbahn.

abends bengalisch beleuchtet werden. Es sind im ganzen sechs Fälle, von denen der oberste mit raketenartigen Wasserstrahlen die ganze Umgebung benetzt. Meiringen selbst ist die wichtigste Station der Brünigbahn und der Hauptort des von hohen Bergen eingeschlossenen Haslithales. Der am rechten Aareufer sich hinziehende Ort mit seinem charakteristischen Kirchturme ist 1879 und dann wieder 1891 fast ganz niedergebrannt, seitdem aber schöner und massiv wieder aufgebaut worden.

Die von Luzern kommende Brünigbahn erleichtert sehr wesentlich die Verbindung zwischen dieser Stadt und Interlaken beziehungsweise dem Berner Oberland und ist zudem landschaftlich wie baulich höchst interessant. Zwischen Luzern und Giswyl, sowie zwischen Meiringen und Brienz ist sie als gewöhnliche Adhäsionsbahn gebaut, während die Strecke von Giswyl über den Brünigpaß bis Meiringen mittels einer zwischen den Schienen eingefügten Abtschen Zahnstange überwunden wird, in welche die unter der Lokomotive und den Wagen liegenden Zahnräder eingreifen.

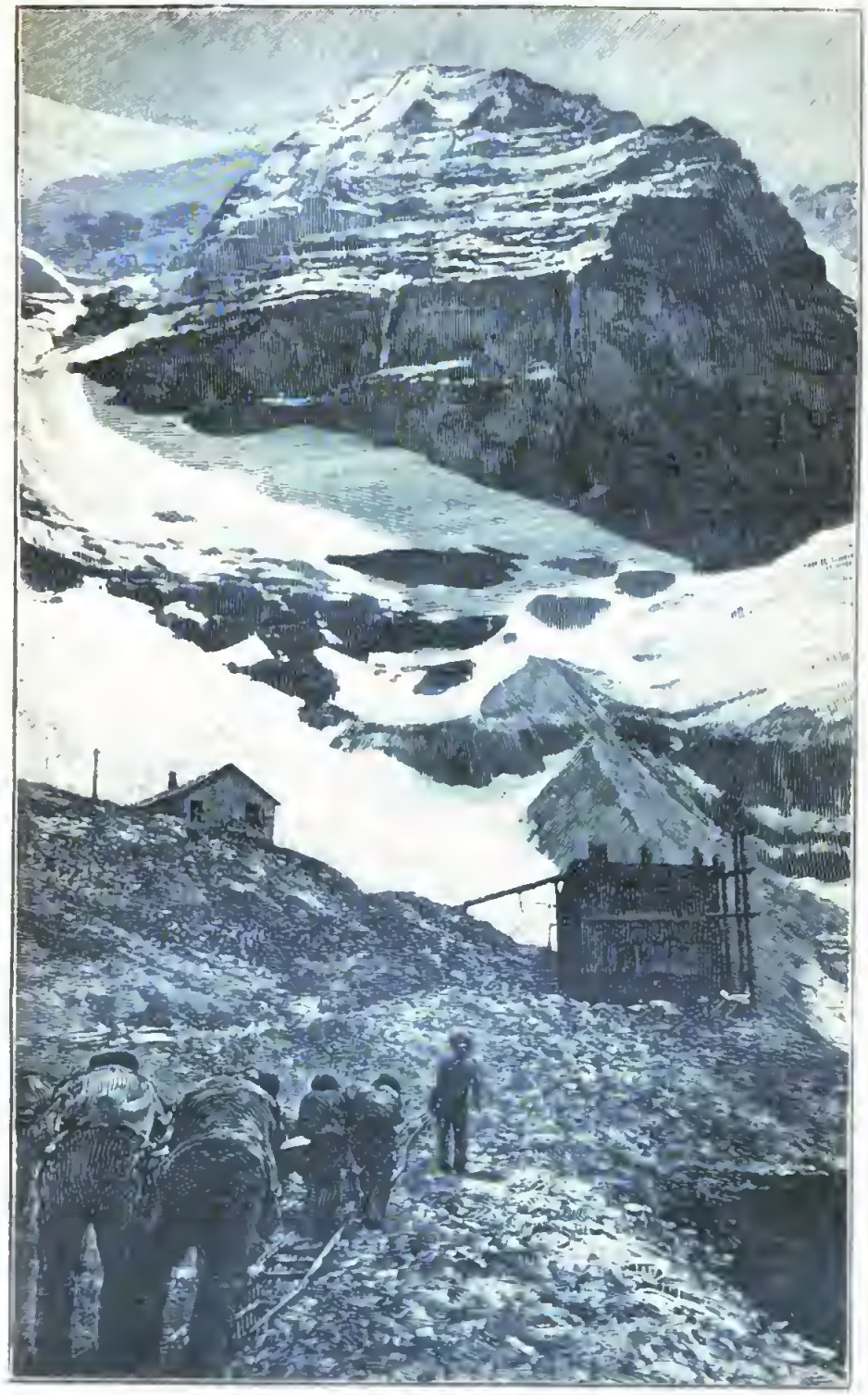
Das Westende der Brünigbahn bildet Brienz an dem Ostende des gleichnamigen Sees. Wenige Schritte vom Bahnhof befindet sich der Landungsplatz der nach Interlaken fahrenden Dampfer; am Nordufer entlang führt auch eine schöne Straße dorthin. Ob der Thuner oder der Brienzer See malerischer und lieblicher sei, darüber ist schon viel hin und her gestritten worden. Jedenfalls birgt der Brienzer See in dem Tannenwalde über seinem Südufer eine Landschaftsperle, die ihm den Vorrang zu sichern scheint: den berühmten Gießbach mit dem Gießbachhotel. Um dorthin zu gelangen, trägt uns der Dampfer von Brienz aus in zehn Minuten quer über den See zum Landungsplatze, von wo uns die Drahtseilbahn in sechs Minuten nach der Terrasse den Fällen gegenüber bringt, wo das Hotel Gießbach sich erhebt.

Elektrische Arbeitswagen beim Bau der Jungfraubahn.

„Wer in der wohlgeruderten Barke vom freundlichen Brienz herüberkommt," sagt Woldemar Kaden, „oder sich mit dem Dampfschiff naht, sieht aus dem Grün heraus über das Gestein herab einen Wildbach stürzen, der, nachdem wir so manchen mächtigeren Sturz gesehen, unsere Aufmerksamkeit nicht erregen würde, wüßten wir seinen Namen nicht. Auffallen müßte es uns allerdings, sähen wir diesem Bache zu Ehren ein fürstliches Luxusschloß, das prächtige Gießbachhotel, in der Höhe erbaut, ein Haus, das bei fast allen zivilisierten Völkern der Erde gekannt, von allen heimgesucht wird. Der Gießbach hat Weltruf, und wie zu einer Weltausstellung strömt es hinauf zu seinen Fällen den ganzen Sommer lang: sechzig-, achtzigtausend Menschen, die alle den kühnen Springer sehen und bewundern wollen.

Aber auch ohne die alles belebenden Wasser des lebhaften Waldbaches wäre die Gegend um das Hotel her schon des Besuches wert. Das liebliche Wiesenthälchen mit seinen Nußbäumen, die traute tannendunkle Wälderheimlichkeit voll Duft und Vogelsang, die moosbedeckten Felsenblöcke ringsum verstreut, sonnig leuchtende blumige Halden dazwischen, der Blick auf die beiden blitzenden Seen drunten, auf die dräuenden Felsenschroffen gegenüber, das bunte Leben auf den Waldpfaden, auf der Terrasse: alles im Verein macht den Ort hier oben zu einem lieben Aufenthalt. Dazu kommt eben nun noch die Kaskadenpracht, das klingende Getön der Fälle, das wie ferne, sanfte Elfenmusik die Seele umschmeichelt, sie wachend in das goldene Traumland des Friedens geleitet."

Aus einer Höhe von 300 Meter stürzt der Gießbach sich an der bewaldeten Felswand hinab in den Brienzer See, unterwegs sieben Fälle bildend, über die drei Brücken führen. Erst um 1820 wurden die Fälle den Reisenden



Arbeiten beim Terrainausschnitt für die Jungfraubahn beim Eigergletscher.

durch einen naturfreundlichen Lehrer Namens Kehrli erschlossen. Vom 1. Juni ab findet jetzt allabendlich eine durch Glockenläuten und Böllerschüsse eingeleitete glänzende Beleuchtung der Wasserstürze statt. Nach dem Verglühen dieses glänzenden Schauspiels mag der Tourist dann nach Belieben in dem großen, aber theuren Hotel über Nacht bleiben, oder, wenn ihm die Rücksicht auf seinen Geldbeutel es rätlicher erscheinen läßt, das fünf Minuten höher gelegene, einfachere Hotel Beausite aufsuchen.

Sonst wandert man nach der Beleuchtung den schönen, wohlerhellten Pfad zum See hinab, wo der Dampfer schon harrt, und befindet sich dann bald wieder in dem Zentrum Interlaken.

Die Schopperin.

Novelle von K. Orth.

1. (Nachdruck verboten.)

Frau Magdalene Förſter hatte nicht zum Bahnhof fahren können, um den mit Sehnſucht erwarteten Gatten abzuholen; denn die kleine Elſe, ihr einziges, dreijähriges Töchterchen, fieberte ein wenig, und obwohl ihr der Arzt am Morgen erklärt hatte, es ſei allem Anſchein nach keine Gefahr vorhanden, war Frau Magdalene doch eine viel zu zärtliche und gewiſſenhafte Mutter, um ſich unter ſolchen Umſtänden auch nur auf eine halbe Stunde aus dem Hauſe zu entfernen.

Sie ſtand am Fenſter des behaglich eingerichteten Wohngemaches und ſchaute unverwandt nach der Richtung aus, von wo der Wagen mit dem Heimkehrenden kommen mußte. Es waren kaum vier Tage vergangen, ſeitdem er Abſchied von ihr genommen; aber es war das erſte Mal in ihrer nun beinahe fünfjährigen Ehe, daß ſie für mehr als vierundzwanzig Stunden voneinander getrennt geweſen waren, und Frau Magdalene ſchämte ſich faſt ein wenig, daß es ihr ſo über die Maßen ſchwer gefallen war, dieſe erſte Trennung zu ertragen. Während des trübſeligen Alleinſeins war es ihr ſo recht zum Bewußt-

ſein gekommen, mit wie unzerreißbaren Banden ihr Herz noch immer an den trefflichen Mann gefeſſelt war, dem zuliebe ſie vor fünf Jahren ihre mit glänzenden Ausſichten begonnene Künſtlerlaufbahn aufgegeben hatte, ohne den Verzicht als ein ſchweres Opfer zu empfinden.

Denn die Illuſionen, mit denen ſich das unerfahrene, früh verwaiſte junge Mädchen der Bühnenlaufbahn gewidmet hatte, waren trotz der leicht errungenen Erfolge, die eine minder tiefe und ernſte Natur als die ihre vielleicht berauſcht hätten, damals bereits zum größten Teil dahingeſchwunden. Sie hatte raſtlos gearbeitet und ſich doch niemals ganz befriedigt gefühlt. Mitten in dem übermütigen Völkchen ihrer Kunſtgenoſſen war ſie allein und einſam geweſen, und ohne jede Regung des Bedauerns hatte ſie darum an dem Tage ihres Verlöbniſſes mit dem Ingenieur Richard Förſter, den ſie in einer befreundeten Familie kennen und lieben gelernt, den Entſchluß faſſen können, ihrer bisherigen Thätigkeit für immer zu entſagen.

Daß auch er ihr an jenem Tage ein Opfer gebracht, und ein ſchwereres, als es das ihrige geweſen, hatte ſie freilich erſt nach der Hochzeit, und auch da nur durch einen Zufall, erfahren. Denn um ihrer Herzensruhe willen hatte Förſter ihr zartfühlend verſchwiegen, daß die einzige Verwandte, die ihm noch außer zwei älteren Brüdern lebte, eine ſehr wohlhabende Tante, alles Erdenkliche aufgeboten hatte, um ſeine Verheiratung mit der Schauſpielerin zu hintertreiben. Als viel umſchmeichelte Erbtante namentlich bei Richards Brüdern an unbedingten Gehorſam gewöhnt, war die rechthaberiſche und in allerlei Vorurteilen befangene Dame ganz außer ſich geraten, als der junge Ingenieur ihren Vorſtellungen wie ihren Befehlen die entſchiedene Erklärung entgegengeſetzt hatte, in der wichtigſten Angelegenheit ſeines Lebens laſſe er ſich

von niemand als von seinem eigenen Herzen Vorschriften machen. In einem geharnischten Briefe hatte sie sich für immer von ihm los gesagt, mit dem Hinzufügen, daß sie unverzüglich ihr Testament zu seinem Schaden ändern werde; und gerade dieser Brief war durch eine unglückliche Fügung eines Tages der jungen Frau in die Hände gefallen.

Wie ein leichter Schatten hatte es seitdem trotz aller Zärtlichkeit des Gatten auf ihrem jungen Glück gelegen. Magdalene konnte die drückende Empfindung nicht los werden, daß sie eigentlich ein Hindernis auf seinem Lebenswege bedeute, denn es unterlag für sie keinem Zweifel, daß er sehr viel schneller und sicherer vorwärts gekommen wäre, wenn er sich auch weiterhin der Gunst der reichen Verwandten hätte erfreuen dürfen. Er pflegte ja nicht von seinen geschäftlichen Angelegenheiten mit ihr zu sprechen; aber ihre klugen Augen sahen trotzdem viel mehr, als er ahnte. Kurz vor seiner Hochzeit hatte der Ingenieur die bis dahin bekleidete abhängige Stellung aufgegeben und in Gemeinschaft mit einem jungen Kaufmanne eine Fabrik elektrotechnischer Gebrauchsartikel errichtet. Die Mittel dazu hatte sein eigenes, nicht gerade bedeutendes Vermögen liefern müssen, denn sein Teilhaber, Paul Omberg, brachte in die neugegründete Firma nichts weiter mit als seine geschäftliche Tüchtigkeit, die nach Försters Meinung allerdings nicht gering anzuschlagen war.

Die Erfolge der gemeinsamen Thätigkeit waren denn auch allem Anschein nach ganz befriedigende, und die beiden Teilhaber — Omberg war noch unverheiratet — konnten sich eine, wenn auch nicht glänzende, so doch behagliche Lebensführung gestatten. Aber aus gelegentlichen, absichtslos hingeworfenen Aeußerungen ihres Mannes wußte Magdalene doch, daß es ein ziemlich schwerer Kampf war, den er führte. Es fehlte an dem erforderlichen Be-

triebskapital, um der Fabrik eine Ausdehnung zu geben, wie sie der stetig gesteigerte Wettbewerb nötig gemacht hätte, und da Förster unter keinen Umständen Schulden machen wollte, hatte schon mancher große und lohnende Auftrag zurückgewiesen werden müssen, weil seine Ausführung mit den vorhandenen Mitteln unmöglich schien.

Er klagte zwar niemals darüber und wurde nicht müde, seinem jungen Weibe zu versichern, daß er der glücklichste Mensch unter der Sonne sei. Magdalene aber glaubte, daß ihm die Tante gewiß auf die einst zu erwartende Erbschaft hin schon jetzt ein beträchtliches Kapital gegeben haben würde, wenn er sich nicht durch seine Heirat ihren unversöhnlichen Groll zugezogen hätte. Sie litt unter der Vorstellung, daß sie seinem Fortkommen im Wege sei, und wenn sie auch alle derartigen Gedanken für sich behalten mußte, so grämte sie sich doch insgeheim bitter über ihre Ohnmacht, auf irgend eine andere Weise wieder gut zu machen, was sie ihm, wenn auch ahnungslos, geschadet.

Niemals aber war sie von solchen Grübeleien mehr gequält worden als während der letzten Tage. Denn jetzt sollte sich's ja entscheiden, ob er sein eheliches Glück wirklich mit dem Verlust eines Vermögens bezahlen mußte. Ein Telegramm seines Bruders hatte ihn an das Lager der schwer erkrankten Tante gerufen, und gleich nach der Ankunft hatte er seiner Frau gemeldet, daß er nur noch eine bewußtlose Sterbende gefunden. Von einer Aussöhnung hatte unter solchen Umständen nicht mehr die Rede sein können, und nur, um einer Pflicht der Pietät zu genügen, war Richard Förster bis zum Tage des Begräbnisses geblieben, an welchem, wie er beiläufig schrieb, auch die Eröffnung des Testamentes erfolgen sollte.

Das mußte nun gestern geschehen sein, und ein Telegramm, das Frau Magdalene noch am späten Abend

erhalten, hatte ihr ohne jede weitere Hinzufügung seine für den heutigen Nachmittag bevorstehende Heimkehr angezeigt. Gewiß war es vor allem die Sehnsucht nach dem Gatten, die ihr Herz jetzt mit so brennender Ungeduld erfüllte; aber einen kleinen Anteil hatte daran doch auch das Verlangen, endlich Gewißheit über den Inhalt jenes Testamentes zu erhalten. Und bei aller Freude, die ihre Seele erfüllte, als sie endlich den Wagen mit dem Erwarteten kommen sah, legte sich's doch zugleich so bang und beklemmend auf ihre Brust, daß Richard Förster fast enttäuscht schien durch die Befangenheit ihrer Begrüßung.

Er selbst war, nachdem er sich über den ganz unbedenklichen Zustand der kleinen Else beruhigt hatte, frisch und liebenswürdig wie immer. Der Tod der nahezu achtzigjährigen Verwandten konnte ihm ja auch unmöglich besonders nahe gegangen sein, und die Freude über die Wiedervereinigung mit seinem schönen jungen Weibe ließ die trüben Eindrücke der letzten Tage rasch aus seiner Erinnerung entschwinden.

Von den letztwilligen Verfügungen der Verstorbenen hätte er offenbar am liebsten gar nicht gesprochen, und mit großem Eifer war er bemüht, einer auf diesen heiklen Gegenstand gerichteten Frage Magdalenens vorzubeugen. Sie aber that diese Frage dennoch, und da konnte er ihr die unangenehme Wahrheit nicht länger verschweigen.

Die alte Dame hatte ihre Drohung buchstäblich zur Ausführung gebracht. Das Testament, das ihn zu Gunsten seiner beiden Brüder vollständig enterbte, datierte von dem Tage seiner Hochzeit mit der Schauspielerin, und die fünf Jahre, die seitdem verflossen waren, hatten den Groll der Zürnenden nicht zu mildern vermocht, da sie jene harte Verfügung unverändert hatte fortbestehen lassen.

Weinend verbarg Magdalene bei dieser niederschmetternden Eröffnung das Gesicht in den Händen.

Digitized by Google

„Und ich — ich allein trage die Schuld daran," ſchluchzte ſie. „Eine wie glänzende Zukunft könnteſt du dir jetzt aufbauen, wenn du nicht das Mißgeſchick gehabt hätteſt, mich auf deinem Lebenswege zu finden!"

Da aber wurde er zum erſtenmal ſeit dem Beginn ihrer Ehe beinahe ernſtlich böſe. Sie hörte es aus dem Klang ſeiner Worte, wie weh ſie ihm gethan, und geduldig ließ ſie die ernſte Zurechtweiſung über ſich ergehen, durch die er ſie gleichzeitig ſtrafte und über alle Maßen glücklich machte, denn eindringlicher und überzeugender hatte er ihr ſeine echte Liebe kaum jemals offenbart als in dieſem Augenblick, da er faſt mit Entrüſtung den ſchimpflichen Verdacht zurückwies, als könne er den Gewinn eines Vermögens höher ſchätzen, denn das Glück, ſie zu beſitzen.

Magdalene hatte ſeine entrüſteten Worte angehört, ohne ihn zu unterbrechen; nun aber umſchlang ſie in ſtürmiſcher Zärtlichkeit ſeinen Nacken und ſchmiegte ihre weiche Wange an ſeine Bruſt.

„Vergieb mir, du Lieber, Einziger! Ich kann dir ja nicht ſagen, wie ſtolz und glücklich du mich in dieſer Stunde gemacht."

Minuten gingen ihnen in ſeliger Selbſtvergeſſenheit dahin, dann erſt erinnerte ſich Magdalene, daß ſie beauftragt ſei, ihrem Gatten eine Mitteilung zu machen.

„Ich möchte dich heute am liebſten gar nicht mehr von mir laſſen, Richard," ſagte ſie mit einem holden Lächeln, „aber vielleicht wirſt du doch gut thun, dich nicht um die Wünſche deiner thörichten Frau zu kümmern, ſondern erſt einmal in die Fabrik hinüberzugehen. Der alte Simmer war heute dreimal hier, um zu fragen, ob du denn noch immer nicht angekommen wäreſt. Und mit einer Feierlichkeit, die mich beinahe geängſtigt hätte, hat er mich beſchworen, dich in ſeinem Namen gleich bei der Heimkehr

um sofortiges Erscheinen im Comptoir zu bitten. Es handle sich um wichtige Angelegenheiten von äußerster Dringlichkeit."

„Nun, gar so dringend werden sie wohl nicht sein. Am Ende ist doch auch Omberg da, der sie statt meiner erledigen kann."

„Omberg?" fragte Magdalene etwas verwundert. „Weißt du denn nicht, daß er verreist ist?"

„Wie? Noch immer? Und er sollte doch schon am Tage meiner Abreise von seiner kurzen Geschäftstour zurück sein. Ja, was hat denn das zu bedeuten?"

„Ich weiß es nicht, Richard. Soviel ich mich erinnere, sagte der Buchhalter nur, er sei ohne jede Nachricht von Herrn Omberg."

„Mein Gott, es wird ihm doch nicht unterwegs etwas zugestoßen sein! Da muß ich allerdings auf der Stelle hinüber."

Er küßte sie noch einmal und wandte sich zum Gehen. Nach einem kleinen Zögern eilte ihm Magdalene nach und legte ihre Hand auf seine Schulter.

„Sei mir nicht böse, Liebster, wenn ich vielleicht etwas Dummes und Ungeschicktes sage," bat sie beklommen. „Du weißt, daß ich mich sonst niemals in deine Geschäftsangelegenheiten einmische; aber dein Teilhaber will mir immer weniger gefallen. Ich kann ihn nun einmal trotz seines freundlichen, einschmeichelnden Wesens nicht für einen guten Menschen halten, und gerade in diesen letzten Wochen hatte ich mehr denn je die Empfindung, daß er nicht aufrichtig gegen uns ist."

„Was für ein sonderbarer Argwohn ist das, Magdalene! Omberg hat mir nie einen Anlaß gegeben, Uebles von ihm zu denken. Und dann — seine Interessen sind auch zugleich die meinigen. Wäre es da nicht offenbare Thorheit, ihm zu mißtrauen?"

Digitized by Google

Er war sichtlich unangenehm berührt von Magdalenens Verdacht, und sie bereute im stillen, daß sie ihn ausgesprochen. Während Richard in die Fabrik hinüberging, begab sie sich wieder zu ihrem Kinde, hoffend, daß er bald zurückkehren werde. Aber die geschäftlichen Angelegenheiten mußten doch wichtiger sein, als er es vermutet hatte, denn Stunde auf Stunde verging, ohne daß er wiederkam. Und als endlich die Glocke anschlug, trat ihr, die freudig hinausgeeilt war, statt des Erwarteten ein jüngerer Buchhalter der Fabrik entgegen.

„Herr Förster bittet die gnädige Frau, sich nicht zu beunruhigen, wenn er bis zum Abend ausbleibt," sagte er. „Eine eilige Sache nötigte ihn, unverzüglich in die Stadt zu fahren."

Aber Magdalene beunruhigte sich nun doch. Eine Ahnung, die sich nicht abschütteln ließ, sagte ihr, daß irgend etwas Schlimmes geschehen sei, und in quälender Sorge verbrachte sie den Rest des Tages. Die zehnte Stunde war schon vorüber, als sie den wohlbekannten Schritt Richards draußen im Vorzimmer vernahm. Sie flog zur Thür, aber sie mußte sich für einen Moment an dem Pfosten festhalten, so heftig war sie bei dem Anblick ihres Mannes erschrocken. Er sah bleich und angegriffen aus, als wäre er seit diesem Vormittag um Jahre gealtert, und seine sonst so straffe Haltung war die eines müden, gebrochenen Mannes.

Als er ihre Bestürzung wahrnahm, trat er auf sie zu und erfaßte ihre beiden Hände. „Sei stark und tapfer, mein armes Weib!" sagte er mit halb erstickter Stimme. „Wollte Gott, daß ich es dir ersparen dürfte! Aber es kann nicht sein, denn morgen schon würdest du es ja doch erfahren müssen. Meine Existenz ist vernichtet — ich bin ein ruinierter Mann."

Er mochte gefürchtet haben, daß die schreckliche Er-

öffnung sie völlig niederschmettern würde. Aber ob nun Magdalene nicht sogleich ihre ganze Tragweite begriff, oder ob sie dem Gatten beweisen wollte, daß sie wirklich stark und tapfer sein könne — jedenfalls legte sie eine bewunderungswürdige Fassung an den Tag.

„Wie konnte das geschehen, Richard?“ fragte sie nur. „Doch sicherlich nicht durch deine Schuld?“

„Ja, auch durch meine Schuld,“ rang es sich mühsam aus seiner gequälten Brust. „Denn wenn ich nicht ein blinder, leichtgläubiger Thor gewesen wäre, hätte mir ja unmöglich entgehen können, was deine klugen Augen schon erkannten. Der Mensch, dem ich mein ganzes Vertrauen geschenkt hatte, für dessen Rechtschaffenheit ich mich jederzeit unbedenklich mit meiner Ehre verbürgt hätte, hat sich als ein Schurke, als ein Dieb und Betrüger erwiesen. Während er sich den Anschein gab, mein Freund zu sein, stahl er mir alles — mein Vermögen und meinen ehrlichen Namen.“

Von den fürchterlichen Erregungen der letzten Stunden vollständig gebrochen, fiel er schwer in einen Stuhl. Magdalene aber schlang den Arm um seinen Nacken und schmiegte zärtlich ihre Wange an die seine.

„Es kann nur Omberg sein, von dem du sprichst. Laß mich alles wissen, Liebster! Wie hat er es angefangen, dich zu hintergehen?“

„Es scheint, daß er ohne mein Vorwissen an der Börse spekuliert oder anderen verderblichen Leidenschaften gefrönt hat. Jedenfalls war diese angebliche Geschäftsreise, die er vor zwölf Tagen angetreten hat, nichts anderes als eine Flucht. Er mußte sich in Sicherheit bringen, weil das Gebäude von Lüge und Betrug nicht länger zu halten war und über seinem Kopfe zusammenzubrechen drohte. Den ganzen Umfang seiner Spitzbübereien vermag ich noch nicht zu übersehen, aber was bis jetzt davon zu Tage ge-

Digitized by Google

kommen ist, reicht hin, mich zu Grunde zu richten. Im Laufe des gestrigen und des heutigen Tages sind in unserem Comptoir vier von Omberg im Namen der Firma acceptierte Wechsel über insgesamt mehr als vierzigtausend Mark zur Zahlung vorgelegt worden, und ich muß darauf gefaßt sein, daß ihnen noch weitere folgen werden. Außerdem hat der Nichtswürdige vor seiner Abreise bei unserem Bankier einen großen Teil unseres Geschäftsguthabens erhoben, und alle Anzeichen sprechen dafür, daß er von den ausstehenden Forderungen eingezogen hat, was ihm nur immer erreichbar war. Selbst wenn ich die heute vorgelegten Wechsel noch einlösen könnte, wäre bei dieser Lage der Dinge die Katastrophe unvermeidlich. Morgen früh werde ich selbst bei dem Gericht den Antrag auf Eröffnung des Konkurses stellen."

„Und bist du ganz sicher, Richard, daß du die Dinge nicht doch vielleicht schwärzer siehst, als sie sind? Kann man dich denn so ohne weiteres haftbar machen für die Betrügereien deines Teilhabers?"

„Da er bevollmächtigt war, die Firma zu zeichnen — ja. Ich kann nur noch versuchen, vor dem Urteil der Welt wenigstens meine eigene Ehre aus dem Schiffbruch zu retten. Aber ob es mir nun gelingen mag oder nicht — unter allen Umständen werde ich als ein Bettler aus dem Bankerott hervorgehen."

Bei ihrer Unerfahrenheit und Unwissenheit in kaufmännischen Angelegenheiten wußte Magdalene ihm darauf nichts zu erwidern. Er aber mochte in ihrem Schweigen einen Vorwurf empfinden, der ihn zu neuer Selbstpeinigung anstachelte; denn abermals klagte er sich in heftigen Worten an, durch seine thörichte Sorglosigkeit und ein blindes Vertrauen der Urheber ihres Unglücks geworden zu sein.

„Ich habe dir einst gelobt, alle Not des Lebens von dir fern zu halten, und nun — nun wirst du verurteilt

ſein, an meiner Seite vielleicht jahrelang ein Daſein voll Dürftigkeit und Entbehrungen zu führen.“

Es war unverkennbar nur der Gedanke an ſie, der ihm ſein Geſchick ſo fürchterlich erſcheinen ließ; Magdalene aber offenbarte ihm in dieſer Stunde die ganze Größe eines edlen und opfermutigen Frauenherzens. Mit einer Innigkeit, die ihm keinen Zweifel an der Aufrichtigkeit ihrer Worte laſſen konnte, verſicherte ſie, ihn niemals heißer und hingebender geliebt zu haben als eben jetzt.

„Bis zu dem heutigen Tage habe ich meine Pflichten ja nur halb erfüllen können,“ ſagte ſie, „und ich habe in der Stille manchmal ſchwer darunter gelitten, daß ich wohl deine Freuden teilen durfte, nicht aber deine Kämpfe und Sorgen. Ich wußte, daß deine Heirat dich ein Vermögen gekoſtet hat, und doch konnte ich nichts thun, dir meine Dankbarkeit zu beweiſen. Nun, da mir das Schickſal endlich die Gelegenheit dazu bietet, fühle ich mich erſt mit Stolz als deine Gefährtin. Und was auch immer die Zukunft uns bringen mag — ſolange ich dich nur habe, werde ich es gern und freudig mit dir tragen.“

Er ſchloß ſie ſtürmiſch in ſeine Arme. Neu erwachte Hoffnung und neuer Lebensmut leuchteten ihm aus den eben noch ſo düſter blickenden Augen. Jetzt wußte er, daß er als Sieger aus dem beginnenden Kampfe hervorgehen würde, wie ſchwer und langwierig er ſich auch geſtalten mochte.

2.

Ein letztes ſchwaches Erzittern ging durch den mächtigen Leib des Auswandererdampfers, dann ſtellten die Maſchinen ihre ſeit ſieben Tagen nicht für eine Sekunde unterbrochene Arbeit ein. Das Ziel der Reiſe war erreicht. Genau zur beſtimmten Stunde war das Schiff nach raſcher und glücklicher Fahrt an der Landungsſtelle des Norddeutſchen Lloyd zu Hoboken eingetroffen, und unter den begrüßenden

Zurufen der auf dem Quai versammelten Menge schickten sich die Passagiere an, den schwimmenden Palast zu verlassen.

Fast unter den Letzten war eine schöne, noch jugendlich schlanke Frau, die ein reizendes kleines Mädchen von ungefähr vier Jahren an der Hand führte.

„Wo ist denn nun der Papa?" fragte ungeduldig das helle Kinderstimmchen. „Werden wir ihn gleich sehen? Und hat er mir die große Zuckertüte auch ganz gewiß mitgebracht?"

„Ja, mein Kind, ja. Dort am Lande werden wir deinen lieben Vater sicherlich finden."

Vergeblich aber suchten Frau Magdalenens Augen in der Menge nach dem, dem ihr Herz schon seit Stunden in stürmischen Schlägen entgegenklopfte. Gerade diese letzten Stunden der zehnmonatlichen Trennung von ihrem Gatten waren die härtesten und am schwersten zu ertragenden gewesen. Von allen Prüfungen, die sie in diesem grausamen Jahre überstanden, hatte kaum eine ihre Geduld auf eine so harte Probe gestellt, als die schneckenhafte Langsamkeit, mit der sich nach ihrer Meinung das Schiff seinem Landungsplatze entgegenbewegt hatte.

Und doch hätte jedem anderen diese letzte kleine Marter geringfügig erscheinen müssen neben all dem Leid und Ungemach, das die heldenmütige junge Frau während der letzten Monate ohne ein Wort der Klage oder der Bitterkeit getragen hatte. Ihr schwindelte, wenn sie jetzt zurückdachte an den dornenvollen Weg, den sie namentlich in den ersten Wochen nach dem Hereinbrechen der Katastrophe hatte gehen müssen. Paul Omberg war nicht zurückgekehrt, und auch der hinter ihm erlassene Steckbrief hatte nicht zu seiner Ergreifung geführt. Mit großer Geschicklichkeit mußte er den gewonnenen Vorsprung benutzt haben, um sich und seinen Raub in Sicherheit zu bringen. Die Summe aber,

um die er Richard Förſter durch ſeine betrügeriſchen Manipulationen beſtohlen, belief ſich auf mehr als ſiebzigtauſend Mark, und einen ſolchen Verluſt vermochte das junge geſchäftliche Unternehmen nicht zu ertragen. Die Auflöſung war unvermeidlich, und anfänglich hatte es den Anſchein, als würden die Gläubiger einen beträchtlichen Verluſt erleiden, auch wenn Förſter das Letzte hingab, was er ſein eigen nannte.

Das aber war es, was den ehrenhaften Mann am ſchwerſten niederdrückte; denn obwohl er allgemein viel mehr bemitleidet als verurteilt wurde, dünkte es ihn doch eine unauslöſchliche Schmach, daß eine ganze Anzahl redlicher Leute das in ſeine Firma geſetzte Vertrauen mit einer Einbuße an ihrem Vermögen bezahlen ſollten. In einem Augenblick tiefſter Entmutigung hatte er es ſogar über ſich gewonnen, ſeine durch die reiche Erbſchaft in ſo glückliche Vermögensumſtände verſetzten Brüder um Darleihung jener zwanzigtauſend Mark anzugehen, mit deren Hilfe er bei gleichzeitigem Verkauf der Fabrik alle Gläubiger hätte befriedigen können. Aber er hatte eine ablehnende Antwort erhalten, und nicht von dieſer Seite, ſondern von einem Fremden war ihm unerwartet die Hilfe gekommen. Gerade der am meiſten Geſchädigte zog im Vertrauen auf Richards Ehrenhaftigkeit und Tüchtigkeit ſeine Forderung einſtweilen zurück, um dadurch eine außergerichtliche Einigung mit den anderen Gläubigern zu ermöglichen. Sie erhielten den vollen Betrag ihres Guthabens, und jener menſchenfreundliche Mann begnügte ſich mit einer Abmachung, die Richard Förſter verpflichtete, ihm die ſchuldigen einundzwanzigtauſend Mark im Verlaufe von ſechs Jahren zurückzuzahlen. Der gute Name, um den er am meiſten gezittert hatte, war dem jungen Ingenieur damit erhalten geblieben, und mit friſchem Mute ging er daran, ſich eine neue Exiſtenz zu gründen.

Das war diesmal freilich schwerer als das erste Mal, denn eine Summe von ungefähr dreitausend Mark war alles, was er besaß. Wohl hätte er bei seinen bedeutenden Fähigkeiten leicht eine Anstellung gefunden, die ihn in den Stand gesetzt hätte, sich und die Seinen rechtschaffen zu ernähren. An eine Tilgung seiner Schuld aber wäre dann kaum zu denken gewesen, und sie vor allem war es, die ihm am Herzen lag. So faßte er denn den Entschluß, sein Glück in den Vereinigten Staaten zu versuchen, wo er sich zu seiner Ausbildung schon früher zwei Jahre lang aufgehalten hatte und wo, wie er wußte, für einen tüchtigen und energischen Ingenieur stets ein weites Arbeitsfeld offen ist. Aber die Ausführung dieses Planes bedeutete zunächst eine Trennung von Weib und Kind, die er ja unmöglich sogleich mit sich nehmen durfte, um sie drüben in dem fremden Lande tausend Ungewißheiten und Gefahren auszusetzen. Zögernd nur und mit bangem Herzen wagte er deshalb Magdalenen von seiner Absicht zu sprechen. Sie aber bewies auch bei diesem Anlaß die nämliche Tapferkeit, die sie während all des vorangegangenen Mißgeschicks an den Tag gelegt hatte. Ohne Besinnen erklärte sie sich mit seinem Vorhaben einverstanden, und es waren kaum zwei Monate seit dem unglückseligen Tage des Zusammenbruchs vergangen, als sie einander unter heißen Umarmungen lebewohl sagten — jedes mit heldenmütiger Selbstüberwindung darauf bedacht, das bittere Trennungsweh vor dem anderen zu verbergen. Magdalene kehrte in ihre kleine, bescheidene Wohnung zurück, und Richard begann, sobald er den amerikanischen Boden unter seinen Füßen hatte, den Kampf um die neue Existenz mit der Energie eines Mannes, den das Bewußtsein heiliger Verpflichtungen zur äußersten Anspannung aller Kräfte aufstachelt.

Nach einigen Monaten schon konnte er seinem sehn-

süchtig harrenden Weibe mitteilen, daß er die Stadt Austin im Staate Nevada endgültig zu seinem Wohnsitz gewählt und sich an einem Bergwerksunternehmen beteiligt habe, von dem er sich schon für eine nahe Zukunft günstige Erfolge versprach. In kurzen Zwischenräumen schickte er ihr kleine Geldsummen, und endlich — etwa drei Vierteljahre nach seiner Abreise — kam der mit Jubel begrüßte Brief, der neben einigen Kassenscheinen die Passagebillets für Magdalene und die kleine Elsa enthielt. War auch Richards Lage, wie er schrieb, noch nicht glänzend, so durfte er sie doch als gesichert genug ansehen, um sich die Wiedervereinigung mit den Seinen nicht länger zu versagen. Bis nach New York wollte er ihnen entgegenfahren, um sie dort bei ihrer Landung zu begrüßen, und mit gutem Gewissen hatte darum Magdalene der unaufhörlich fragenden Kleinen versprechen können, daß sie nach dem Anlegen des Schiffes den so lange vermißten Vater wiedersehen würde.

Aber das Versprechen blieb unerfüllt. Wie viele auch der ankommenden Passagiere harrten, Richard Förster war nicht unter ihnen. Umsonst ließ die junge Frau ihre Blicke nach allen Seiten schweifen; umsonst wartete sie nach der umständlichen Zollabfertigung ihres Gepäckes noch eine halbe Stunde lang in der Hoffnung, daß er sich nur verspätet habe und in jedem Augenblick erscheinen werde. Die Kleine, die sich nicht nur um den versprochenen Papa, sondern auch um die erhoffte Zuckertüte betrogen sah und überdies mit sicherem kindlichen Instinkt die angstvolle Aufregung der Mutter wahrnahm, begann endlich zu weinen, und Magdalene hielt es deshalb für geraten, zunächst das Boardinghouse aufzusuchen, dessen Namen und Adresse ihr Richard in seinem Briefe vorsorglich mitgeteilt hatte für den Fall, daß irgend welche unvorhergesehene Umstände ein Zusammentreffen in Hoboken vereiteln sollten.

Da sie fließend englisch sprach, fiel es ihr nicht schwer, mit der Dampffähre nach dem an der anderen Seite des mächtigen Stromes gelegenen New York und von da mit der Straßenbahn nach dem bezeichneten Logierhause zu gelangen.

Sobald sie dort ihren Namen genannt hatte, teilte man ihr mit, daß auf die vor mehreren Tagen eingelaufene telegraphische Bestellung des Mr. Förster aus Austin seit gestern ein Zimmer für sie und ihren Gatten bereit gehalten worden sei, daß aber bis jetzt weder Mr. Förster selbst noch irgend eine weitere Nachricht eingetroffen wäre.

Sicherlich war diese Eröffnung nicht danach angethan, Magdaleneus Unruhe zu beschwichtigen. Ein Gefühl der Verlassenheit, das sie fast zu Boden drückte, hatte sich ihrer bemächtigt, und die Angst um den Gatten, der doch nur durch ganz außergewöhnliche Ereignisse verhindert sein konnte, sich rechtzeitig zu ihrem Empfange einzufinden, peinigte sie so, daß sie Mühe hatte, ihre Thränen zurückzuhalten.

Die freundliche Besitzerin des Logierhauses, gegen die sie ihren Befürchtungen Ausdruck gab, suchte sie allerdings mit dem Hinweise zu trösten, daß bei einer viertägigen Eisenbahnfahrt leicht genug derartige Verspätungen eintreten könnten und daß nicht überall gleich Gelegenheit zur Absendung eines Telegramms geboten sei. Aber es war am Ende doch nur ein sehr schwacher Trost, und die arme junge Frau, die bis zum Abend ihre ganze Kraft hatte zusammennehmen müssen, um wenigstens dem Kinde eine ruhige und heitere Miene zu zeigen, verbrachte auf der fremden Erde eine von den schrecklichsten Vorstellungen erfüllte schlaflose Nacht.

In fieberhafter Spannung wachte sie dem Morgen entgegen, der ihr, wie sie hoffte, wenigstens eine Nachricht von Richard bringen würde. Aber ihr Hoffen war um-

sonst; kein Lebenszeichen von dem geliebten Manne machte der grausamen Qual ihrer Ungewißheit ein Ende. Und nun zeigte auch die gestern noch so zuversichtliche Wirtin eine recht bedenkliche Miene. Auf ihren Rat telegraphierte Magdalene nach Austin an einen dortigen Bekannten ihres Gatten, dessen Name ihr aus einem von Richards Briefen zufällig erinnerlich war. Die Antwort traf erst am Nachmittag ein, und sie lautete, daß Mr. Förster vor sechs Tagen nach New York gereist sei, um seine Angehörigen in Empfang zu nehmen. Eine Nachricht habe man seitdem nicht von ihm erhalten.

Das war eine niederschmetternde Kunde, denn sie ließ der beklagenswerten jungen Frau ja kaum noch einen Zweifel, daß ihrem Manne auf der weiten Reise ein Unglück zugestoßen sein müsse. Die Hoffnung, die sie bis dahin trotz aller Angst und Sorge noch immer aufrecht erhalten, brach endlich zusammen, und für eine Weile gab sie sich rückhaltlos ihrer Verzweiflung hin. Die schmeichelnden Koseworte des geängstigten Kindes aber, das mit seinen kleinen, weichen Händen die Thränen von ihren Wangen wegzuwischen suchte, mahnten sie daran, daß sie um ihres Töchterchens willen die Pflicht habe, gefaßt und aufrecht zu bleiben. Gerade weil sie so allein dastand und ganz auf sich selbst angewiesen war, durfte sie nicht weinen und jammern, sondern sie mußte handeln.

Ihre Geldmittel waren gering, aber da die Besitzerin des Logierhauses ihr aus weiblichem Mitgefühl für ihre traurige Lage die niedrigsten Preise stellte, durfte sie immerhin hoffen, damit einen Monat lang oder etwas darüber ihr und ihres Kindes Dasein zu fristen. Innerhalb einer so beträchtlichen Zeit aber mußte sie ja Gewißheit über das Schicksal ihres Gatten erlangt und in jedem, selbst dem schlimmsten Falle entscheidende Beschlüsse hinsichtlich ihrer Zukunft gefaßt haben. Daß sie nicht

unthätig warten dürfe, bis ihr von irgendwoher dieſe Gewißheit käme, ſtand daneben freilich mit voller Klarheit in ihr feſt, und ſie zögerte keinen Augenblick, die Schritte zu thun, die ihr geboten und zweckmäßig erſchienen.

Sie telegraphierte zunächſt nach Auſtin, daß man ſie ſofort benachrichtigen möge, wenn irgend eine Kunde von dem Verbleib ihres Gatten dorthin gelangen ſollte, und begab ſich alsdann auf das ihr von der Wirtin bezeichnete Polizeiamt, um die Hilfe der Behörden für die Ermittelung des Verſchwundenen in Anſpruch zu nehmen.

Aber eine neue, ſchmerzliche Enttäuſchung war es, die ihrer wartete, und nur zu deutlich wurde ihr offenbar, wie ganz anders hier in dem geprieſenen Lande der Freiheit die Sicherheitsorgane ihre Aufgabe erfaßten als drüben in der deutſchen Heimat. Dort hätte man gewiß ſogleich den ganzen polizeilichen Apparat in Bewegung geſetzt, um die Spur des Verlorenen zu finden; hier aber ſchien man geradezu erſtaunt über die Zumutung, etwas derartiges zu thun. Eine halbe Stunde lang ſchickte man ſie von einem Beamten zum anderen, und als ſie dann endlich an die rechte Stelle gekommen war, ließ man ihr kaum Zeit, ihre Erzählung vorzubringen.

„Meine gute Frau," ſagte der kaltblütige Amerikaner achſelzuckend, „was können wir dabei thun? In den Vereinigten Staaten gehen täglich Dutzende von Menſchen auf Nimmerwiederſehen verloren, und die Zahl der Ehemänner, die aus irgend einem Grunde gutfinden, ſich für ihre Frauen unſichtbar zu machen, iſt vollends Legion. Wir würden ein ganzes Heer von Beamten aufbieten müſſen, wenn wir in jedem einzelnen Falle Nachforſchungen anſtellen wollten, und außerdem iſt ja unſere Machtvollkommenheit an den Grenzen des Staates New York zu Ende. Wenn Sie glauben, daß Ihrem Manne etwas

zugestoßen ist, so kann ich Ihnen nur empfehlen, sich an ein gutes Detektiveinstitut zu wenden, mit dessen Hilfe Sie jedenfalls mehr ausrichten werden als mit der unserigen. Solange nicht der Verdacht eines im Staate New York an Ihrem Gatten verübten Verbrechens vorliegt, ist sein Verschwinden in unseren Augen eine Privatangelegenheit, die Sie allein angeht, und um die wir uns durchaus nicht zu kümmern haben."

Magdalene erkannte, daß sie einer solchen Auffassung gegenüber weder mit Thränen noch mit Vorstellungen etwas ausrichten würde, und sie war zu stolz, sich durch zwecklose Bitten zu demütigen. Sie ersuchte den Beamten nur, ihr eines jener Privatinstitute zu nennen, und nachdem sie die Adresse erhalten, verließ sie, um eine bittere Erfahrung reicher, das prunkvolle Amtsgebäude.

Eine Zeitlang erwog sie allen Ernstes den Gedanken, die Nachforschungen auf eigene Hand zu beginnen und zunächst nach Austin zu fahren. Aber aus mehr als einem Grunde gab sie einen solchen Plan als völlig aussichtslos und unausführbar wieder auf. Ganz abgesehen davon, daß ihre Mittel kaum ausgereicht hätten, die weite Reise zu bezahlen, mußte sie sich bei einiger Ueberlegung selbst sagen, daß sie mit größerer Wahrscheinlichkeit den Verbleib eines irgendwo zwischen Madrid und St. Petersburg verloren gegangenen Herrn Müller oder Schulze hätte ermitteln können, als hier in dieser ihr so fremden Welt den ihres Gatten. Sie hätte sich und ihr Kind unfehlbar dem schrecklichsten Elend überliefert, wenn sie ihre Kräfte und den winzigen Rest ihrer Barschaft an ein so unmögliches Unternehmen verschwendet hätte. Und deshalb gelangte sie zu dem Entschluß, unter allen Umständen in New York zu bleiben.

Noch vierundzwanzig Stunden lang wartete sie, wenn auch mit sehr geringen Hoffnungen, auf das Eintreffen

einer Nachricht. Dann, als wieder nichts gekommen war, machte sie sich auf den Weg zu der ihr bezeichneten Agentur von Mr. Pinkertons weltberühmter Detektivecompagnie.

Mit frauenhafter Klugheit verlangte sie sogleich den Chef der Agentur zu sprechen, und mit der Höflichkeit, die den Amerikaner dem weiblichen Geschlecht gegenüber auszeichnet, willfahrte man ihrem Wunsche. Ein freundlich blickender alter Herr, den man eher für einen Gelehrten oder Geistlichen als für den Leiter eines derartigen Instituts hätte halten können, empfing sie mit artiger Begrüßung. Geduldig und ohne sie auch nur ein einziges Mal zu unterbrechen, hörte er sie an. Aber während sie sprach, ruhten seine klugen Augen unverwandt auf ihrem schönen Gesicht, dessen ausdrucksvolles Mienenspiel, ihr selber unbewußt, alle Empfindungen ihrer Seele widerspiegelte.

„Verzeihen Sie mir eine Frage, Mrs. Förster," sagte er, als sie geendet. „Sie sind oder Sie waren darstellende Künstlerin, nicht wahr?"

Magdalene war peinlich überrascht. Was hatte diese seltsame Frage mit dem Zweck ihres Hierseins zu schaffen?

Es mochte wohl etwas unwillig klingen, als sie erwiderte: „Allerdings, ich gehörte vor meiner Verheiratung eine Zeitlang der Bühne an. Aber ich weiß so wenig, mein Herr, wie Sie das erraten konnten, als ich den Zusammenhang mit meinem Anliegen verstehe."

„Ich bitte nochmals um Entschuldigung. Und um bei Ihrer Angelegenheit zu bleiben: es giebt eine ganze Reihe von Möglichkeiten, die das scheinbare Verschwinden Ihres Gatten erklären können. Aber ob er nun unterwegs erkrankt oder verunglückt oder ermordet sein mag — von der Erde verschwunden kann er ja unter keinen Umständen sein. Er kann in der Tiefe einer Schlucht oder auf dem Grunde eines Flusses liegen, doch meine Detektives werden

ihn hier wie dort zu finden wissen. Es giebt nichts, das uns dauernd verborgen bleiben kann, wenn wir fest entschlossen sind, das Dunkel aufzuhellen."

Wie grausam auch der Gedanke an die von ihm angedeuteten entsetzlichen Möglichkeiten die schmerzende Wunde in Magdalenens Herzen aufwühlte, seine letzten, so überaus zuversichtlich klingenden Worte machten doch zugleich das schwache Hoffnungsfünkchen wieder heller glimmen.

„O, mein Herr, wenn Sie einer unglücklichen, verzweifelnden Frau ihre Hilfe nicht versagen wollten — bis an das Ende meine Lebens würde ich dafür Ihre Schuldnerin bleiben."

„Wir gewähren unsere Hilfe jedem, der sie verlangt und bezahlt, Mrs. Förster," lautete die ruhige und freundliche Entgegnung des alten Herrn. „Da unsere Compagnie keine Behörde, sondern ein geschäftliches Unternehmen ist, müssen Leistung und Gegenleistung natürlich immer im richtigen Verhältnis zu einander stehen. Je mehr man von uns verlangt, desto höher ist selbstverständlich auch das Honorar, das wir dafür beanspruchen."

„Und wie viel würden Sie in diesem Fall für die Uebernahme des Auftrages fordern?"

„Das läßt sich nicht so genau im voraus sagen. Die ungeheure Strecke, über die wir unsere Nachforschungen ausdehnen müssen, wird jedoch unter allen Umständen die Aufbietung eines bedeutenden Apparates erfordern. Sie würden also einen Kostenvorschuß von fünfhundert Dollars zu erlegen und außerdem einen Schein zu unterschreiben haben, in welchem Sie sich verpflichten, uns nicht nur alle darüber hinaus entstehenden Kosten zu erstatten, sondern auch für den Fall, daß wir den Verbleib Ihres Gatten ermitteln, eine bestimmte Summe zu zahlen. Und zwar würde diese Summe sofort fällig werden, gleichviel,

ob wir den Gesuchten lebend aufgefunden oder den sicheren Nachweis seines Todes erbracht haben."

Das Hoffnungsfünkchen in Magdalenens Seele war schon wieder erloschen.

„Das sind Bedingungen, die ich nicht zu erfüllen vermag," sagte sie traurig. „Ich verfüge nur noch über einen ganz geringfügigen Betrag, der dazu bestimmt war, während der nächsten Wochen meinen und meines Kindes Lebensunterhalt zu bestreiten. Selbst wenn ich ihn opfern wollte, würde das nur einen Bruchteil der von Ihnen verlangten Anzahlung bedeuten. Und das Versprechen, daß ich Tag und Nacht arbeiten werde, um nach und nach die Summe aufzubringen, wird Ihnen ja wahrscheinlich nicht genügen."

Der Chef der Detektiveagentur schien ein paar Sekunden lang nachzudenken; dann sagte er: „Ihr Anerbieten berechtigt mich zu der Frage, durch welche Art von Arbeit Sie so beträchtliche Einkünfte zu erlangen hoffen."

Diesmal durfte Magdalene ihm seine Neugier kaum verübeln, und sie zögerte denn auch nicht, ihm Rede zu stehen.

„Ich habe Ihnen bereits mitgeteilt, daß ich vor meiner Verheiratung Schauspielerin war. Und man sagte mir damals, ich sei nicht ohne Talent. Es giebt, so viel ich weiß, hier ein deutsches Theater, und selbst wenn man dort keine Verwendung für mich haben sollte, hoffe ich bei einer englischen Gesellschaft Unterkunft zu finden, da ich der Sprache vollständig mächtig bin."

Bedenklich schüttelte der alte Herr den Kopf. „Nehmen Sie mir's nicht übel, aber das sind Illusionen. Ich kenne die Verhältnisse und muß Ihnen leider sagen, daß Sie sich unerfüllbaren Hoffnungen hingeben. An ein lohnendes Engagement bei der augenblicklich hier gastierenden deutschen Truppe ist nicht zu denken, da sie schlechte Ge-

schäfte macht und überdies alle Fächer mehr als ausreichend besetzt sind. Beim englischen Theater aber würden Sie höchstens als Statistin oder für ganz kleine Rollen gegen geringfügige Entschädigung Anstellung finden. So vortrefflich auch Ihre Aussprache ist, dazu, daß Sie große Partien auf einer ersten Bühne spielen könnten, hat sie doch noch immer einen zu ausgeprägten deutschen Anklang."

Es klang so viel aufrichtige Teilnahme aus der Art, wie er zu ihr sprach, daß Magdalene sich überzeugt hielt, er sage ihr nur die volle Wahrheit. In tiefer Entmutigung ließ sie den Kopf sinken.

„Dann weiß ich freilich im Augenblick noch nicht, wie ich es anfangen soll, das Geld aufzutreiben. Können Sie mir denn gar keinen Rat geben, mein Herr?"

„Hm, einen Rat — kaum. Aber ich wäre vielleicht in der Lage, Ihnen einen Vorschlag zu machen, vorausgesetzt, daß Sie nicht etwa grundsätzliche Bedenken dagegen haben, Ihre schauspielerischen Fähigkeiten anders als auf der Bühne zu verwerten."

„Anders als auf der Bühne? Ich verstehe nicht —"

„Sie haben, wie ich bemerkt habe, eine sehr modulationsfähige Stimme und ein so ausdrucksvolles Mienenspiel, wie ich es kaum jemals bei einem weiblichen Wesen wahrgenommen habe. Nach meiner Ueberzeugung würde es Ihnen nicht sonderlich schwer fallen, sich in Sprache und Aussehen so zu verwandeln, daß selbst jemand, der Sie kurz zuvor in Ihrer wahren Gestalt gesehen, Sie nicht wiedererkennt."

„Für eine Schauspielerin wäre das, wie ich denke, keine so besondere Leistung."

„Wenn es sich nur um eine einmalige oder zweimalige Täuschung des in Betracht kommenden Publikums handeln sollte — nein. Aber man würde allerdings mehr von Ihnen verlangen. Um es kurz zu machen: würden Sie

ſich das Talent zutrauen, ein halbes Dutzend Mal oder noch öfter viertelſtundenlang mit den nämlichen Perſonen zu reden, ohne daß dieſen auch nur ein Verdacht aufſteigen könnte, Sie ſchon früher geſehen zu haben?“

„Das käme natürlich ganz auf die Umſtände an, unter denen es geſchehen ſoll. Und ich begreife noch immer nicht — —“

„Reden wir denn ganz deutlich miteinander, meine verehrte Mrs. Förſter. Ich verhehle Ihnen nicht, daß ich aufrichtigen Anteil an Ihrem Schickſal nehme und Ihnen gern behilflich ſein möchte, Gewißheit über den Verbleib Ihres Gatten zu erlangen. Aber ich bin ſelbſt nur ein Angeſtellter des Herrn Pinkerton und muß deshalb unbedingt an unſerem Geſchäftsprinzip feſthalten, daß Leiſtung und Gegenleiſtung einander aufzuwiegen haben. In barem Gelde können Sie uns die Entſchädigung, die wir für unſere Nachforſchungen beanſpruchen würden, nach Ihrer eigenen Erklärung nicht gewähren, und auf Verſprechungen darf ich mich nicht einlaſſen. So wäre ich zu meinem Bedauern genötigt, den Auftrag abzulehnen, falls Sie uns nicht etwa unſere Dienſte durch einen gleichwertigen Gegendienſt zu bezahlen vermögen. Und zu einem ſolchen möchte ich Ihnen eben Gelegenheit bieten.“

„Sagen Sie mir, worin er beſtehen ſoll,“ fiel Magdalene ihm in die Rede, „und wenn es die Kräfte eines Weibes nicht überſteigt, ſo werde ich es unbedenklich thun.“

„Wiſſen Sie, was ein Schopper*) iſt, Mrs. Förſter?“

„Jemand, der in die Warenhäuſer geht, um Einkäufe zu machen oder auch nur, um die ausgelegten Artikel zu muſtern. Mein Mann erzählte mir, daß die Amerikanerinnen in den großen Städten täglich einen großen Teil ihrer Zeit auf dieſe Beſchäftigung verwenden.“

---

*) Engl. shopper von to shop = Kaufläden beſuchen.

„Das letztere ist richtig; aber unter einem männlichen oder weiblichen Schopper verstehen wir noch etwas anderes. Es ist Ihnen vielleicht bekannt, daß unsere großen Warenhäuser durchweg einen erbitterten Konkurrenzkampf miteinander führen und nach Lage der Dinge führen müssen. Die Waffen, deren sie sich dabei bedienen, sind mannigfaltiger Art; eine der wichtigsten ist die Schopperei. Jede Firma, die in den großen Wettstreit um die Gunst des Publikums eintritt, hat eine Anzahl geschickter Personen, zumeist weiblichen Geschlechtes, in ihrem Sold, deren Aufgabe es ist, unter der Maske harmloser Käuferinnen die Magazine der gefährlichsten Konkurrenten zu besuchen und dort alles auszuforschen, was ihrem Auftraggeber wissenswert erscheint. Sie müssen beobachten, wie der Besuch des Geschäftes ist, welche Artikel den meisten Absatz finden, welche Kunstgriffe der Verkäufer anwendet, um die Kunden anzulocken, welche Preise gefordert werden und was so der kleinen kaufmännischen Geheimnisse mehr sind. Täglich müssen sie ihrem Prinzipal ausführlichen schriftlichen Bericht erstatten, und je nach ihrer Brauchbarkeit werden sie mehr oder weniger hoch bezahlt. Es ist im allgemeinen ein sehr einträglicher Beruf; aber der einzelne kann ihn zumeist nur eine kurze Zeit hindurch ausüben, da die Geschäftsinhaber auf nichts anderes ein gleich scharfes Auge zu haben pflegen als auf die ihnen so gefährlichen und darum höchst verhaßten Schopper. Die größeren Magazine unterhalten eigene Detektives, die jede Besucherin darauf ansehen, ob sie etwa zu der gefürchteten Gilde gehören könnte, und wer ihnen einmal verdächtig geworden ist, wird ohne Erbarmen hinausgewiesen. Sie ersehen daraus, daß man schon über einige schauspielerische Verstellungskunst verfügen muß, um diesem Schicksal eine Zeitlang zu entgehen."

Magdalene war bleich geworden. Auf ein Anerbieten

von ſolcher Art war ſie augenſcheinlich nicht gefaßt geweſen.

„Iſt es das, wozu Sie mich beſtimmt haben?“ fragte ſie beklommen. „Ich ſoll mich dazu verſtehen, gemeine Spionendienſte zu verrichten?“

Die freundliche Miene des anderen blieb unverändert. „Sie faſſen die Sache ſehr ſchroff auf,“ ſagte er lächelnd. „Wir hier in Amerika denken anders darüber. Aber ich glaube, auch Sie brauchen nicht vor dem Auftrage zurückzuſchrecken, den ich Ihnen erteilen will. Es hat ſich hier am Broadway vor einigen Monaten ein Geſchäft aufgethan, deſſen Inhaber ohne Zweifel mit unlauteren und verwerflichen Mitteln arbeiten, um ſich auf Koſten anderer raſch zu bereichern. Die Preiſe, zu denen ſie ihre Artikel anbieten, bleiben zumeiſt ſo weit hinter dem wirklichen Werte derſelben zurück, daß ihre Waren unmöglich auf rechtſchaffene Weiſe erworben ſein können, und auch ſonſt giebt das Gebaren der Leute Anlaß zu allerlei Verdacht. Das Publikum aber ſtrömt ihnen in hellen Haufen zu. Trotz der kurzen Zeit ſeines Beſtehens hat das Haus bereits zwei konkurrierende anſtändige Firmen in der Nachbarſchaft faſt zu Grunde gerichtet, und eine dritte, kapitalkräftigere als jene beiden, kämpft gegenwärtig einen verzweifelten Kampf um ihre Exiſtenz. Dieſe iſt es, die uns beauftragt hat, dem dunklen Geſchäftsgeheimnis der Rivalen auf den Grund zu kommen. Die Verſuche, die ſie zu dieſem Zweck bisher auf eigene Hand unternommen, ſind ſämtlich geſcheitert. Jetzt, wo der Ruf der Pinkertonſchen Agentur bei der Sache in Frage iſt, muß natürlich unter allen Umſtänden ein beſſeres Ergebnis erzielt werden.“

Magdalenens Bedenken waren durch dieſe Darlegung zwar keineswegs beſeitigt, aber ſie hatte doch nicht das Herz, in ihrer Lage den Antrag zurückzuweiſen.

„Was iſt es alſo, das man von mir erwarten würde?“

fragte sie. „Ich verstehe ja beinahe nichts von kaufmännischen Angelegenheiten.“

„Was das betrifft, so würden Sie natürlich von mir auf das genaueste instruiert werden, und ich zweifle nicht, daß Sie Ihre nach dieser Richtung hin ziemlich einfache Aufgabe rasch begreifen. Die Schwierigkeiten derselben liegen einzig darin, daß Sie versuchen müssen, innerhalb eines kurzen Zeitraums möglichst häufig unerkannt in die verschiedenen Abteilungen des Geschäfts zu gelangen, dort Umschau zu halten und auf die Gespräche der Angestellten zu lauschen, ohne sich ihnen irgendwie verdächtig zu machen. Das ist sicherlich nicht leicht, denn bloße Verkleidungen reichen dazu nicht aus. Nur, wenn Sie zugleich Ihre Gesichtsmuskeln völlig in der Gewalt haben und den Charakter ihrer jedesmaligen Rolle auch in Sprache, Haltung und Gebärden durchzuführen wissen, dürfen Sie auf einen Erfolg rechnen. Ich weiß nicht, ob Sie sich das zutrauen; ich für meine Person glaube, daß Sie es könnten, und rate Ihnen dringend dazu. Dienst gegen Dienst! Sie besorgen unsere Interessen, wir suchen Ihren Mann. Das ist ein ehrlicher Handel.“

„Wenn es denn gar kein anderes Mittel giebt, mich Ihrer Hilfe für meine eigenen Angelegenheiten zu versichern, wird mir wohl keine Wahl bleiben,“ sagte Magdalene seufzend und blickte vor sich nieder.

Noch hatte sie den schweren Kampf in ihrem Innern nicht zu Ende geführt, und der andere, der ihren Seelenzustand vollkommen zu begreifen schien, fuhr in eindringlicher Weise fort: „Ich verlange nicht, daß Sie sich auf der Stelle entscheiden; aber bis zu dem heutigen Abend müßte es allerdings geschehen. Und auch für den Fall, daß Sie auf meinen Vorschlag eingehen wollen, könnte von einer bindenden Abmachung erst dann die Rede sein, wenn Sie eine Probe zu meiner Zufriedenheit bestanden haben.“

„Eine Probe? Wie soll ich sie ablegen?“

„Dadurch, daß es Ihnen gelingt, morgen vormittag zweimal das betreffende Geschäft zu besuchen und sich jedesmal mindestens eine halbe Stunde lang darin aufzuhalten, ohne als Schopperin erkannt zu werden. Einer meiner Leute, der von den gewählten Verkleidungen Kenntnis erhalten muß, wird dort sein, um Sie zu beobachten. Lautet sein Bericht günstig, so schließen wir morgen mittag einen Vertrag, nach welchem Sie sich verpflichten, den Auftrag mit allen Ihnen zu Gebote stehenden Kräften durchzuführen, während ich es namens der Pinkertonschen Agentur übernehme, den Verbleib Ihres verschwundenen Gatten zu ermitteln. Selbstverständlich gewähre ich Ihnen für die Dauer Ihrer Thätigkeit an Geldmitteln und sonstiger Unterstützung alles, dessen Sie bedürfen. Im Falle eines günstigen Erfolges hätten Sie dann noch Anspruch auf besondere Belohnung.“

„Die ich unbedingt ablehnen würde,“ erklärte Magdalene mit Bestimmtheit. „Wenn ich mich entschließe, Ihr Anerbieten anzunehmen, so geschieht es allein, weil ich in meiner Hilflosigkeit und Verlassenheit keine andere Möglichkeit sehe, mich aus dieser entsetzlichen Ungewißheit über das Schicksal meines Mannes zu befreien. Sprechen Sie mir, bitte, nicht von einem anderen Gewinn, denn es würde mich nur demütigen.“

„Und eine solche Absicht liegt mir natürlich fern,“ versicherte ihr der andere. „Also bis heute abend erwarte ich Ihre Entscheidung.“

Damit war ihr Gespräch zu Ende, und schweren Herzens trat Magdalene wieder hinaus in das Gewühl der Millionenstadt, das kalt und gleichgültig an ihr vorüberflutete, unbekümmert um die Not und die Verzweiflung eines armen, verlassenen Weibes.

3.

Durch die Menge der Käufer, die alle Abteilungen des Warenhauses von Brewer & Comp. am Broadway erfüllten, bewegte sich in der zehnten Morgenstunde des folgenden Tages eine einfach, beinahe dürftig gekleidete, ältere Frau, die allem Anschein nach erst kürzlich aus Deutschland nach New York gekommen war und dies in jeder Bewegung, in jedem Worte verriet. Sie blieb bald hier, bald dort vor den ausgelegten Artikeln stehen und begann nach sorgfältigem Prüfen und Betasten um diesen oder jenen Gegenstand zu feilschen in der Art mißtrauischer Kleinstädter. Gewöhnlich zeigte sie sich über den geforderten Preis in hohem Maße entsetzt und gab dies in so komischer Weise kund, daß es das lebhafte Ergötzen der Verkäufer erregte. Da die biedere Deutsche überdies etwas schwerhörig war und schlecht englisch sprach, daher die meisten Erwiderungen auf ihre Fragen falsch verstand, zogen sich die Verhandlungen sehr in die Länge. Das Personal war schließlich auf die Alte aufmerksam geworden, und man machte sich ungeniert über sie lustig, da man ja sicher sein konnte, daß sie es nicht verstehen werde.

Das meiste Vergnügen aber bereitete sie den Angestellten des Geschäfts, als sie beim Passieren der Glaswand, welche das Hauptcomptoir von den Verkaufsräumen trennte, der dort arbeitenden Schreibmaschinen ansichtig wurde und durchaus wissen wollte, was für wunderliche „Klaviere" das eigentlich seien. Ein spaßhaft veranlagter Commis konnte sich's nicht versagen, ihr zur Steigerung ihres so drollig wirkenden Erstaunens einen der Apparate in der Nähe zu zeigen, und die an der Maschine beschäftigte junge Dame, die sich in ihrer Arbeit natürlich nicht stören ließ, brach wiederholt in helles Gelächter aus über die naiven Bemerkungen und Vermutungen der „dummen Deutschen".

Plötzlich aber wurde sie sehr ernst, und auch der scherzliebende Commis zeigte statt des bisherigen spöttischen Lächelns mit einem Male eine verlegene Miene. Er wollte die Frau rasch aus dem Comptoir hinausschieben; aber es war zu spät: der Mann, dessen Eintritt die verschüchternde Wirkung hervorgebracht hatte, war ihrer bereits ansichtig geworden. Es war ein mittelgroßer, schlanker Herr mit rötlichem Haar und Bart. Trotz seines noch jugendlichen Alters schien er recht leidend, denn er ging in gebeugter Haltung und mit vornüber geneigtem Kopfe, so daß von seinem Gesicht nicht viel zu sehen war, zumal er eine Brille mit ungewöhnlich großen schwarzen Gläsern vor den Augen trug. Aus einer kleinen Seitenthür hervortretend, hatte er sich raschen Schrittes an eines der Doppelpulte begeben, offenbar, um den dort arbeitenden Buchhaltern einen Auftrag zu erteilen. Alle Angestellten hatten sich bei seinem Erscheinen schnell wieder an ihre Plätze begeben, er selbst erhob seinen tiefgesenkten Kopf nicht für einen Moment, so daß man glauben mußte, er schenke seiner Umgebung gar keine Beachtung. Wie irrtümlich indessen eine solche Annahme war, bewies der Umstand, daß er sofort die fremde Frau erspäht hatte.

Mit halblauter, heiser klingender Stimme, doch in einem Ton, dessen befehlende Schärfe die Befangenheit seiner Angestellten einigermaßen erklärlich machte, rief er hinüber: „Was hat die Person dort zu schaffen? Wissen Sie nicht, daß das Comptoir während der Geschäftsstunden von niemand betreten werden soll? Ich werde auf der Stelle jeden entlassen, durch dessen Schuld dies Gebot noch einmal umgangen wird."

Die schwerhörige Alte hatte natürlich nicht verstanden, was er sagte, und nur dunkel schien sie zu ahnen, daß es auf sie Bezug habe, denn sie stand ganz unbeweglich da und starrte mit großen, weitgeöffneten Augen auf den

Sprechenden, der jetzt noch einem der Buchhalter ein paar Worte zuraunte, um sich dann raschen Schrittes wieder durch die kleine Thür zu entfernen. Erst als der gescholtene Commis ihr fast überlaut ins Ohr rief, daß sie hier nicht länger bleiben dürfe, begriff sie den Sachverhalt und leistete kopfschüttelnd der unfreundlichen Aufforderung Folge.

„Wer war denn dieser unangenehme Mensch?" fragte sie ihren Begleiter, als sich die Glasthür des Comptoirs wieder hinter ihnen geschlossen hatte.

Aber die gute Laune des anderen war verflogen, und er begnügte sich, ziemlich unwirsch zu antworten: „Es war Mr. Darlington, einer unserer Chefs. Sie haben mir mit Ihrer dummen Neugier einen netten Wischer eingebracht."

Damit ließ er sie stehen, und die Frau hatte nach diesem Erlebnis offenbar die Lust zum Einkaufen verloren, denn sie verließ, nur noch hie und da verlangende Blicke auf die ausgelegten Waren werfend, langsam das Magazin. —

Es mochte eine gute Stunde nach ihrem Weggange verflossen sein, als unter den Käufern eine elegante Dame auftauchte, offenbar eine Französin, die den Wunsch hatte, wertvolle Spitzen zu erstehen, infolge ihres gebrochenen Englisch den Verkäufern der betreffenden Abteilung aber durchaus nicht klar machen konnte, von welcher besonderen Art der geforderte Artikel sein sollte. Unmutig schob sie die ihr vorgelegten Kartons immer wieder zurück und verlangte zuletzt, daß man einen der Chefs rufen solle, der sich doch hoffentlich in ihrer französischen Muttersprache mit ihr werde verständigen können.

Mit jener Dienstwilligkeit, die in allen amerikanischen Geschäften selbstverständlich ist, beeilte man sich, ihrem Wunsche zu entsprechen, und wenige Minuten später er-

schien ein kleiner, magerer, schwarzhaariger Mann mit unruhigen, stechenden Augen, der ihr als Mr. Brewer bezeichnet wurde und der sich in leidlich geläufigem Französisch zuvorkommend nach ihren Befehlen erkundigte.

Ein sehr scharfer Beobachter würde vielleicht wahrgenommen haben, daß über das stark geschminkte und auch sonst offenbar durch allerlei künstliche Nachhilfe verschönte Antlitz der Französin etwas wie ein Schatten der Enttäuschung glitt, als sie des unscheinbaren Männchens ansichtig wurde. Sie mochte wohl einen anderen an seiner Stelle erwartet haben, wenn sich auch in ihrem Benehmen wie in ihren Aeußerungen nichts davon verriet. Sie setzte vielmehr Mr. Brewer umständlich ihre Wünsche auseinander, um dann von ihm unter vielen Versicherungen des Bedauerns zu erfahren, daß er für den Moment außer stande sei, ihr mit dem Verlangten zu dienen.

„So werde ich in einigen Tagen wieder nachfragen," sagte sie, sich erhebend, und mit einem kurzen, vornehm herablassenden Neigen des Hauptes rauschte sie hinaus.

— — — — — — — — — — — —

Mr. Stuart Burnes, der Chef von Mr. Pinkertons New Yorker Agentur, nahm seine freundlichste Miene an, als in früher Nachmittagsstunde Frau Magdalene sein Kabinett betrat.

„Ich mache Ihnen mein Kompliment, Mrs. Förster," sagte er. „Was Sie an diesem Morgen bei Brewer & Comp. geleistet haben, war nach dem Bericht meines Vertrauensmannes ein Meisterstück. Als weiblicher Detektive würden Sie in wenig Jahren ein Vermögen verdienen können."

„Eine Aussicht, die sehr wenig Verlockendes für mich hat," erwiderte die junge Frau mit einem wehmütigen Zucken der Mundwinkel. „Es ist eine teuer bezahlte Anerkennung, die ich mir da erworben."

Mr. Burnes hielt es für gut, dieſe letzten Worte zu überhören. „Nach unſerer Verabredung von geſtern abend ſollten Sie heute lediglich eine Probe Ihrer Verwandlungskunſt ablegen," fuhr er fort. „Irgend welche Mitteilungen, die für unſere Auftraggeber von Intereſſe ſein könnten, darf ich wohl noch nicht von Ihnen erwarten?"

„Und doch kann ich Ihnen vielleicht ſchon eine machen, deren Bedeutung ich ſelbſt allerdings nicht zu beurteilen vermag. Hier ſind die Adreſſen von zwei Firmen, mit denen Brewer & Comp. inſofern in Verbindung ſtehen, als ſie Waren von ihnen bezogen haben oder noch beziehen wollen. Es iſt, wie Sie ſehen, eine Wollenweberei in Gera und eine ſchleſiſche Glashütte. Möglicherweiſe läßt ſich mit Hilfe dieſer Namen feſtſtellen, zu welchen Preiſen Mr. Brewer und ſein Teilhaber ihre ſo ſpottbillig verſchleuderten Artikel einkaufen."

Das Geſicht des alten Herrn drückte die höchſte Befriedigung aus. „Vortrefflich!" rief er. „Brewer & Comp. hüten kein Geſchäftsgeheimnis ſo ängſtlich als das ihrer Bezugsquellen. Wie in aller Welt konnten Sie das ſchon am erſten Tage herausbringen?"

„Auf eine ziemlich einfache Weiſe. Während ich ſcheinbar den wundervollen Mechanismus einer Schreibmaſchine anſtaunte, las ich alle für meine Augen erreichbaren Geſchäftsbriefe. Und meine Augen ſind ſehr ſcharf."

„Nun, wenn Sie ſo fortfahren, werden wir Ihnen ein hohes Honorar bewilligen können. Hier ſind die beiden Verträge, die ich auf Grund unſerer geſtrigen Verabredung ausgefertigt habe. Haben Sie die Güte, ſie zu prüfen und im Falle des Einverſtändniſſes Ihren Namen darunter zu ſetzen."

Magdalene trat an den Schreibtiſch und las die mit echt amerikaniſcher Knappheit und Klarheit abgefaßten Schriftſtücke durch. Dann griff ſie zur Feder.

Aber ehe ſie den entſcheidenden Zug damit that, wandte ſie ſich noch einmal an Mr. Burnes: „Ich halte es für meine Pflicht, ganz offen gegen Sie zu ſein. Um einen wie hohen Preis es ſich auch bei der Uebernahme dieſes Auftrages für mich handelt, vielleicht würden doch die Qualen, die ich heute vormittag ausgeſtanden, mich in meinem Entſchluſſe wieder wankend gemacht haben, wenn ich nicht bei meinem erſten Beſuche in dem Warenhauſe von Brewer & Comp. eine für mich ſelbſt außerordentlich bedeutſame Wahrnehmung gemacht hätte. Ich kann dabei das Opfer eines Irrtums geweſen ſein — ja, ich halte das ſogar für wahrſcheinlich, aber ich habe nichtsdeſtoweniger die heilige Pflicht, mir auf jede nur erdenkliche Weiſe Gewißheit zu verſchaffen. Ich ſpioniere alſo nicht nur für Sie oder für Ihren Auftraggeber, ſondern auch für mich. Und dieſer Umſtand iſt es, der für meine Entſchließung den Ausſchlag gegeben hat.“

„Ganz wie Sie wünſchen, meine werte Frau. Ihre Privatangelegenheiten gehen uns natürlich nicht das geringſte an.“

„Aber ich möchte mir Ihren Rat und Ihre Hilfe auch in dieſer Sache erbitten. Da Sie über die Inhaber der Firma Brewer & Comp. jedenfalls Erkundigungen eingezogen haben, können Sie mir vielleicht ſagen, wer dieſe Leute eigentlich ſind.“

„Sehr gern. Es ſind ihrer zwei, ein Mr. Brewer, der bis vor kurzem Angeſtellter eines großen Geſchäfts in Chicago geweſen iſt, und über den ſich etwas Nachteiliges bis jetzt nicht hat ermitteln laſſen, und ein Mr. Benjamin Darlington, von deſſen Vorleben wir nichts wiſſen, als daß er wenige Wochen vor der Begründung der Firma aus einem der ſüdlichen Unionsſtaaten nach New York gekommen iſt. Allem Anſchein nach iſt dieſer Darlington die eigentliche Seele des Geſchäfts, wenn er auch die Ver-

tretung nach außen ganz seinem Teilhaber überläßt — wie es heißt, wegen seines leidenden Zustandes. Er lebt sehr eingezogen, hat keinen Verkehr und keine Freunde. Weder in seinem Privatkabinett noch in seiner Wohnung, wo er sich übrigens fast nur während der Nachtstunden aufhält, empfängt er jemals andere als geschäftliche Besuche. Ist Ihnen diese Auskunft genügend?"

„Sie muß mir für den Augenblick genügen," sagte Magdalene, die ihre Enttäuschung nicht ganz verbergen konnte. Dann setzte sie ihren Namen unter die beiden Schriftstücke und reichte das eine von ihnen Mr. Burnes zurück.

„Ich danke Ihnen, Mrs. Förster. Wir sind also nun Kollegen. Auf was es für uns ankommt, wissen Sie, und ich überlasse vorläufig alles weitere Ihrem eigenen Scharfsinn. Auf eines nur möchte ich mir erlauben, Sie aufmerksam zu machen. So bewunderungswürdig auch die Probe ist, die Sie heute abgelegt haben, so sehr wird es sich doch im Interesse der Sache empfehlen, wenn Sie künftig etwas unauffälliger auftreten. Je mehr Sie die Aufmerksamkeit der Angestellten auf sich ziehen, desto größer wird auch die Gefahr einer vorzeitigen Entdeckung."

„Sie können in dieser Hinsicht ganz unbesorgt sein, Mr. Burnes. Ich werde gewiß nicht unnötig eine Gefahr heraufbeschwören, die sich vermeiden läßt. Und nachdem es mir gelungen ist, mich heute zu beherrschen — in einem Augenblick, wo es gewiß verzeihlich gewesen wäre, wenn ich vorübergehend meine Geistesgegenwart eingebüßt hätte, glaube ich mich gegen alle unerwarteten Zwischenfälle hinlänglich gewappnet."

Der andere war mit dieser Erklärung offenbar zufrieden; aber als Magdalene dann Miene machte, sich zu entfernen, hielt er sie zurück.

„Auf ein Wort noch, Mrs. Förster. Es wäre un-

billig gewesen, wenn wir einen Beweis Ihres Könnens verlangt hätten, ohne Ihnen zugleich eine Probe von dem unserigen zu geben. Ich habe gestern gleich nach Ihrem ersten Besuch den Draht arbeiten lassen, und wenn auch das Ergebnis der Nachforschungen nach dem Verbleib Ihres Gatten bis jetzt noch ein sehr ungenügendes ist, so habe ich doch schon feststellen können, daß er glücklich bis Lewis gekommen ist, von wo aus er mit der Zentral-Pacific-Bahn in direkter Fahrt über Omaha nach New York hätte gelangen können."

In Magdalenens Augen leuchtete es freudig auf. Begierig klammerte sie sich an die erste schwache Hoffnung, die ihr Erlösung aus ihrem qualvollen Seelenzustande verhieß.

„O wie dankbar bin ich Ihnen für Ihre Güte, Mr. Burnes!" rief sie, in der ersten Aufwallung ungestüm die Hand des alten Herrn ergreifend. „Ja, nun glaube ich, daß Sie ihn finden werden. Und bis an mein Lebensende werde ich Sie dafür segnen."

„Ich habe gar keinen Anspruch auf Dank, werte Frau. Die Agentur thut nur ihre Pflicht, wenn sie den eingegangenen Vertrag nach besten Kräften erfüllt. Und eine Hand wäscht die andere — das gilt hier in Amerika noch mehr als in Ihrem deutschen Vaterlande."

Magdalene hatte noch eine Menge Fragen; doch Mr. Burnes erklärte, daß er ihr alles gesagt habe, was er wisse, und sie verabschiedete sich, um in zuversichtlicherer Stimmung, als sie gekommen war, zu ihrem Kinde zurückzukehren.

Mit einem Achselzucken blickte ihr der Chef der Detektiveagentur nach.

„Arme Frau!" murmelte er. „Warum sollte ich ihr nicht das Glück dieser kurzen Hoffnung gönnen, der ja wahrscheinlich nur zu bald die traurige Gewißheit folgen wird!"

Er hatte ihr nicht die ganze Wahrheit gesagt, denn er wußte in der That noch mehr, als er ihr mitgeteilt hatte. Wohl war von dem Vertreter der Pinkerton-Compagnie in Austin telegraphisch berichtet worden, daß Förster von einem Bekannten in Lewis gesehen worden sei, aber mit dem Hinzufügen: „In anscheinend sehr krankem und angegriffenem Zustande; wurde vergebens vor der Weiterreise gewarnt."

Nach der Ueberzeugung, die sich Mr. Burnes aus diesem Zusatze gebildet hatte, lag Frau Magdalenens Gatte bereits auf irgend einem Friedhofe zwischen Lewis und New York, denn wenn er nur durch Krankheit unterwegs zurückgehalten worden wäre, hätte er ja sicherlich Gelegenheit gefunden, seiner harrenden Gattin oder seinen Freunden in Austin durch Vermittelung anderer eine Nachricht zukommen zu lassen.

4.

Magdalene Förster offenbarte bei der Erfüllung der von ihr übernommenen Aufgabe auch in der Folge eine schauspielerische Geschicklichkeit, die ihr in immer höherem Maße Mr. Burnes' Bewunderung eintrug. Sie hatte in der Nähe des Warenhauses von Brewer & Comp. ein für ihre Zwecke besonders geeignetes Zimmer gemietet, in das sie zu allen Tageszeiten unbemerkt gelangen konnte, und das sie zur Vornahme ihrer verschiedenen Verwandlungen benutzte. Und so brachte sie schnell eine Menge von Umständen in Erfahrung, die mit ziemlicher Sicherheit darauf schließen ließen, daß die in dem Warenhause feilgebotenen Waren thatsächlich zum großen Teile unter dem Einkaufspreise abgegeben wurden, daß also hinter dem geschäftlichen Gebaren der Leiter irgend eine unlautere Absicht verborgen sein müsse.

Eines nur war ihr trotz aller aufgewandten Klugheit

bisher nicht gelungen — der Versuch nämlich, Mr. Benjamin Darlington zu sprechen oder ihn auch nur ein paar Minuten lang aus der Nähe zu beobachten. Der Mann, der das ganze Räderwerk des großen Betriebes nach seinem Willen leitete, verstand es, das Leben eines unzugänglichen Einsiedlers zu führen. Was auch immer Magdalene ersonnen hatte, um in sein Kabinett zu gelangen, immer hatten die von Mr. Darlington getroffenen Vorkehrungen gegen unerwünschte Besucher ihre Absicht vereitelt. Er empfing niemand, der nicht vorher einem der Buchhalter oder Mr. Brewer ausführlich mitgeteilt hatte, in welcher Angelegenheit er ihn zu sprechen wünsche, und nachdem sie zweimal in verschiedenen Gestalten abgewiesen worden war, wagte Magdalene in der berechtigten Furcht, sich verdächtig zu machen, nicht, den ziemlich aussichtslosen Versuch zu wiederholen.

Gesehen hatte sie Mr. Darlington während der zwölf Tage seit ihrem ersten Besuche in dem Warenhause allerdings noch zwei- oder dreimal. Aber auch das hatte sie nur dadurch erreicht, daß sie ihm in früher Morgenstunde oder bei Einbruch der Nacht, wenn er sich in das Geschäft oder von dort in seine Wohnung zurückbegab, auf der Straße auflauerte. Und die Gewißheit, nach der sie Verlangen trug, hatten diese flüchtigen Begegnungen ihr nicht gebracht. Darlingtons eigentümliche Haltung, sein hastiger Gang und die Art, wie er sein Gesicht durch den hochgeschlagenen breiten Kragen des Ueberrockes, durch die dunkle Brille und den tief in die Stirn gedrückten Hut zu verhüllen wußte, machten eine Beobachtung seiner Züge unmöglich, und das oft mit stundenlangem Warten erkaufte Ergebnis ihres Aufpassens bestand für Magdalene einzig darin, daß ihr Verdacht noch immer in unverminderter Stärke fortlebte.

Die Nachforschungen nach ihrem Gatten waren bis zu

dieſem Tage vergeblich geblieben. Er war noch immer ſpurlos verſchwunden, und die junge Frau mußte oft ihre ganze Kraft aufbieten, um nicht in verzweifeltes Weinen auszubrechen, wenn Mr. Burnes ihr wieder im Tone mitleidigen Bedauerns auf ihre bange Frage erwiderte, daß noch immer keine Nachricht über den Vermißten eingegangen ſei.

Vielleicht hätte ſie in der That nicht die Kraft gefunden, in dieſer ſchweren Prüfung ſtandhaft und aufrecht zu bleiben, wenn nicht das Kind geweſen wäre, an das ſie ſich mit allen Faſern ihrer Seele klammerte. Die kleine Elſa hatte längſt aufgehört, nach dem Vater und nach ſeiner Zuckertüte zu fragen, denn mit jenem feinen Wahrnehmungsvermögen, das Kindern in manchen Dingen eigen iſt, hatte ſie erkannt, daß ſie mit ſolchen Fragen die Mutter traurig machte. Auch darein, daß Magdalene für einen großen Teil des Tages nicht bei ihr war, hatte ſie ſich bald gefunden, obwohl es zuerſt viel bittere Thränen darum gegeben hatte. Seitdem ſie aber in einer kleinen Nichte der Wirtin eine Spielgefährtin und Freundin gewonnen, ertrug ſie die zeitweilige Trennung ohne Murren, und Magdalene wußte ſie unter der Obhut jener Frau ſo wohl aufgehoben, daß ſie ſich bei der Ausübung ihres ſchweren und peinlichen Berufes wenigſtens in dieſer Hinſicht ohne Sorge fühlen konnte.

Eines Nachmittags teilte ihr Mr. Burnes mit, daß ſie wahrſcheinlich ſchon nach Verlauf einiger Tage ihre Aufgabe werde als beendet anſehen dürfen, da Material genug vorhanden ſei, um der Firma Brewer & Comp. eine Fortſetzung ihrer bisher geübten Praxis unmöglich zu machen. Durch Anfragen bei den von Magdalene ermittelten europäiſchen und amerikaniſchen Lieferanten der Herren hatte man feſtgeſtellt, daß die Firma die zuerſt bezogenen Warenpoſten pünktlich bezahlt, dann aber,

nachdem die Fabrikanten sicher geworden waren, viel erheblichere Posten auf Kredit entnommen hatte, indem sie sich zum Beweise ihrer Zahlungsfähigkeit auf eine Reihe anderer Häuser berief, mit denen sie seit langem in Geschäftsverbindung stände. Diese anderen Häuser aber, die in der That sämtlich die glänzendste Auskunft über Brewer & Comp. gegeben hatten, waren der Pinkerton-Compagnie längst als Schwindelfirmen bekannt, die gegen gute Bezahlung bereitwillig jedem derartige Gefälligkeiten erwiesen. Mr. Burnes fügte hinzu, daß wohl schon morgen oder übermorgen die ersten gerichtlichen Maßnahmen zur Sicherstellung der Gläubiger erfolgen würden, womit dann natürlich dem ganzen Betriebe mit einem Schlage ein Ende gemacht sei. Eine Handhabe zur strafrechtlichen Verfolgung und vorläufigen Festnahme der Firmeninhaber habe sich allerdings trotz des gegen sie vorliegenden Verdachtes bis jetzt nicht gewinnen lassen, und es war tausend gegen eins zu wetten, daß sie ungesäumt das Weite suchen würden, sobald sie von dem geplanten Vorgehen ihrer Gläubiger Wind erhielten.

Magdalene wurde durch diese Mitteilungen ersichtlich sehr nachdenklich gestimmt, und sie verabschiedete sich rasch, wie wenn sie allein sein müßte, um über die Ausführung irgend eines bedeutsamen Planes nachzusinnen. In der That galt es unter diesen Umständen für sie, keine Zeit mehr zu verlieren, wenn sie sich die bis jetzt vergeblich gesuchte Gewißheit über die Persönlichkeit Mr. Darlingtons verschaffen wollte, ehe er ihr vielleicht auf immer entschwand.

— — — — — — — — — — — —

Es war nicht lange vor Mitternacht, als der Teilhaber des Herrn Brewer durch den Ausgang, zu dem er, ohne die Geschäftsräume zu berühren, direkt von seinem Arbeitskabinett gelangen konnte, das Warenhaus verließ. Er

war wie immer bis zu völliger Unkenntlichkeit vermummt und schritt mit tief gesenktem Kopfe so hastig dahin, als hätte er etwas sehr Eiliges zu verrichten oder als müsse er darauf bedacht sein, einem Verfolger zu entrinnen. Keiner von den wenigen Passanten der während der Tagesstunden so belebten Geschäftsstraße achtete auf ihn. Aber als er eben in den hellen Lichtkreis einer elektrischen Bogenlampe eingetreten war, stürzte eine gut gekleidete alte Dame mit allen Anzeichen lebhafter Ueberraschung und Freude auf ihn zu, um ihn ungestüm an beiden Schultern zu erfassen.

„Mein Willy!“ rief sie mit halb erstickter Stimme. „Mein Sohn! Habe ich dich endlich wieder gefunden!“

Umsonst hatte Darlington versucht, sich mit einem Ruck von dem festen Griff ihrer Hände zu befreien.

„Sie irren sich in Bezug auf meine Person,“ stieß er hervor. „Ich bin nicht der, für den Sie mich halten, und ich habe nicht das Vergnügen, Sie zu kennen.“

Aber die Matrone ließ sich durch diese Versicherung nicht überzeugen. „Nein, ich täusche mich nicht,“ rief sie, diesmal so laut, daß einige Vorübergehende aufmerksam wurden und neugierig stehen blieben. „Was du auch thun magst, um dein Gesicht zu verstecken und unkenntlich zu machen, ein Mutterauge läßt sich doch nicht betrügen.“

Und blitzschnell, ehe er auch nur entfernt ihre Absicht hatte ahnen können, riß sie ihm mit einer geschickten Bewegung zugleich den Hut vom Kopfe und die Brille mit den dunklen Gläsern von der Nase.

Ein paar hellblaue, wässerige Augen starrten sie entsetzt und fassungslos eine Sekunde lang an; dann aber machte er sich heftig von ihr los und schrie: „Dies Weib ist verrückt! Giebt es denn hier keine Polizei, um harmlose Leute vor den Angriffen einer Wahnsinnigen zu schützen?“

Die Umstehenden lachten; die alte Dame aber war nun selbst zu der Erkenntnis gekommen, daß sie sich getäuscht habe, denn in sichtlicher Verwirrung ließ sie die Arme sinken und murmelte: „Verzeihen Sie mir, mein Herr! Ich bin in der That durch eine seltsame Aehnlichkeit betrogen worden. Nein, Sie sind nicht mein Willy.“

Die neugierigen Zuschauer bedauerten, daß die erhoffte Familienscene ein so rasches und unerwartetes Ende genommen; Mr. Darlington aber, der Hut und Brille rasch wieder an ihren Platz gebracht hatte, wurde mit einem Male sehr höflich.

„Einer Mutter, die ihren Sohn sucht, verzeiht man alles, verehrte Frau,“ sagte er. „Ich wünsche Ihnen von Herzen, daß Sie ihn bald finden mögen.“

Damit verbeugte er sich artig und setzte seinen Weg fort.

Eine Minute später hatte sich alles verlaufen.

5.

„Sie sind also ganz sicher, Mrs. Förster, daß dieser Benjamin Darlington und der durchgebrannte Teilhaber Ihres Gatten eine und dieselbe Persönlichkeit ist? Sie halten die Möglichkeit einer Verwechslung für vollständig ausgeschlossen?“

„Ja. Ich bin meiner Sache so gewiß, als ob er selbst es mir zugestanden hätte. Wohl hat er sein Haar gefärbt und sich einen Bart wachsen lassen, der sein Aussehen sehr verändert; aber er hat seine Gesichtszüge so wenig verändern können wie die eigentümliche Form und Farbe seiner Augen, die ich unter Hunderten sofort als die Paul Ombergs erkannt haben würde. Auch seine Stimme hatte in dem Moment des ersten Schreckens ihren natürlichen Klang wieder angenommen. Mit einem Wort: es giebt für mich keinen Zweifel mehr, daß er es ist.“

Dieſe Worte fielen zwiſchen Mr. Burnes und Magdalene im Verlauf einer langen Unterredung, die ſie in der Frühe des folgenden Morgens miteinander hatten. Die junge Frau hatte ihrem freundlichen Gönner zum erſtenmal die ganze Geſchichte ihres Unglücks erzählt; ſie hatte ihm mitgeteilt, daß ſie ſchon in dem Augenblick, als der angebliche Darlington ſie aus dem Comptoir von Brewer & Comp. verwieſen, die Empfindung gehabt, es ſei Paul Omberg, und ſie hatte ihm dann ausführlich erzählt, durch welches Gewaltmittel ſie ſich geſtern abend auf dem Broadway volle Gewißheit verſchafft habe. Nun begehrte ſie ſeinen Rat hinſichtlich deſſen, was ſie weiter zu thun habe, um den Verbrecher, dem ſie ſo viele bittere Stunden ihres Lebens verdankte, nicht noch einmal entſchlüpfen zu laſſen.

„Sie ſagen, daß von den deutſchen Behörden ein Steckbrief hinter dem Betrüger erlaſſen worden ſei?“

„Ja. Ich habe hier eine von den Zeitungen mitgebracht, in denen er zum Abdruck gelangt iſt. Iſt das nicht genug um ſeine ſofortige Verhaftung zu bewirken?“

„Leider nein. Mr. Darlington würde natürlich mit Entſchiedenheit in Abrede ſtellen, der geſuchte Omberg zu ſein, und die ziemlich allgemein gehaltene Perſonalbeſchreibung des Steckbriefes reicht für einen unwiderleglichen Nachweis ſeiner Identität nicht aus. Daß Ihr Zeugnis allein dieſen Nachweis erſetzen würde, ſcheint mir nach den hier herrſchenden Gepflogenheiten recht zweifelhaft, und jedenfalls würde das Verfahren ein ſo umſtändliches ſein, daß der Mann dabei Zeit genug behielte, ſich zum zweitenmal unſichtbar zu machen.“

„Aber das iſt ja entſetzlich! Soll alſo der Nichtswürdige, der an all unſerem Unglück ſchuld iſt, ſtraflos ausgehen? Nein, das ſoll und darf nicht geſchehen.

Wenigſtens nicht durch meine Schuld. Gehe es, wie es wolle, ich werde unverzüglich die Anzeige erſtatten."

„Ich habe kein Recht, Sie daran zu hindern. Nur mache ich Sie darauf aufmerkſam, daß unſere amerikaniſchen Behörden zunächſt in der Angelegenheit überhaupt nichts thun können. Sie müſſen bei dem deutſchen Geſandten oder bei dem Generalkonſul wegen der Verhaftung des Gauners vorſtellig werden, und nach ſorgfältiger Prüfung der vorliegenden Verdachtsmomente können dieſe dann bei der amerikaniſchen Bundesbehörde die entſprechenden Anträge ſtellen. Aber ſelbſt wenn Darlington-Omberg dumm genug wäre, es bis zum Aeußerſten kommen zu laſſen, gäbe Ihnen ſeine Feſtnahme noch durchaus keine Gewähr für ſeine Auslieferung und Beſtrafung. Denn erſtere erfolgt nur dann, wenn die ſehr beträchtlichen Koſten zuvor von dem Antragſteller hinterlegt werden. Können Sie den Betrag, der vielleicht auf tauſend Dollars oder mehr zu ſchätzen iſt, nicht zahlen, ſo würde das Ende vom Liede ſein, daß man den Spitzbuben nach kurzer Haft wieder laufen ließe. Und zum zweitenmal, vermute ich, finge man ihn nicht ſo leicht wieder ein."

In tiefſter Niedergeſchlagenheit, Thränen des Schmerzes und des Zornes in den Augen, ſaß Magdalene da.

„Das alſo iſt Gerechtigkeit!" ſtieß ſie voll namenloſer Bitterkeit hervor. „Während ich, die niemand ein Leid zugefügt hat, vor Verzweiflung faſt vergehe, darf dieſer Elende ſich ſeines Raubes ungehindert erfreuen und die Geſetze verlachen, die Leuten ſeines Schlages nichts anzuhaben vermögen."

„Nicht doch, Mrs. Förſter. Ganz ſo gut ſoll es ihm, wie ich denke, doch nicht werden. Ich habe Sie über die in Betracht kommenden Verhältniſſe rückhaltlos aufklären müſſen, weil ich Sie von nutzloſen oder unzweckmäßigen Schritten zurückhalten wollte; aber ich bin deshalb noch

durchaus nicht der Meinung, daß wir die Hände unthätig in den Schoß legen sollten. Wir haben nur eben hier in dem freien Amerika eine etwas andere Art, dergleichen Angelegenheiten zu regeln. Wollen Sie mir vertrauensvoll überlassen, es auch in dem vorliegenden Fall mit dieser oft bewährten Methode zu versuchen?"

„Gern, Mr. Burnes, ich bin ja ganz auf Sie angewiesen. Was aber wollen Sie thun?"

„Lassen Sie das vorläufig noch mein Geheimnis bleiben und geben Sie mir nur außer der Zeitung mit dem Steckbriefe da noch eine eidesstattliche schriftliche Erklärung, daß Sie in dem angeblichen Darlington den flüchtigen Paul Omberg erkannt haben. Alles weitere wird dann meine Sache sein, und ich verspreche Ihnen, die Angelegenheit innerhalb eines Zeitraums von vierundzwanzig Stunden zu regeln."

Magdalene hatte noch nicht das letzte Wort der verlangten Erklärung niedergeschrieben, als dem Chef der Agentur ein Telegramm überbracht wurde, dessen Lektüre ihn ersichtlich erfreute. Indem er auf die junge Frau zutrat, sagte er, das Blatt noch in der Hand haltend: „Mrs. Förster, ich habe eine gute Nachricht für Sie. Ihr Gatte ist gefunden."

Mit einem Aufschrei warf Magdalene die Feder von sich. Wie überzeugende Beweise ihrer Willensstärke und Selbstbeherrschung sie auch bis zu diesem Augenblick gegeben haben mochte, jetzt brach ihre Kraft doch für einen Moment zusammen. Sie wurde totenbleich und lehnte sich, von einer Ohnmachtsanwandlung heimgesucht, in ihren Stuhl zurück. „Gefunden?" stammelte sie. „Wie — wo? Seien Sie barmherzig — sagen Sie mir alles auf einmal! Er ist tot?"

„Nein, Mrs. Förster, ich sagte ja — eine gute Nachricht. Ihr Gatte lebt, aber er ist auf der Reise von

schwerer Krankheit befallen worden, liegt gegenwärtig im Krankenhaus von Omaha, wohin man ihn gebracht, nachdem er im Zuge bewußtlos geworden war. Wie es scheint, hat irgend ein Gauner den hilflosen Zustand des Kranken benutzt, um ihn vollständig auszuplündern, denn man fand bei ihm weder Wertsachen, noch Geld, noch irgend welche Papiere, die zur Feststellung seiner Persönlichkeit hätten führen können. Da er selbst bis zur Absendung dieses eben eingetroffenen Telegramms das Bewußtsein noch nicht wieder erlangt hatte, erklärt es sich also, weshalb weder nach Austin noch nach New York eine Kunde von seinem Schicksal gesandt werden konnte."

Magdalene, die ihm die Worte fast von den Lippen getrunken hatte, war schon wieder Herrin über ihre körperliche Schwäche geworden. „Mein Platz ist jetzt nicht mehr hier in New York, Mr. Burnes," rief sie, „sondern am Krankenlager meines Gatten. Ich bitte Sie, mich aus meinem Vertrage zu entlassen."

„Das ist selbstverständlich. Nennen Sie mir den Betrag, den ich Ihnen anweisen soll, damit Sie mit den erforderlichen Geldmitteln ausgerüstet sind."

Da Magdalene zögerte, füllte er ein Checkformular aus, ohne seine Frage erst zu wiederholen, und reichte es ihr hin. „Redlich verdientes Geld, meine werte Frau. Hier, nehmen Sie."

„Nein, das kann ich nicht annehmen," versetzte sie, „das ist zu viel."

„Nicht doch. Wir schenken nichts und lassen uns nichts schenken. Die Kosten, die uns die Nachforschungen nach Ihrem Gatten gemacht haben, sind schon abgerechnet. Also nehmen Sie ruhig Ihr Geld, Sie werden es noch nötig haben."

Die Berechtigung dieser letzten Worte mußte Magdalene wohl einsehen, und so sträubte sie sich nicht länger. An den wiedergefundenen Omberg dachte sie kaum noch.

Erst als Mr. Burnes bei der Verabschiedung fragte: „Ich habe also Ihre Vollmacht, mit diesem Mr. Darlington nach meinem Ermessen abzurechnen?“ wurde sie wieder an ihn erinnert.

„Ja, ja — thun Sie, was Sie für gut halten,“ sagte sie, wie wenn es sich dabei um eine Sache von ganz untergeordneter Bedeutung handle. Und in der That gab es jetzt für sie nichts mehr, das ihre Gedanken festzuhalten vermocht hätte, als die Sehnsucht nach Richard und die Vorstellung des ersten Wiedersehens mit dem so heiß geliebten Manne.

— — — — — — — — — — — —

Gar so schnell freilich sollte diese Vorstellung noch nicht zur Wirklichkeit werden. Erst galt es, die lange Reise zurückzulegen, und dann, als sie glücklich überstanden war, empfing man die junge Frau im Krankenhaus zu Omaha mit der entschiedenen Erklärung, vor Ablauf einer Woche dürfe sie nicht daran denken, ihren Gatten zu sehen. Seine Schwäche sei noch so groß, daß die Aufregung des Wiedersehens einen verhängnisvollen Rückfall in die kaum überwundene Lebensgefahr heraufbeschwören könne. Bei der Schwere der typhösen Erkrankung sei höchste Vorsicht Pflicht. So mußte sich denn Frau Magdalene noch gedulden.

Endlich aber schlug die ersehnte Stunde, deren Glückseligkeit Magdalenen all das harte Leid, das sie erlitten, vergessen ließ.

Noch eine Entschädigung anderer Art freilich war ihr außerdem beschieden, und die Energie des Mr. Burnes war es, der sie dieselbe dankte.

Schon am Tage ihrer Ankunft in Omaha hatte sie ein von ihm unterzeichnetes Telegramm erhalten mit dem lakonischen Inhalt: „Darlington zahlte fünfzehntausend Dollars. Betrag zu Ihrer Verfügung.“

Aber sie hatte diese Depesche nicht verstanden und erst der einige Tage später folgende Brief hatte ihr volle Aufklärung gebracht. Danach hatte Mr. Burnes die Angelegenheit in echt amerikanischem Stile geordnet. Unter geschickt ersonnenem Vorwande und unter falschem Namen hatte er den angeblichen Darlington an einen dritten Ort gelockt, um ihm dort unter Vorweisung des Steckbriefes auf den Kopf zuzusagen, daß er der flüchtige Omberg sei. Seinem Leugnen war er in sehr wirksamer Weise damit begegnet, daß er die Thür eines Nebengemaches öffnete und den beiden dort befindlichen bewaffneten Männern befahl, Darlington festzunehmen und ihn an den Bundesmarschall auszuliefern.

Nun hatte der Elende sich aufs Bitten verlegt und sich bereit erklärt, alles hinzugeben, was er besitze, wenn er nur vor Verhaftung bewahrt bliebe. Bei der Gelegenheit hatte Mr. Burnes ihm dann auch seine neueren Sünden vorgehalten und ihm so unbarmherzig zugesetzt, daß er schließlich eingestand, es sei seine und seines Teilhabers Absicht gewesen, nach Australien zu flüchten, wenn sie eine genügend große Summe zusammengebracht hätten.

Es wurde auf Grund der sorgfältig geführten Bücher des Geschäfts festgestellt, daß das bei verschiedenen Banken deponierte Barvermögen der beiden Teilhaber ausreichte, die laufenden Verbindlichkeiten zu erfüllen, und beschlossen, daß Brewer, der nur ein Werkzeug in der Hand des anderen gewesen war und der sich jetzt willig in alles fügte, unter der Aufsicht eines von den Gläubigern einzusetzenden Vertrauensmannes die Liquidation der Firma bewirken sollte, während Darlington-Omberg den wohlgemeinten Rat erhielt, sich baldigst nach Australien einzuschiffen, wenn auch ohne die erhofften Hunderttausende, vielmehr mit einer bescheidenen Barschaft, da er auch fünf-

zehntausend Dollars zur Entschädigung seines bestohlenen früheren Teilhabers hatte ausliefern müssen.

Richard Förster, der nach einigen Wochen völlig wiederhergestellt das Krankenhaus verlassen konnte, tilgte mit dem so unerwartet wieder erlangten Geld seine Schuld bei dem hochherzigen deutschen Geschäftsfreund und verwandte den Rest in seinem neuen Unternehmen zu Austin, wo er jetzt auf dem besten Wege ist, ein wohlhabender Mann zu werden.

Frau Magdalene aber gedenkt noch immer nur mit einem Gefühl der Beklommenheit jener Tage, da die opfermutige Liebe der Gattin und der Mutter sie bestimmten, als Schopperin der Pinkertonschen Agentur Dienste zu leisten.

Altdeutsches Bauernleben.

Kulturgeschichtliche Streifzüge. Von **Justus Brandt.**

Mit 9 Illustrationen nach alten Originalen.

(Nachdruck verboten.)

Zur Römerzeit lebte der deutsche Landwirt im Norden in Einzelhöfen, sonst durchweg in geschlossenen Dörfern. Die Gemeinde war die Besitzerin der Dorfflur; jedes Mitglied besaß Haus und Hof, sowie den umzäunten Garten und die Herde. Die in Lose oder Hufen geteilten Aecker und Wiesen, welche die Wohnstätten zunächst umgaben, wurden von den einzelnen Hofbesitzern zu eigenem Vorteil bewirtschaftet; Wald, Weide und Teiche aber unterstanden der Gemeindeverwaltung, und dem einzelnen stand nur das Nutzungsrecht daran im Verband mit den übrigen zu. Ursprünglich sind die Anteile der einzelnen Gemeindegenossen, von denen ein jeder als freier Grundbesitzer unter seinesgleichen saß, ganz gleich gewesen, allein ein solches Verhältnis ließ sich auf die Dauer, schon infolge der stetigen Verschiebung durch Vererbung, Veräußerung und so weiter, gar nicht aufrecht erhalten, so daß sehr bald immer stärkere Ungleichheiten hervortraten.

Treffend fragt ein alter Spruch:

„Als Adam grub und Eva spann,
Wer war da wohl ein Edelmann?"

Allein es lag in der natürlichen und unvermeidlichen Entwickelung der Dinge, daß von jenen unabhängigen Grundbeſitzern einzelne im Laufe der Zeit zu reichen und mächtigen Herren heranwuchſen, bei denen die weniger begüterten, zumal in Kriegszeiten, Schutz und Hilfe ſuchten. Dann brauchte der Reiche für ſeinen umfangreichen Beſitz mehr Arbeitskräfte, als ihm urſprünglich zur Verfügung ſtanden; er dingte daher Knechte und Mägde aus den verarmten oder verſchuldeten Leuten des Gemeinweſens, zu denen auch etwa während einer Fehde erbeutete Gefangene hinzukamen. Alle dieſe Hilfskräfte waren unfrei und leib-

Monatsbild aus einem alten Kalender.

eigen, einzelnen aber ſchenkte oder lieh der Grundherr ein Stück Landes zu eigener Bebauung, um ſich im übrigen ihre Thätigkeit für ſeine Felder zu ſichern: der Urſprung der Fronen. Außerdem traten noch allerlei Handwerker in ein ähnliches Abhängigkeitsverhältnis zu ſolchen reichen Grundbeſitzern, um in deren Schirm und Schutz friedlich und mit Nutzen ihr Gewerbe betreiben zu können.

Durch das Rittertum wurde die Scheidung zwiſchen dem großen Grundbeſitz und den kleinen Leuten eine vollſtändige und endgültige. Der zum Ritter gewordene Grundherr zog mit ſeinen Reiſigen zum Kampf oder zur Jagd und Waffenübung, den Ackerbau verſchmähend und verachtend. Dieſer Gegenſatz zwiſchen Burg und Dorf

artete meiſt in offene Feindſchaft aus, wofür uns in dem mittelalterlichen Schrifttum zahlreiche Zeugniſſe erhalten ſind. Stolz und hochmütig ſchauten der Ritter und die Seinen von ihrer hochragenden Burg auf die im Schweiße ihres Angeſichts das Feld bebauenden Landleute herab. Ingrimmig und verbiſſen aber betrachtete der Bauer die feſten Mauern, durch deren Thore oft genug eine übermütige Geſellſchaft zum Weidwerk ausritt und ihm ohne Erbarmen die Saat ſeines Ackers zerſtampfte.

Schon ſeit dem Untergange des hohenſtaufiſchen Kaiſertums griff die Leibeigenſchaft, dieſe grauſame Konſequenz des Feudalweſens, auf dem Lande immer mehr um ſich. Aus den altdeutſchen freien Odalbauern waren, wie Johannes Scherr ausführt, „immer mehr und mehrere zu Zinsbauern, zu Pächtern herabgeſunken, und von da war es nur ein kleiner Schritt zur Hörigkeit. Die wachſende Landeshoheit der Fürſten und Dynaſten that alles erdenkliche, freie Bauerngemeinden, welche innerhalb ihres Gebietes lagen, zu unterdrücken, ihrer Reichsunmittelbarkeit zu berauben, ſie unterthänig, zinspflichtig, hörig, leibeigen zu machen, bis endlich die bäuerliche Leibeigenſchaft in Deutſchland zur Regel, bäuerliche Freiheit zur Ausnahme wurde.“

Neben den Kriegsgefangenen und jenen Leuten, die ſich freiwillig in die Hörigkeit eines Mächtigen oder Reichen begaben, wurden in ſpäterer Zeit namentlich Zinsbauern, die ihren Verpflichtungen nicht nachzukommen vermochten, zur Strafe als Leibeigene erklärt. Schließlich kam es gewiſſenloſen Grundherren auch gar nicht darauf an, einfach mit Gewalt und aus eigener Machtvollkommenheit die Zahl ihrer Hörigen nach Gutdünken zu vermehren, zumal ſeit ihnen die immer mehr ſinkende kaiſerliche Gewalt die Zuverſicht gab, dergleichen Willkür ungeſtraft wagen zu dürfen.

Der leibeigene Bauer aber wurde der Sklave ſeines

Ansicht eines Bauernhofes. Nach H. Burgkmair.

Gebieters, dem er mit Leib und Leben verfallen war. Er wurde mit Frondiensten und Abgaben überhäuft, nicht selten aus bloßem Uebermut in der schändlichsten Weise schikaniert und gequält, ja, in manchen Gebieten geradezu als Sache behandelt; es kam sogar vor, daß man Hörige gleich einem Stück Vieh verkaufte. Diese Mißhandlungen der „armen Leute", wie die Bauern noch bis in das 17. Jahrhundert herein hießen, erreichten namentlich in der Zeit des Faustrechts einen kaum glaublichen Grad. Aber auch später blieb der Bauernstand noch Jahrhunderte hindurch in einer Weise mit Steuern und Diensten aller Art überlastet, daß es den Landbewohnern selbst in Zeiten, wenn ein reichlicher Ernteſegen ihre Mühe lohnte, schwer genug fiel, bloß ihr Leben zu fristen.

Je mehr der Hofdienst und zunehmende Luxus den Adel zu größeren Ausgaben zwang und veranlaßte, um so mehr suchten sich die Herren an ihren Bauern durch Vermehrung der Feudallasten schadlos zu halten. Auch der Ausweg, in die Städte zu ziehen, wurde den Landleuten abgeschnitten, als diese die Aufnahme neuer „Pfahlbürger" untersagten und gleich dem Adel hoffärtig auf die Bauern herabschauten. So nahmen die Lasten und Leiden des „vierten Standes" in demselben Maße zu, in dem die Privilegien der übrigen Stände wuchsen. In den blutigen Bauernkriegen des 16. Jahrhunderts fand die Erbitterung der Bauern gegen ihre Grundherren einen grauenvollen Ausdruck; auch nachher dauerte die offene oder versteckte Feindseligkeit beider Stände noch fort, bis endlich die Erkenntnis sich Bahn brach, daß ein tüchtiges selbständiges Bauerntum die beste Grundlage eines Staatswesens sei, und die neuzeitliche Kultur die Versöhnung anbahnte.

Wohl hatten sich allerdings auch, zumal an der nördlichen und südlichen Grenzmark des Deutschen Reiches und

in Bayern und Oesterreich, Bauernschaften in größerer Unabhängigkeit zu halten verstanden; dort gab es blühende Höfe und reiche oder doch wohlhabende Bauern. Im allgemeinen aber lagerte überall ein furchtbarer materieller und moralischer Druck auf ihnen, wie zur Genüge aus der Schilderung des Bauernlebens in Sebastian Münsters „Kosmographie" (1545 erschienen) erhellt. „Der vierte Stand," heißt es dort nach der Beschreibung der Verhältnisse des Adels, des Klerus und des Bürgertums im

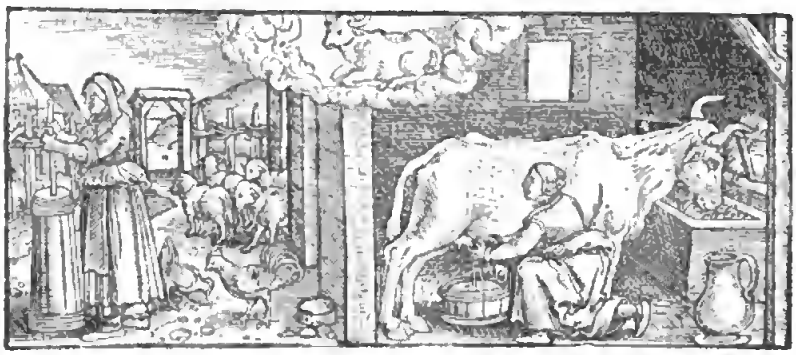
Marktbauer.
Nach H. S. Beham.

Marktbäuerin.
Nach H. S. Beham.

deutschen Land, „ist der Menschen, die auf dem Felde sitzen und in Dörffern, Höffen und Wylerlin (Weilern), und werden genannt Bawern, darumb das sie das Feld bawen und das zu der Frucht bereitent. Diese fürn gar ein schlecht und niederträchtig Leben. Es ist ein jeder von dem andern abgeschieden und lebt für sich selbst mit seinem Gesind und Viech. Ihre Häuser sind schlechte Häuser von Kot und Holz gemacht, uff daz Ertrich (Erdreich) gesetzt und mit Strow gedeckt. Ihre Speiß ist schwarz ruken (Roggen) Brot, Haberbrey oder gekocht Erbsen und Linsen. Wasser und Molken ist fast ihr Trank. Ein Zwilchgippe, zwen Buntschuch und ein Filzhut ist ihre Kleidung. Diese

Leut haben nimmer Ruh. Früw und spat hangen sie der Arbeit an. Sie tragen in die nächste Stett zu verkaufen, was sie Nutzung überkommen auf dem Feld und von dem Viech, und kaufen ihn (sich) dagegen was sie bedörffen. Denn sie haben keine oder gar wenig Handwerkslewt bey ihnen sitzen. Ihren Herren müssen sie offt durch das Jahr dienen, das Feld bawen, säen, die Frucht abschneiden und in die Schewer füren, Holz hawen und Gräben machen. Do ist nichts das das arme Volk nitt thun muß und on Verlust nitt aufschieben darf."

Ergänzt wird diese Schilderung durch folgende Aus-



Monatsbild aus einem alten Kalender.

sage eines gleichzeitigen Schriftstellers: „Dieß mühselig Volk der Bauern, kohler, hirten ist ein seer arbeitsam volk, das jedermans Fußhader ist und mit fronen, scharwerken, zinnsen, gülten (Grundzins), steuern, zöllen hart beschwert und überladen."

Sehen wir uns nun einmal die Behausungen der deutschen Bauern und das Leben darin in der „guten alten Zeit" etwas näher an. Als die ursprüngliche Grundform eines Bauernheims ist ein eingezäunter Hof zu betrachten, der die Wohn- und Wirtschaftsräume aufnahm. Vor der Zeit Karls des Großen, der auch auf landwirtschaftlichem Gebiete bahnbrechend vorging, waren die Behausungen der

Bauern noch sehr elend, doch erhielten sich die Hütten der Aermeren bis zum 16. Jahrhundert in dieser jämmerlichen Gestalt. Die Wände bestanden aus roh zusammengefügten Baumstämmen, deren Fugen man mit Lehm ausfüllte, das Dach bestand aus Stroh. Fenster gab es nicht, um die Winterkälte besser abzuhalten, und der Inneuraum

Bauerntanz.

nahm neben den Menschen auch noch das Vieh auf. Eine menschenwürdigere Gestalt erhielten die Bauernhäuser erst, seit sich der Landbau im 10. Jahrhundert mehr zu entwickeln begann. Zu dem umfangreichen Wohnraum für die Familie kamen nunmehr Nebengelasse, die man teils als Schlafräume, teils als Vorratskammern benutzte. An das Wohngebäude schlossen sich Stallungen, Getreidekammern und andere Wirtschaftsräume.

Die oben erwähnte einfachste Form des Bauernhauses bildet noch gegenwärtig den Grundtypus des westfälischen oder altsächsischen Bauernhauses, welches die für Menschen, Vieh und Vorräte bestimmten Räume sämtlich unter ein und demselben Dache enthält. Sie liegen alle um einen Mittelraum herum, die Diele (Tenne); meist die Wohnräume an der einen Schmalseite, die Stallungen auf beiden Langseiten, so daß die zwischen ihnen gelegene Diele eine T-förmige Gestalt bekommt und mit drei Eingängen (zwei an den beiden Langseiten und einer an der anderen Schmalseite) versehen werden kann.

Als entgegengesetzter Typus bildete sich nun in einem milderen Klima der thüringische und fränkische Bauernhof aus: ein viereckiger Hofraum, von einem Zaun und von Gebäuden umschlossen, letztere gesondert und den verschiedenartigen Wirtschaftszwecken entsprechend angelegt. Uebergangstypen mit gemeinsamem Dach über sämtlichen Räumen, aber doch mit von Stallungen und Scheune im Inneren gesonderten Wohnräumen bilden das wendische und das mitteldeutsche Bauernhaus, das bayerische Alpenhaus, sowie das schwäbische und schweizerische Bauernhaus.

Offenbar nach der Wirklichkeit gezeichnet ist die Ansicht eines Bauernhofes von dem Augsburger Maler, Kupferstecher und Formschneider Hans Burgkmair in der 1539 erschienenen deutschen Uebersetzung von Francesco Petrarcas „Glücksbuch". Das dem Beschauer zunächst gelegene, von einem Baume überschattete Gebäude ist der Stall mit zwei Katzen auf dem Dache; weiter zurück wird das einfache Wohnhaus sichtbar. Auf dem Misthaufen scharren die Hühner, dabei zwei kämpfende Hähne, weiterhin sieht man Ziegen mit dem Hirten, der einigen, die sich abseits verlieren wollen, nachsetzt. Dahinter wird das Getreide im Freien ausgedroschen, da das Gehöft keine Scheuer besitzt. Weiber prügeln sich, und als Gegenstück dazu züchtigt eine

Der Bauern Kartenſpiel.

Bäuerin ihr Kind, und ein Alter, der vor dem Stalle sitzt, um sich auszuruhen, wird von Bienen angefallen.

Es darf uns nicht befremden, Waffen in den Händen von Bauern zu sehen. In Kriegszeiten bedurften die schutzlosen Dorfinsassen ihrer oft genug, um sich damit der zucht- und schonungslosen Soldateska zu erwehren, die sonst nach Herzenslust plünderte, brandschatzte und alle Bewohner auf das grausamste mißhandelte. In der Not griff der Bauer dann auch zu Heugabeln, Knütteln, Dreschflegeln und ähnlichen Verteidigungsmitteln. Es war freilich das Waffentragen den Bauern verboten, damit bei den unter ihnen nicht allzu seltenen Raufereien kein Unglück geschähe, aber derartige Verbote reizten natürlich erst recht zur Uebertretung. Ein Schwert zu besitzen wurde das höchste Ziel des Ehrgeizes, und um es mit Fug und Recht an der Seite tragen zu dürfen, entwich gar mancher junge Bauernbursch aus der elterlichen Behausung und verdingte sich einem Burgherrn als reisiger Knecht.

Die Tracht der Landbewohner war überaus schlicht und ärmlich und wurde schon seit Karls des Großen Zeit durch gesetzliche Verordnungen vorgeschrieben und geregelt. Allein auch auf diesem Gebiete kamen Uebertretungen häufig genug vor. Zumal die Söhne der besseren Bauern spielten gern die Stutzer, indem sie kostbarere Stoffe als die gestatteten wählten und ihre Kleider mit allerlei Aufputz versahen, den die Ritter oder die Stadtherren trugen.

Nach der Stadt kam der Bauer, der nicht etwa allzu entlegen wohnte, ja oft genug, denn dorthin brachte er die Erträgnisse seiner Wirtschaft, um sie zu Gelde zu machen und damit seine Zinsen und Abgaben zu bezahlen. Für seinen eigenen Gebrauch verblieb ihm nur das Allerwenigste von dem, was er erntete; Korn und Gemüse, Kälber, Schweine und Geflügel brachte er zu Markte, desgleichen die ihn begleitende Bäuerin die Erzeugnisse ihrer

Milchwirtschaft und Eier, um für deren Erlös das fürs Haus Notwendige zu erstehen.

Die zeitgenössischen Künstler haben uns zahlreiche Abbildungen der zu Markte kommenden Landleute überliefert, so daß wir uns eine durchaus zutreffende Vorstellung von ihnen zu machen vermögen. So haben wir zum Beispiel von dem trefflichen Nürnberger Maler und Kupferstecher Hans Sebald Behaim oder Behaim (1500 bis 1550), einem Schüler seines Bruders Barthel, zwei zusammengehörige kleine Kupferstiche, welche ein Marktbauernpaar mit ungemeiner Lebenswahrheit darstellen; auf dem einen sehen wir den Bauer neben seinen Feldfrüchten stehen, auf dem anderen sein Weib mit Zwiebeln, Butterfaß und einem Korb voll Eier. Der Künstler übermittelt uns aber auch das Gespräch der beiden, indem er den Mann sagen läßt: „Deten (thäten) wir verkaufen," worauf die Frau erwidert: „Zum Wein wollten wir laufen." Es wird ja wohl häufig genug vorgekommen sein, daß die zur Stadt gekommenen Bauern einen Teil des auf dem Markte erlösten Geldes im Wirtshause wieder draufgehen ließen oder es gar ganz verzechten oder verschlemmten.

Bauerntanz. Nach Jost Amman.

Ueberhaupt war der Bauer immer geneigt, wenn die

Zeiten nicht gerade allzu ſchlecht waren oder etwa die Kriegsfurie durch die Lande wütete, ſich nach gethaner Arbeit auch ordentlich zu vergnügen und auf die ſauren Wochen auch frohe Feſte folgen zu laſſen. Zumal die Jugend ließ ſich ihre hergebrachten Vergnügungen nicht wehren, die wir uns natürlich nicht allzu zart und idylliſch vorſtellen dürfen. Selbſt auf den Burgen und in den Städten ging es dazumal nach unſeren Begriffen ſchon genügend rauh, derb und naturwüchſig zu, um wie viel mehr auf dem Lande, wo man von der höfiſchen Kultur noch in keiner Weiſe beleckt war. Trotzdem aber entbehren die Bilder ländlicher Luſtbarkeiten, wie ſie uns durch das Schrifttum und die bildende Kunſt überliefert worden ſind, doch nicht eines gewiſſen Reizes.

Ein anheimelndes Bild iſt es beiſpielsweiſe, wenn wir an Sonntagnachmittagen ſich die Jugend unter der Dorflinde zu Spiel und Geſang vereinigen ſehen und nun auch die Alten dort erſcheinen, um dem jungen Volk zuzuſehen. „Alles freut ſich des Frühlings," läßt der Minneſänger Nithart, der mit Vorliebe die Sitten und Vergnügungen der „Dörper" (Dorfbewohner) ſchildert, den Anfruf zur gemeinſamen Freude ergehen, „laßt auch uns zur Linde und zum Tanze eilen!" Nicht lange dauert es, dann iſt auch ſchon ein Fiedler, Flötenbläſer oder ein Dudelſackbläſer zur Stelle, daß der Tanz beginnen kann. Die Jugend ordnet ſich zu einem großen, gemeinſchaftlichen Reigen, Tänzer und Zuſchauer ſtimmen im Chor den Geſang an, nach deſſen Rhythmus ſich die Tanzenden bewegen. Es fanden aber, zumal in ſpäterer Zeit, auch Tänze ſtatt, die paarweiſe ausgeführt wurden, wie zum Beiſpiel der Hoppeldei oder Hopelrei, und allerlei Rundtänze. Von Zeit zu Zeit wurden Verordnungen erlaſſen, die das Verhalten der Tanzenden regelten, damit alles hübſch ordentlich und geſittet zugehe.

Ein anderes Vergnügen war das Kartenspiel, das im 14. Jahrhundert von Italien aus sich auch in Deutschland verbreitete. Solange die Spielkarten mühsam gezeichnet werden mußten, waren sie noch sehr teuer und ihr Gebrauch selten; als man sie aber mittels des Holzschnittes zu vervielfältigen verstand, ging ihr Preis wesentlich herunter, und bald konnte man auch die Bauern in ihren Mußestunden zusammensitzen und „karteln" sehen. Obrigkeitlicherseits sah man sich veranlaßt, Verbote dagegen zu erlassen, allein gerade dadurch bekam das Spiel noch be-

Monatsbild aus einem alten Kalender.

sonderen Reiz und wurde im geheimen um so eifriger betrieben. Oft genug kam es beim Karten- oder Würfelspiel zu Streitigkeiten, die nicht selten in blutige Händel ausarteten, an denen es übrigens auch bei den Tanzvergnügungen und sonstigen Lustbarkeiten, zumal bei der Kirchweih, nicht fehlte.

Die Kirchweih, Kirmes oder Kirmse, bildete seit alters her den Gipfelpunkt der ländlichen Vergnügungen; der Name „Kirchmesse" stammt von der Gepflogenheit her, zum Andenken der Stiftung und Einweihung einer Kirche alljährlich eine besondere Messe (Kirchmesse) zu halten. Diese Feste kommen schon im 9. Jahrhundert vor und sind im Laufe der Zeit zu bloßen Volksfesten geworden, bei denen Belustigung der Hauptzweck ist; in erster Linie stehen

Schmaus und Tanz. Man suchte deswegen wohl das eigentliche Kirchweihfest von der weltlichen Kirmes zu trennen, indem man die letztere in die Winterszeit, in der der Bauer auch mehr Muße hat, verlegte, oder die Kirmes mit dem Erntefest verband. Alles das nutzte aber nicht viel, und es gab sogar ländliche Gemeinden, die jährlich vier bis neun Kirmessen feierten. Im Herzogtum Berg wurde deswegen 1525 verordnet: „Jede Gemeinde hat sich jährlich mit einer einzigen Kirmes zu begnügen, deren Feier nicht über zwei Tage währen soll." Im Jahre 1554 wurde diese Verordnung erneuert und die Bestimmung hinzugefügt, daß niemand sich an der Kirchweih in einer fremden Pfarrei beteiligen dürfe, wenn er nicht dort als naher Blutsverwandter etwa zu Gaste geladen sei. Fremde, die gegen dies Gebot handelten, wurden vom Fronboten aufgegriffen und mit Geld oder Prügeln gestraft. Jahrhundertelang blieb die Kirchweihfeier mit allen ihren Bräuchen ganz unverändert bestehen, wie ja der Bauer von jeher ungemein konservativ gewesen ist.

Hans Sachs beschreibt uns eine Bauernkirchweih in Megeldorf, der er 1528 beiwohnte, mit allen Einzelheiten, woraus wir ersehen können, daß eine solche Kirmes genau dasselbe Bild im 16. wie im 14. Jahrhundert bot. Bezüglich der Tänze können wir das Gleiche gewahren, wenn wir zum Beispiel den Holzschnitt vom Ende des 16. Jahrhunderts, auf dem uns Jost Amman einen Bauerntanz vorführt, mit früheren derartigen Darstellungen vergleichen. Zum Schluß kam es auch bei Kirchweihtanz nicht selten zu Zank und Streit, meist wegen irgend einer dörflichen Schönen, und eine großartige „Holzerei" bildete dann das Finale.

So war in seinen Hauptzügen das Leben des deutschen Bauernstandes ehemals in Freud und Leid beschaffen, aber die Freude war nicht allzu reich darin vertreten, und

das Daſein der Landleute in alter Zeit kann — wenn man von einzelnen in dieſer Hinſicht bevorzugten Gebieten abſieht — kaum ein menſchenwürdiges genannt werden. Den im großen Bauernkrieg gemachten und kläglich geſcheiterten Verſuchen, ſich auf gewaltſamem Wege eine beſſere ſoziale Stellung zu erringen, folgte eine um ſo tiefere Niedergeſchlagenheit und Ernüchterung, und der unheilvolle Dreißigjährige Krieg machte dann vollends allem Wohlſtande auf dem platten Lande ein Ende. Eine entſcheidende Wendung begann erſt um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, als in der Wiſſenſchaft wie im Staats- und Volksleben beſſere politiſche und volkswirtſchaftliche Grundſätze zur Anerkennung gelangten.

Die französischen Kronprätendenten.

Biographische Skizze von **Ernst Montanus.**

Mit 5 Porträts.

(Nachdruck verboten.)

Je verworrener und unhaltbarer die Zustände in Frankreich werden, um so mehr greift dort die Sehnsucht nach einem „starken Retter“ um sich. Damit steigert sich die Wahrscheinlichkeit, daß in vielleicht nicht mehr allzu ferner Zeit durch einen überraschenden Staatsstreich bei unseren Nachbarn eine neue Ordnung der Dinge geschaffen wird. Bereits im Oktober 1898 war man auf eine solche Ueberraschung gefaßt, als sich die Kunde von einer Verschwörung verbreitete, die angezettelt worden sein sollte, um einen der beiden Prinzen Bonaparte auf den Thron Frankreichs zu setzen. Es wurde kürzlich gemeldet, eine große Londoner Versicherungsgesellschaft nähme schon Anmeldungen von Versicherungen gegen die Unfälle bei der nächsten Revolution in Frankreich entgegen, und es läßt sich ja auch nicht verkennen, daß die Aussichten für die Prätendenten um so günstiger werden, je mehr die Republik auf der schiefen Ebene abwärts gleitet, auf die sie geraten ist.

Vielleicht wäre es in Frankreich auch ſchon längſt zu einer abermaligen Staatsumwälzung gekommen, wenn nur

Philipp, Herzog von Orleans.

ein einziger Prätendent in Frage ſtände. Statt deſſen ſind aber nicht weniger als vier Prinzen vorhanden, die Anſprüche auf den Thron erheben können, und eben das hat bisher die beſte Sicherung der dritten Republik gebildet.

Wir führen unseren Lesern die Bildnisse dieser französischen Kronprätendenten vor. Nur zwei darunter können eigentlich von Rechts wegen begründete Ansprüche erheben: der Herzog von Orleans und der Prinz Viktor Napoleon sind die beiden „offiziellen" Bewerber. Allein die beiden großen Heerlager der Orleanisten und Bonapartisten sind wiederum in sich gespalten, indem die jüngeren Elemente darunter, die man als die „demokratischen" Bonapartisten und die „modernen" Orleanisten bezeichnen kann, vielmehr die Thronerhebung des Prinzen Heinrich von Orleans und des Prinzen Ludwig Napoleon Bonaparte betreiben.

Unter diesen Prätendenten ist der Herzog von Orleans der einzige, der bereits vermählt ist. Ludwig Philipp, Herzog von Orleans, den seine Anhänger König Philipp VIII. nennen, ist eine echte „Exilpflanze" von der Art, wie sie Alphonse Daudet in seinem bekannten Roman „Könige im Exil" so treffend geschildert hat. Am 6. Februar 1869 zu Twickenham in England als ältester Sohn des Grafen von Paris und der Prinzessin Isabella von Orleans, Tochter des Herzogs von Montpensier, geboren, hat dieser Urenkel des „Bürgerkönigs" Ludwig Philipp schon als Knabe seinen Eltern und deren Freunden viele Sorgen durch seine Unbändigkeit bereitet. Seine Gymnasialbildung empfing er in dem Collège Stanislas, der bevorzugten Heimstätte der aristokratischen Jugend in Paris. Sein militärischer Gouverneur war der Oberst v. Parseval. Der Prinz sollte gerade in die Offizierschule von Saint-Cyr eintreten, als im Jahre 1886 das Gesetz erlassen wurde, das die Häupter der ehemaligen Regentenfamilien und deren erstgeborene Söhne aus Frankreich verwies. Er unternahm dann mit dem Obersten v. Parseval, dem Forschungsreisenden Bonvalot und dem Marquis de Morès eine Fahrt nach Indien, wo er sich mit Vorliebe der Tigerjagd widmete. Diese Reise hat er nach der Heim-

kehr in einem lebendig und frisch geschriebenen Buche geschildert.

In England wartete Herzog Ludwig Philipp seine Großjährigkeit ab, um dann mit einem kecken Streiche in die Oeffentlichkeit zu treten, der patriotisch demonstrativ sein sollte, aber doch einen etwas kindischen Beigeschmack hatte. Er kam insgeheim über den Kanal und stellte sich am 7. Februar 1890 der Aushebungsbehörde in Paris, auch für sich den „Suppennapf des Soldaten" (la gamelle) begehrend. Wegen Uebertretung des Verbannungsgesetzes wurde „Prinz Gamelle", wie man ihn spöttisch nannte, verurteilt und mußte fünf Monate — übrigens unter sehr angenehmen Verhältnissen — im Landesgefängnis zu Clairvaux absitzen, worauf die Begnadigung erfolgte, und er über die Schweizer Grenze komplimentiert wurde.

Prinz Heinrich von Orleans.

Von Basel aus erließ er alsdann folgenden Aufruf: „An die Rekruten meiner Altersklasse! Meine lieben Kameraden! Ich hatte verlangt, meine drei Jahre als Soldat abzudienen. Als Antwort verurteilte man mich zu

zwei Jahren Gefängnis. Ich beklagte mich nicht darüber. Bevor die Strafzeit zu Ende war, brachte man mich an die Grenze. Die Begnadigung giebt mich den Schmerzen der Verbannung zurück; ich wechsle nur die Gefangenschaft. Mein Entschluß bleibt unverändert; nichts wird mich dazu bringen, auf meine leidenschaftliche Hoffnung, dem Vaterlande zu dienen, Verzicht zu leisten. Bewahrt mir den Platz in eurer Mitte im Glied neben der Fahne, den ich im Traum erhoffte; ich werde kommen, ihn einzunehmen. Der Eure mit Gott und Frankreich. Philipp, Herzog von Orleans."

Zunächst freilich machte „Prinz Gamelle" nur durch das Bestreben von sich reden, als Lebemann in die Fußstapfen seines gleichnamigen Ahnen, des Regenten, zu treten. Die Orleans heiraten gern unter sich, damit das auf über vierhundert Millionen Franken geschätzte Gesamtvermögen der Familie zusammenbleibt, und so war auch Herzog Philipp mit seiner Base Margarete, der zweiten Tochter des Herzogs von Chartres, verlobt gewesen. Sie hatte ihn auch im Gefängnis mehrfach besucht, was den orleanistischen Zeitungen Anlaß zu überschwenglichen Schilderungen der Liebe des Gefangenen bot. Bald nachher aber ging die Verlobung plötzlich zurück, und der Graf von Paris nahm seinen Sohn auf eine große Reise nach Amerika mit, wo ihnen im französischen Teile Kanadas vielfach königliche Ehren erwiesen wurden.

Am 8. September 1894 verschied in Stowe-House (Buckinghamshire) der Graf von Paris, der ohne Ehrgeiz und Thatkraft gewesen und als sparsamer Haushalter gar nicht geneigt gewesen war, für abenteuerliche politische Projekte viel Geld auszugeben. Sein Sohn trat nunmehr die Erbschaft der orleanistischen Kronprätendentur als Philipp VIII. an und verkündete dies alsbald in einem Manifeste „an sein Volk". Seine Parteigänger versicherten,

Digitized by Google

daß von ihm, der das feurige Temperament ſeiner Mutter geerbt habe, große Dinge zu erwarten ſeien, doch hat die Welt bisher nichts davon erfahren. Er hat allerdings mit großer Lebhaftigkeit nach dem Hinſcheiden ſeines Vaters

Strelisky in Budapeſt phot.

Erzherzogin Maria Dorothea,
Gemahlin des Herzogs Philipp von Orleans.

die perſönliche Leitung der monarchiſtiſchen Politik und Propaganda in die Hand genommen, Reden gehalten, Manifeſte erlaſſen und ſeine Stellung an den europäiſchen Höfen durch ſeine Vermählung mit einer öſterreichiſchen Erzherzogin zu feſtigen geſucht — das iſt alles geweſen.

Am 5. November 1896 fand zu Wien die Vermählung des Herzogs mit der Erzherzogin Maria Dorothea statt, einer Enkelin des Erzherzogs Joseph, Palatins von Ungarn, und der ältesten am 14. Juni 1867 geborenen Tochter des Erzherzogs Joseph, Oberkommandanten der ungarischen Landwehr, aus seiner Ehe mit Klothilde, Prinzessin von Sachsen-Koburg-Gotha. Diese Eheschließung gab den Anlaß zu verschiedenen royalistischen Kundgebungen. Das junge Paar lebt auf durchaus königlichem Fuße auf den englischen Besitzungen des Herzogs, den dort ein Hofstaat umgiebt, in dem die ältesten Familien des französischen Adels vertreten sind. Doch hat der Herzog manche treue Anhänger seines Vaters verletzt und einen großen Teil der Partei sich abwendig gemacht, seit er durchblicken ließ, daß er ein absolutes Königtum in Frankreich einzuführen gewillt sei. Jene Elemente halten das für ein Ding der Unmöglichkeit, unter Hinweis darauf, daß eben daran 1873 bereits die Rückkehr des Grafen Chambord, des letzten Sprößlings der älteren bourbonischen Linie, gescheitert sei. Sie erachten den Herzog Philipp noch weniger für fähig, die entgegenstehenden Schwierigkeiten zu beseitigen, und haben deswegen ihr Augenmerk auf den Vetter des Prätendenten, Prinzen Heinrich, geworfen.

Prinz Heinrich von Orleans, der älteste Sohn des Herzogs Robert von Chartres und seiner Gemahlin Franziska, Tochter des Prinzen von Joinville, ist am 16. Oktober 1867 zu Ham bei Richmond geboren. Er ist ebenso wohlbekannt wie sein Vetter in der Pariser „monde qui s'amuse", wo er solche Unsummen vergeudete, daß sein Vater sich genötigt sah, den jungen Verschwender gerichtlich unter Kuratel stellen zu lassen. Durch seine tollen Streiche hatte Jung-Heinrich die Gunst seiner ganzen Familie verscherzt; auch der Herzog von Aumale mochte den leichtsinnigen Neffen nicht leiden und hinterließ ihm

keinen Sou, obwohl er wußte, daß gerade er von allen Mitgliedern des Hauſes eine Erbſchaft am nötigſten hatte. Nun entſchloß ſich der Prinz, Forſchungsreiſender zu werden, und zog als Berichterſtatter des New Yorker „Herald“

Prinz Viktor Napoleon.

und des Pariſer „Figaro“ in die Ferne. Seine erſte im Jahre 1889 angetretene Forſchungsreiſe, auf der ihn Bonvalot begleitete, ging von Sibirien über die tibetaniſche Bergkette nach Tonkin. Drei Jahre ſpäter beſuchte er Mittelafrika und erforſchte insbeſondere das Land weſtwärts von Harrar; im Jahre 1895 reiſte er vom Chineſiſchen Meer zum Bengaliſchen Golf, indem er das Gebiet

im Norden der indo-chinesischen Halbinsel durchquerte. Nach seiner Heimkehr verlieh ihm die französische geographische Gesellschaft ihre große goldene Medaille, und die Regierung der Republik schätzte es sich zur Ehre, als er das ihm dargebotene Kreuz der Ehrenlegion nicht verschmähte, sondern mit großmütiger Herablassung annahm. Er hielt sehr hübsche Vorträge und schrieb interessante Berichte über seine Erlebnisse und Forschungen, leider wurde ihm nachher aber im „Gil Blas" nachgewiesen, daß er mehrere der von ihm eingehend geschilderten Länder gar nicht selbst besucht, sondern seine Berichte ganz einfach aus den Beschreibungen wirklicher Forschungsreisender zusammengetragen habe.

Nun ging Prinz Heinrich als Korrespondent des „Figaro" nach Abessinien zum König Menelik, dessen Land er angeblich dem französischen Handel erschließen wollte. Gleichzeitig reiste sein früherer Reisegefährte Bonvalot im amtlichen Auftrage dorthin; die beiden Expeditionen gerieten in Streit, wobei Bonvalot dem Prinzen, der ihm Konkurrenz machen wollte, sehr harte Dinge sagte, die dieser ruhig einsteckte. Dafür entschädigte sich Prinz Heinrich, indem er allerlei ehrenrührige Dinge über die in abessinischer Gefangenschaft weilenden italienischen Offiziere und Soldaten nach Paris berichtete, wo damals gerade eine sehr gereizte Stimmung gegen Italien herrschte. Die Angaben des Prinzen wurden von einem Franzosen selber, der ständig in Abessinien wohnt, widerlegt. Außerdem schickten ihm General Albertone, als ältester und rangshöchster der gefangenen Offiziere, und Leutnant Pini, als durch das Los bestimmter Vertreter der aus der Gefangenschaft Heimgekehrten, eine Herausforderung. Der Graf von Turin, zweiter Sohn des verstorbenen Herzogs von Aosta, nahm jedoch für sich das Recht in Anspruch, seine verleumdeten Landsleute rächen zu dürfen. Das Säbel-

duell zwiſchen ihm und dem Prinzen fand am 15. Auguſt 1897 im Bois des Marchaux bei Vaucreſſon ſtatt und wurde in fünf Gängen ausgefochten. Prinz Heinrich erhielt zwei erhebliche Wunden an der rechten Schulter und an der rechten Seite, während der Graf von Turin bloß an der rechten Hand verletzt wurde.

Dadurch war nun der Prinz, der zu Paris in der Rue Jean-Goujon eine Beſitzung hat, auf einige Zeit der Löwe des Tages, und um ſo mehr drang der oben bezeichnete Teil der Monarchiſten darauf, ihn an Stelle ſeines Vetters als Kronprätendenten aufzuſtellen. Offiziell hat Prinz Heinrich allerdings erklärt, daß er gar nicht daran denke, mit ſeinem geliebten Vetter in Wettbewerb zu treten, doch ſcheinen ihn die Umſtände mehr und mehr zum Antritt einer Parteiführerſchaft zu drängen. Wiederholt hat ja auch ſchon im Hauſe Orleans die jüngere Linie der älteren in Feindſchaft gegenüber geſtanden; Philipp-Egalité ſtimmte unter der Revolution für die Hinrichtung ſeines Vetters Ludwigs XVI., und Ludwig Philipp ſetzte ſich 1830 ohne Bedenken auf den Thron des Vetters Karl X., den er bis in die Verbannung unbarmherzig verfolgen ließ. Prinz Heinrich würde alſo einfach einer Familientradition folgen, wenn er dem Vetter Philipp VIII. einen Streich ſpielte.

Bevor wir uns jetzt von den „königlichen" Prätendenten zu den „kaiſerlichen" wenden, müſſen der Vollſtändigkeit halber noch einige Perſönlichkeiten kurz erwähnt werden, die zu den erſteren zählen, aber kaum ernſthaft genommen zu werden verdienen. Seit dem Tode des Grafen Chambord hatte der Graf von Paris als Oberhaupt des Hauſes Frankreich das alte Bourbonenwappen: drei goldene Lilien im blauen Felde, angenommen. Dagegen legte indes Don Carlos*) (Karl VII.) öffentlich Verwahrung ein, der ſich

*) Siehe Band I, Seite 215.

am liebsten als König von Spanien und Frankreich zugleich aufspielen möchte. Auch die französischen Legitimisten vom reinsten Wasser, die sogenannten „Blancs d'Espagne", deren Zahl jedoch eine verschwindend kleine ist, halten an der weißen Fahne der älteren Linie und damit an Don Carlos fest. Außerdem hat sich der Prinz Franz Maria von Bourbon durch eine am 1. September 1894 erschienene Kundmachung zum legitimen Erben der Krone Frankreichs erklärt und den Titel eines Herzogs von Anjou angenommen. Der Prinz ist in Madrid am 20. August 1861 geboren als Sohn des Infanten Sebastian von Bourbon und Braganza und der Infantin Christine von Bourbon. Durch die Annahme des Titels Herzog von Anjou hat er offenbar andeuten wollen, daß er die Ansprüche seines Ahnen Philipp, Herzogs von Anjou, vor dessen Verzichtleistung auf den Thron von Frankreich im Jahre 1712 wieder aufnehme. Endlich sind noch die Nachkommen des seiner Zeit vielgenannten Uhrmachers Naundorff (gest. 10. August 1845 zu Delft in Holland) anzuführen, die für sich unmittelbare Abstammung von Ludwig XVI. beanspruchen. —

Das jetzige Familienoberhaupt des Hauses Bonaparte ist der Prinz Viktor Napoleon, geboren zu Paris am 18. Juli 1862 als ältester Sohn des Prinzen Napoleon, genannt Plon-Plon, und der Prinzessin Klothilde, Schwester des Königs Humbert von Italien; er ist also ein Enkel Jeromes, des ehemaligen Königs von Westfalen. Als der kaiserliche Prinz im Zululande gefallen war, weigerte sich ein Teil der bonapartistischen Partei, Plon-Plon zu huldigen, und erklärte den Prinzen Viktor für den berechtigten Thronerben, den auch der kaiserliche Prinz selbst in seinem Testamente zu seinem Nachfolger eingesetzt hatte.

Prinz Viktor lebt als flotter Junggeselle zu Brüssel in der Avenue Louise oder auf seinem Schlosse in Pran-

Prinz Ludwig Napoleon Bonaparte.

gins am Genfer See. Er verzehrt in aller Behaglichkeit eine Jahresrente von etwa 50,000 Franken, die ihm die Kaiserin Eugenie und die Prinzessin Mathilde, Witwe des Fürsten Anatole Demidow, gemeinsam auszahlen. Die Bonapartisten in Frankreich waren mit dem unthätigen Genußleben des Prätendenten durchaus nicht einverstanden, und es galt als ziemlich ausgemacht, daß ihn die Partei deswegen fallen gelassen habe. Es wurde bereits gemeldet, daß Prinz Viktor mit seinem jüngeren Bruder bei seiner Mutter auf Schloß Moncalieri bei Turin geweilt und bei dieser Gelegenheit dem letzteren seine Ansprüche abgetreten habe. Allerdings bestritt der Baron Legoux, der in Paris an der Spitze des auf ein Plebiscit hinarbeitenden Bonpartistenklubs steht, diese Angabe. Sie wurde aber trotzdem von der Partei geglaubt, und ihr Organ „Petit Caporal" wollte schon von Verhandlungen des jüngeren Prinzen Ludwig mit französischen Generalen wissen.

Anfangs 1899 aber, als man von einem bevorstehenden Staatsstreiche munkelte, schickten die achtundzwanzig Bonapartistenvereine des Seinedepartements eine aus ihren kurz vorher neugewählten Präsidenten bestehende Vertretung nach Brüssel, um den Prinzen Viktor ihrer Ergebenheit zu versichern, der bei dieser Gelegenheit eine vollständige Thronrede hielt. Eines der Mitglieder dieser Abordnung berichtete nach seiner Rückkehr unter anderem etwa folgendes: „Der Prinz ist hochgewachsen und macht den Eindruck der Thatkraft. Von der ihm zugedachten Rolle ist er ganz durchdrungen. Er ist entschlossen, zu handeln, und überzeugt, daß es jetzt unmöglich geworden, irgend etwas durch gesetzliche Mittel zu versuchen. Entschlossen zum Gewaltstreich, bereitet er sich darauf vor und macht seinen Plan, wobei er dem Zufall nur einen möglichst geringen Anteil überlassen will. Und wenn die vorhergesehenen Ereignisse eintreten, die näher sind, als man glaubt, so

wird er sich selber an die Spitze der Bewegung stellen und sich den Rückzug abschneiden, dessen zum mindesten sicher, des Namens Napoleon würdig gekämpft zu haben, falls der Erfolg ausbleiben sollte. Am Tage des Handelns wird Prinz Ludwig an seiner Seite stehen und seinen älteren Bruder mit seinem militärischen Talent unterstützen. Die beiden Brüder verbindet, entgegen den Gerüchten von Differenzen zwischen ihnen, eine herzliche und aufrichtige Zuneigung."

Trotzdem darf es aber als ausgemacht gelten, daß wenigstens ein Teil der bonapartistischen Partei den jüngeren Bruder, der es schon bis zum Obersten in der russischen Armee gebracht hat, als den „kommenden Mann" betrachtet. Prinz Ludwig Napoleon ist geboren am 16. Juli 1864 auf Schloß Meudon und trat zuerst in die italienische Armee ein, nahm aber seinen Abschied, als die Beziehungen zwischen Frankreich und Italien sich verschlechterten. Er fand alsdann Aufnahme in der russischen Armee, machte als Leutnant im Kaukasus eine gute Schule durch, lernte vortrefflich Russisch und erwarb sich durch seinen Eifer im Dienst viele Freunde. Er wurde zum Kommandeur der Nischnij-Nowgorod-Dragoner befördert; unmittelbar vor den franko-russischen Verbrüderungsfestlichkeiten in Paris aber berief ihn Kaiser Nikolaus II. nach St. Petersburg und ernannte ihn zum Obersten des Leibgarde-Ulanenregiments der Kaiserin.

Als Präsident Faure im August 1897 der Truppenschau in Kraßnoje-Selo beiwohnte, war er Zeuge, wie der Oberst Bonaparte dem Kaiserpaare das prächtige Regiment vorführte. Des Prinzen Brust schmückte bei jener Gelegenheit kein einziger Orden; das Offizierkreuz der Ehrenlegion, das Faure ihm, wie allen bei der Truppenschau beteiligten Regimentschefs, zugedacht hatte, lehnte er ab unter dem Hinweis, daß ihm Napoleon III. bei

seiner Geburt bereits den Großkordon jenes Ordens in die Wiege gelegt habe, was übrigens von anderer Seite bestritten worden ist. Der Prinz soll demnächst General werden und will sich dann einfach General Bonaparte nennen. Jedenfalls ist er der einzige wirkliche Soldat in dem Geschlecht der Bonaparte seit dem großen Napoleon. Er steht bei dem Zaren in hoher Gunst und erfreut sich auch der besonderen Vorliebe der Kaiserin Eugenie.

Es ist nicht anzunehmen, daß der Prinz seine Zukunftspläne vorzeitig an die große Glocke hängen wird; sollte er aber einmal das Schwert nicht für seinen Bruder ziehen, sondern sich selber auf den Thron Frankreichs setzen wollen, so dürfte es dem „General Bonaparte" nicht an Anhängern fehlen. Es wird sich schwer entscheiden lassen, ob sich einem der orleanistischen oder der bonapartistischen Kronprätendenten größere Aussichten auf Erfolg für den Versuch einer Staatsumwälzung bieten. Immerhin darf es bei dem jetzigen Stande der Dinge nicht mehr als unmöglich gelten, daß die Wende des Jahrhunderts in Frankreich nach der dritten Republik ein drittes Kaiserreich oder ein neues Königtum erblickt.

Das Haschischschmuggel-Museum in Alexandrien.

Sittenbild aus dem Lande der Pharaonen.

Von **E. Koller.**

Mit 9 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Unter den berauschenden Genußmitteln, deren sich die Menschen mit Vorliebe bedienen, spielt außer dem Alkohol und dem Opium der Haschisch eine in gesundheitlicher und volkswirtschaftlicher Beziehung verhängnisvolle Rolle. Dieses Gift, dessen Name vom arabischen hachich (getrocknetes Kraut) herkommt, wird aus dem an stark betäubenden Stoffen reichen indischen Hanf als Extrakt gewonnen und entweder zu einer Tinktur (hasiun) verdünnt oder durch Zusatz von wohlriechenden Gewürzen und Oelen zu einer Art Mus (dawamese) verarbeitet, das als Konfitüre genossen wird, während die getrockneten Blätter als Rauchmittel benutzt werden.

Der Genuß des Haschisch in irgend einer Form bewirkt anfänglich eine ganz angenehme Belebung, die sich nach und nach bis zur Aufregung steigert; man geht lebhaft auf und ab, streckt sich, macht heftige Bewegungen und fühlt einen starken Drang zur Bethätigung seiner Körperkräfte. Auch geistig wird man immer aufgeregter;

jede Kleinigkeit reizt zum Lachen; über ein ganz zufällig gesprochenes Wort bricht man in ein herzliches Gelächter aus. Die Gedanken folgen sich immer rascher in buntem, zusammenhangloſem Durcheinander, welchem die Sprache trotz ihrer zunehmenden Geläufigkeit nicht mehr zu folgen

Piano, in welchem Haschisch geschmuggelt wurde.
Nach einer Photographie.

vermag. Die von außen kommenden Eindrücke und die dadurch hervorgerufenen Ideen sind phantastisch übertrieben. Die Gemütsstimmung ist einem raschen Wechsel unterworfen und geht unvermittelt von einem Extrem in das andere, vom Lachen zum Weinen über.

Die Selbstbeherrschung, die Willenskraft verschwindet immer mehr. Die Begriffe von Zeit und Raum hören

auf: Sekunden werden zu Jahren, Minuten zu Jahrhunderten; ein Fluß erscheint breit wie ein Meeresarm, eine Treppe steigt empor bis zum Himmel oder führt hinunter

Rückansicht des Pianos mit den Vertiefungen, in welchen die Haifischsäcke verborgen waren.
Nach einer Photographie.

in den Mittelpunkt der Erde. Die ganze Umgebung bietet ein an seltsamen Sinnestäuschungen reiches Zerrbild: die anwesenden Personen nehmen alle denkbaren Gestalten an und schneiden wunderliche Gesichter; tote Gegenstände beleben sich und erwecken die tollsten Phantasien; ein Nadel-

ſtich ſcheint ein Degenſtoß, das Wackeln eines Möbels ein Erdbeben, ein leiſes Geräuſch das Toſen eines Waſſer-

Hohle Tischbeine, Cognacflasche, Korbflasche und Pferdekummet.
Nach einer Photographie.

falls, die Töne eines Klaviers himmliſche Muſik zu ſein. Allmählich fühlt man ſich in einen Zuſtand überirdiſchen Glücks verſetzt, welches jedoch, wie das irdiſche, leider ſehr vergänglich iſt, denn bald zeigen ſich die verderb-

lichen Folgen des Haſchiſchgenuſſes: Delirium, Raſerei, Erſchöpfung, bisweilen auch Geiſteszerrüttung und Wahnſinn.

Dieſe verſchiedenartigen Wirkungen waren im Orient ſchon frühzeitig bekannt und wurden ſogar zu religiös-

Packpapierballen, welche Haſchiſchbüchſen enthalten, und Tapetenrolle mit Geheimfach.
Nach einer Photographie.

politiſchen Zwecken ausgebeutet. So ſoll gegen das Ende des 11. Jahrhunderts der Gründer der mohammedaniſchen Sekte der Aſſaſſinen, Haſſan, der „Alte vom Berge", ſeine jugendlichen Anhänger durch den Genuß betäubender Haſchiſchgetränke zu ergebenen Werkzeugen ſeines Willens

gemacht haben. Die Jünglinge wurden dadurch entweder in einen Zustand innerer Behaglichkeit versetzt, so daß sie im Paradiese zu sein glaubten, oder so heftig aufgeregt, daß sie vor keiner auch noch so gefährlichen Unternehmung zurückschreckten. Diese Fanatiker wurden wegen ihres Haschischgenusses bisweilen Haschischin genannt, welcher Name von den Europäern ihrer zahllosen Greuelthaten wegen später in Assassini, auf italienisch Meuchelmörder, umgewandelt wurde.

Seit Jahrhunderten und auch heutzutage noch ist der Haschischgenuß im Orient sehr verbreitet, und zwar frönt man ihm mit Vorliebe in den hierzu besonders eingerichteten, mit seltsamen Wandmalereien versehenen Kaffeehäusern, wo die Haschischpfeife die Runde macht und unter eintöniger Gesang- und Musikbegleitung die Raucher in träumerische Glückseligkeit wiegt. Es ist leicht begreiflich, daß solche Genüsse verlockend auf die Masse des Volkes wirken, und daß sogar die in hohem Grade gesundheitsschädlichen Folgen dieses Lasters die demselben Verfallenen nicht mehr davon abzuhalten vermögen.

Schon wiederholt wurde versucht, dem Haschischgenuß durch gesetzliche Verbote zu steuern; so erließ zum Beispiel schon im 13. Jahrhundert der ägyptische Sultan Bebars ein diesbezügliches Verbot, und auch in unserer Zeit bestehen in Aegypten Gesetze, welche nicht nur den Genuß, sondern auch die Herstellung und die Einfuhr dieses verderblichen Giftes verbieten. Trotzdem wird dasselbe in beträchtlichen Mengen heimlich eingeführt, und zwar vorzugsweise durch griechische Schmuggler, die mit ihren leichten Segelschiffen an entlegenen Stellen landen, wo verwegene Beduinen auf sie warten und den beliebten und einträglichen Handelsartikel übernehmen, um ihn auf ihren Kamelen in das Innere des Landes zu befördern, falls es ihnen gelingt, den Späherblicken der Küstenwächter

zu entgehen, denen sie nicht selten hartnäckigen Widerstand leisten.

Auch auf weniger gefährliche Weise wird ziemlich viel

Schmuggelbuch, Seife, Olivenglas, Feldstuhl.
Nach einer Photographie.

Haschisch in Aegypten eingeschmuggelt, indem man ihn unter anderen zur Einfuhr bestimmten Waren und Gegenständen versteckt und so die Zollbeamten zu täuschen sucht. Letztere haben jedoch auf diesem Gebiete schon so viele

Erfahrungen gesammelt, daß sie auch die heimlichsten Verstecke ausfindig machen und dadurch den Schmuggel immer mehr erschweren. Aus den verschiedenartigen Gegenständen, in welchen auf dem Zollamt in Alexandrien verborgene Haschischsendungen entdeckt wurden, ist daselbst eine reichhaltige Sammlung angelegt worden, die dem Besucher einen interessanten Einblick in die von den Schmugglern angewandten Schliche gewährt und die man als ein Haschischschmuggel-Museum bezeichnen kann.

Beim Eintritt in dasselbe glauben wir uns in eine große Rumpelkammer versetzt, denn ringsum an den Wänden erblicken wir ein buntes Durcheinander von Haushaltungs- und sonstigen Gegenständen, die sich teilweise in einem sehr schadhaften Zustande befinden.

In der Mitte des Zimmers steht ein schönes Piano, dessen Klänge uns nicht ahnen lassen, daß es außer musikalischen auch noch anderen Zwecken zu dienen bestimmt war. Als es bei der Einfuhr zollamtlich untersucht wurde, entdeckte man mit Hilfe eines langen Bohrers, daß es im Innern Haschischpulver enthielt, und nach Entfernung der Rückwand zeigte es sich, daß alle Hohlräume, sogar der unter der Klaviatur, mit Haschischsäckchen ausgefüllt waren, worauf das Klavier samt Inhalt beschlagnahmt wurde.

Ein anderes Mal wurden etwa zwanzig Dutzend Tischbeine eingeführt, die alle ausgehöhlt waren und Haschisch enthielten; einige derselben sind dem Museum einverleibt worden, wo sie neben einer großen, gar nicht verdächtig aussehenden Korbflasche liegen. Dreht man letztere aber um, so erblickt man in ihrem Innern einen Blechcylinder. Die Flasche war, der Zollerklärung entsprechend, mit Oel gefüllt; bei der Untersuchung entdeckte jedoch der Beamte mit Hilfe seines Hebers das Vorhandensein des Cylinders, worauf die Flasche auf einer Seite eingeschlagen wurde, und ihr aus Haschisch bestehender Hauptinhalt zum

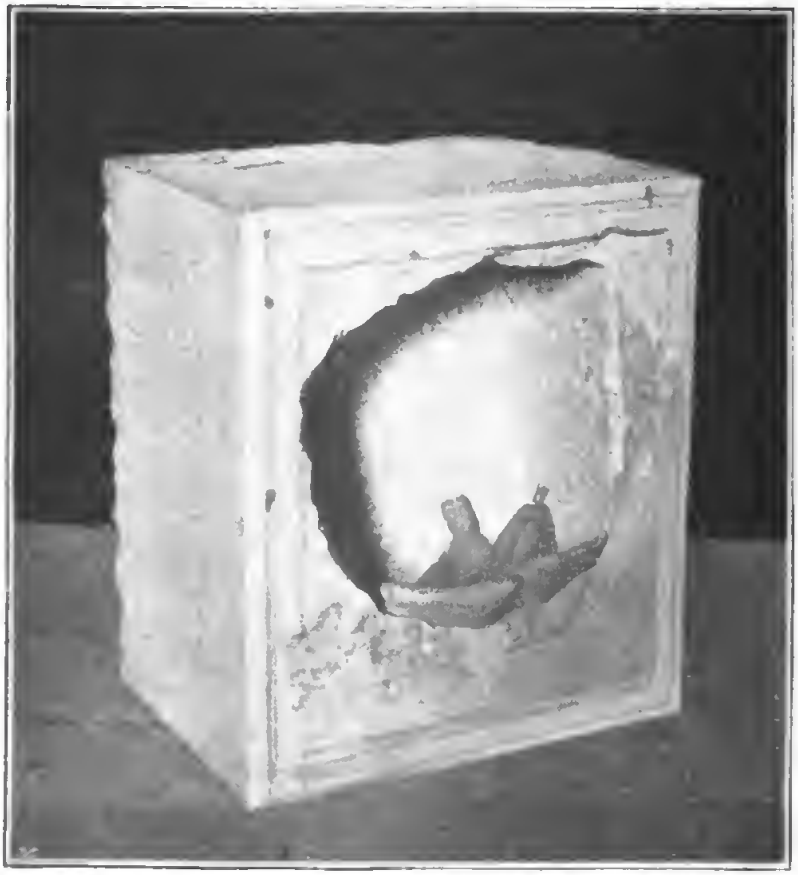
Vorſchein kam. Aehnlichen Zwecken diente die daneben ſtehende Cognakflaſche; dieſelbe war, vielleicht mit einem glühenden Draht, mitten entzwei geſchnitten und nach Ein-

Koffer mit doppeltem Boden, in welchen große Mengen Haſchiſch geſchmuggelt wurden.
Nach einer Photographie.

ſetzung einer mit Haſchiſch gefüllten Blechbüchſe wieder zuſammengekittet und mit einem großen, alles verdeckenden Etikett verſehen worden. Der Betrug wurde indeſſen

auf dem Zollamt entdeckt, was die Beſchlagnahme von etwa 150 ſolcher Flaſchen zur Folge hatte.

Mit Vorliebe werden auch ausgehöhlte und ſorgfältig wieder verſchloſſene Quaderſteine und Säulen, deren das



Schmuggel-Biskuitbüchſe.
Nach einer Photographie.

Muſeum auch welche enthält, zum Haſchiſchſchmuggel verwendet, ebenſo Packpapierballen und Tapetenrollen.

Sogar Seifenſtücke, die eine kleine Blechbüchſe umſchloſſen, und denen man äußerlich nichts anſehen konnte, mußten demſelben Zwecke dienen, ferner ausgehöhlte Bücher, Schemel, Feldſtühle, Pferdekummete, Laternenpfähle, Feuerherde und Schubkarren.

Wie viel Schlauheit und Mühe auf den Schmuggel verwendet wird, zeigen die in dem Glase enthaltenen

Eiskasten und Bild mit hohlem Rahmen.
Nach einer Photographie.

Oliven, welche teils echt, teils aus Wachstuch künstlich hergestellt und mit Haschisch angefüllt sind. Natürlich fehlen in dem Museum auch nicht die mit doppelten Böden

und Wänden versehenen Kisten, Koffer und Fässer, welch letztere behufs Erschwerung der zollamtlichen Untersuchung oft mit spitzigen Nägeln angefüllt werden.

Eine häufige Verwendung zu Schmuggelzwecken finden Biskuitbüchsen mit geheimen Abteilungen; auch in Eiskästen wurden zwischen den doppelten Wänden schon bedeutende Mengen von Haschisch entdeckt.

Während des letzten griechisch-türkischen Krieges wurden auffallend viele schön eingerahmte Kriegsbilder in Aegypten eingeführt; bei näherer Untersuchung stellte es sich heraus, daß deren Hauptwert nicht in der künstlerischen Ausführung, sondern in den mit Haschisch gefüllten Rahmen bestand. Es ist natürlich, daß auch zahlreiche sonstige Gegenstände, zum Beispiel Schmucksachen, Uhren und dergleichen, eingeschmuggelt werden. So kam es vor einiger Zeit vor, daß ein Geschäftsreisender nach erfolgter Untersuchung seines Gepäcks eben das Zollamt in Alexandrien verlassen wollte, als er von einem Unterinspektor zufällig gefragt wurde, ob alle seine Sachen untersucht worden seien. Da der Reisende plötzlich erblaßte und eine verlegene Antwort stammelte, so wurde er in das Durchsuchungszimmer geführt, wo man die überraschende Entdeckung machte, daß er unter seinem Rock ein mit zahlreichen Täschchen versehenes und viele Uhren enthaltendes Wams trug, welches samt Inhalt beschlagnahmt und nachher dem Museum einverleibt wurde. Unser letztes Bild, das einen der Diener des Zollamts mit dem zum Uhrenschmuggel benutzten Wams darstellt, zeigt zugleich die lange Pfeife, die Huka, welche im Lande der Pharaonen von den Haschischrauchern benutzt wird.

Trotz der großen Erfahrung und Wachsamkeit der Zollbeamten gelingt der Haschischschmuggel doch in manchen Fällen und wirft alsdann so hohen Gewinn ab, daß die Schmuggler für ihre häufigen Verluste reichlich entschädigt

ſind. Ein Pfund dieſes Genußmittels, das im Urſprungslande etwa zwei Franken koſtet, wird in Aegypten mit

Aegypter mit Haſchiſchpfeife und einem zum Uhrenſchmuggel gebrauchten Wams.
Nach einer Photographie.

fünfzehn bis zwanzig Franken bezahlt, und es iſt ſomit alle Ausſicht vorhanden, daß die Schleichhändler auch fernerhin ihren Scharfſinn und ihre Schlauheit aufbieten werden, um die Zollbeamten zu täuſchen, und daß ſich das Haſchiſch-

schmuggel-Museum in Alexandrien noch um manches interessante Stück bereichern wird.

Denn es ist eine alte Erfahrung, die im Abendland wie im Morgenland sich stets aufs neue bestätigt, daß Gesetze, die nicht im moralischen Bewußtsein des Volkes wurzeln, sondern rein fiskalischer Natur sind, selbst von sonst ganz ehrenhaften Menschen umgangen werden, und der Schlauheit des Gewinnsüchtigen ein um so weiteres Feld der Unternehmungslust bieten, als es sich hier gleichsam um einen Kriegszustand handelt, der mit den Waffen der List geführt wird, und der neben dem Reiz des Gewinnes auch noch den des Abenteuerlichen hat.

Mannigfaltiges.

Eine Begegnung. — An einem schönen Vormittag im Juni des Jahres 1785 unternahm die Königin Marie Antoinette, begleitet von zwei Hofdamen, eine Ausfahrt nach dem an der Südwestseite des großen Parkes von Versailles belegenen Dorfe St. Cyr, um ein damals dort befindliches Erziehungsinstitut für adelige junge Damen zu besuchen. Der Besuch dauerte ungefähr eine Stunde. Weil das Wetter so schön war, beschloß Marie Antoinette bei der Rückkehr, einen Teil des Weges zu Fuß zurückzulegen. Eine der Hofdamen, der infolge ihres Alters das Gehen zu beschwerlich fiel, blieb in der Kutsche, die langsam den breiten Fahrweg durch den Park entlang fuhr. An einer bestimmten Stelle sollte diese halten, um die Königin und die andere Hofdame wieder aufzunehmen. Diese hatten inzwischen seitwärts einen Fußpfad eingeschlagen und sich in den schattigsten Teil des Parkes begeben.

Nach kaum einer halben Stunde vernahmen sie plötzlich Donnergrollen, und der Himmel verfinsterte sich über den Laubkronen der hohen Bäume. Darüber in einige Bestürzung geratend, strebte jetzt die Königin mit ihrer Begleiterin eifriger vorwärts, um so rasch wie möglich wieder zum Wagen zu gelangen. Ziemlich unbekannt mit diesem Teil des großen Parkes, verirrten sie sich aber auf den sich durchschlängelnden Pfaden und gelangten zuletzt durch ein offenstehendes Thor ins Freie und auf die Landstraße, als gerade der Regen gewaltig niederzuströmen be-

gann, die Blitze unheimlich nahe zuckten, und krachender Donner folgte.

In der Ferne sahen sie die Häuser eines Dorfes und nahebei ein einsames nettes Landhäuschen, nach welchem sie unverweilt hinliefen. Eine junge hübsche Frau, an deren Kleid sich ein kleines, niedliches Mädchen festklammerte, trat ihnen entgegen. Die Frau, die Königin erkennend, schien höchst bestürzt.

„Eure Majestät suchen Schutz in diesem Hause?" rief sie.

„Ja, liebe Frau, dazu sehen wir uns gezwungen," versetzte die Königin. Und sie trat mit ihrer Begleiterin hastig ins Haus.

Es war ein behaglich und elegant ausgestattetes Wohnzimmer, in welches die beiden geführt wurden. Auf einem Sofa nahmen sie Platz.

Das Gewitter tobte ärger als zuvor, gepeitscht von dem Sturmwind, der sich erhoben hatte. Es wurde fast kein Wort gesprochen. Alle waren von Furcht und Angst ergriffen.

Plötzlich trat ein Mann in die Stube, dessen Gesicht ein flammender Blitz für einen Augenblick grell beleuchtete. Er mochte etwa vierzig Jahre alt sein, war von auffallend kräftigem Körperbau, und sein Antlitz zeigte einen sehr ernsten, fast düsteren Ausdruck. Die Königin empfand ein unwillkürliches Grauen, als sie diesen Mann erblickte.

Verwundert über solch hohen Besuch, der in seinem Hause Einkehr gehalten hatte, verneigte er sich ehrerbietigst und verließ wieder das Zimmer, ohne ein Wort gesprochen zu haben.

„Wer war das?" fragte Marie Antoinette.

„Mein Mann," versetzte die Frau.

„Was ist Ihr Mann?"

„Beamter."

Die hübsche junge Frau sprach das Wort mit etwas zögernder Betonung aus.

Zum Glück verzog sich das Gewitter so rasch, wie es gekommen war. Die Sonne begann wieder freundlich zu scheinen. Nach Westen trieb der Wind die schwarze Gewitterwolke; dort zuckten noch Blitze, dort grollte der Donner noch fort. Die Königin und ihre Begleiterin erhoben sich und eilten vor die Hausthür. Sie vernahmen das Herbeirollen eines Wagens.

Es war ihre eigene Kutsche, in welcher halbtot vor Angst die alte Hofdame saß.

Das kleine Mädchen des Hauses näherte sich schüchtern und überreichte der Königin, gleichsam zum Abschied, einige frisch abgeschnittene Blumen. Marie Antoinette griff in ihre seidene Börse und entnahm ihr einen neuen funkelnden Louisdor, den sie der kleinen Blumenspenderin schenkte. Dann stieg sie, gefolgt von ihrer Begleiterin, in den Wagen. Unterdessen hatte ein Lakai etwas scheu der älteren Hofdame einige Worte zugeflüstert.

Nachdem die Kutsche eine Strecke weit vorwärts gerollt war, sagte die alte Dame ziemlich erregt: „Eure Majestät hätten sich lieber nicht unter jenes Dach begeben sollen."

„Warum nicht, liebe Gräfin?" fragte die Königin. „Uebrigens mußte ich notgedrungen vor der Gefahr des Gewitters dort Zuflucht suchen."

„Es ist ein recht unheimliches Haus."

„Wieso?"

„Eure Majestät haben es also nicht in Erfahrung gebracht, welche Persönlichkeit in dem Hause wohnt?"

„Nein; genau weiß ich es nicht, wer der Besitzer ist. Doch die junge nette Frau des Hauses sagte mir, ihr Mann sei Beamter."

„Das ist er freilich, aber ein Beamter von ganz besonderer Art."

„Liebe Gräfin, erklären Sie mir das."

„Er heißt Sanson."

„Nun?"

„Haben Eure Majestät den Namen früher noch nie gehört?"

„Ich glaube nicht, vermag mich wenigstens nicht darauf zu besinnen."

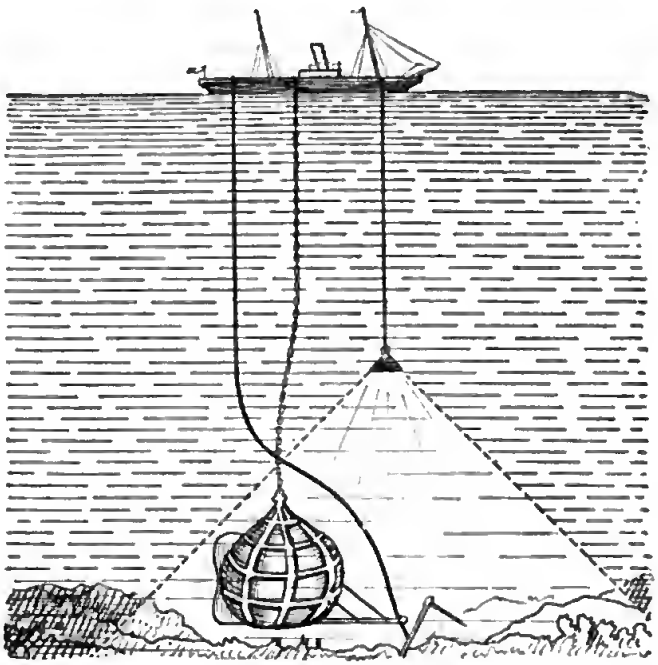
„Er ist derjenige, den das Volk „Monsieur de Paris" nennt. Um es ganz deutlich zu sagen: der Scharfrichter ist's, der dort in dem Häuschen seine Sommerfrische genießt und von seiner grausigen Berufsarbeit ausruht."

„Mein Gott!" rief Marie Antoinette entsetzt. Sie warf die Blumen, welche sie bis dahin noch in der Hand gehalten hatte, in den Schlamm der regennassen Landstraße. Dann sagte

sie: „Deshalb also empfand ich ein solch seltsames geheimnisvolles Grauen, als ich den Mann sah. . . . Hoffentlich sehe ich ihn niemals wieder!“

— — — — — — — — — — — — — —

Marie Antoinette sah aber Sanson doch noch einmal, und zwar an jenem verhängnisvollen Tage, als sie ihr Haupt unter das Fallbeil der Guillotine legen mußte. Das Grauen, welches

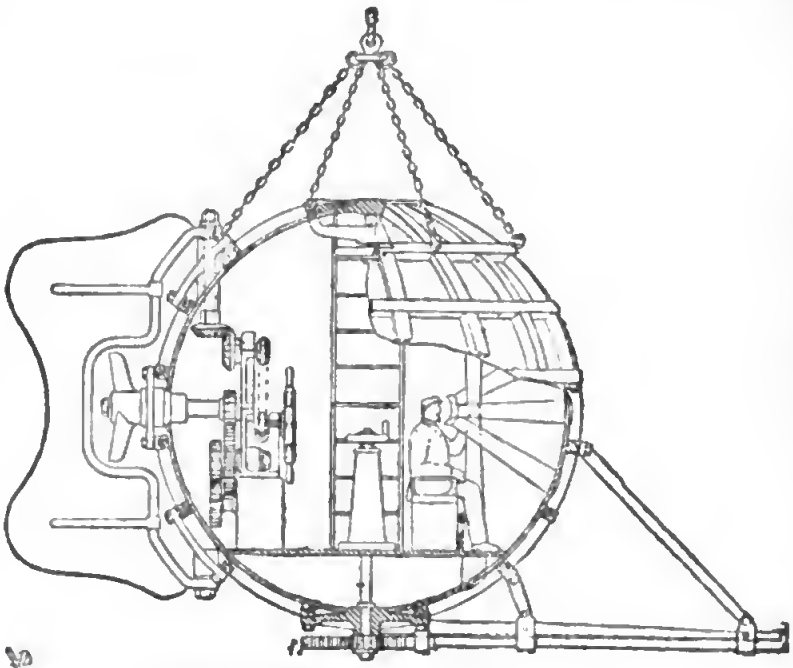


Der unterseeische Arbeiter in Thätigkeit.

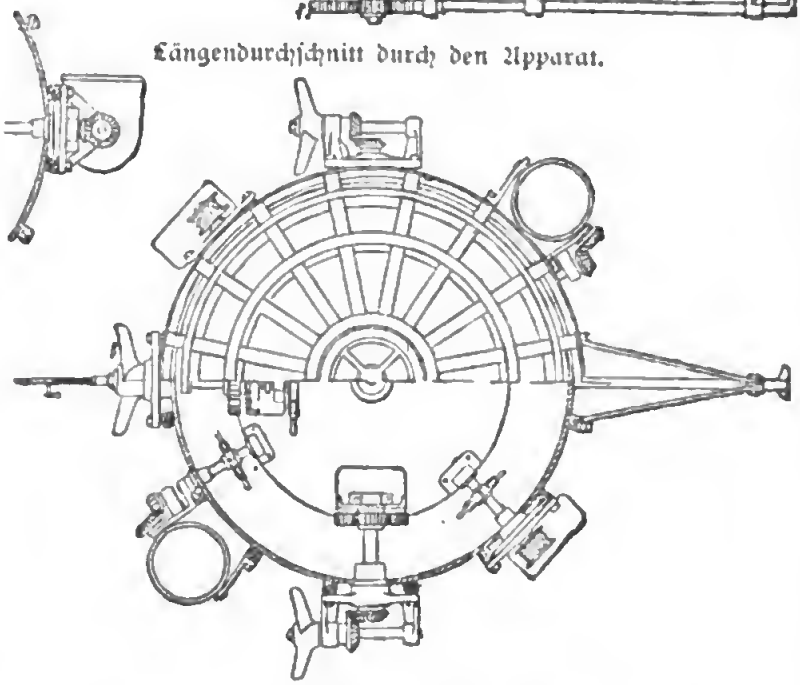
sie damals bei dem Anblick des ihr noch unbekannten Mannes so seltsam empfunden hatte, war also gewissermaßen ein ahnungsvolles gewesen. F. L.

Neue Erfindungen: Der unterseeische Arbeiter. — So nennt sich ein neuer Taucherapparat, mit dem gegenwärtig in Frankreich Versuche gemacht werden und der in jeder Hinsicht die Taucherglocke weit übertrifft. Er ist von einem Italiener, Piatti dal Pozzo, erfunden, von dem Ingenieur Delisle ausgeführt und stellt sich äußerlich als eine Kugel von 3 Meter Durchmesser dar. Die Wände, aus 8 Centimeter dickem Blech, sind im stande, dem stärksten Wasserdruck in jeder Meerestiefe Widerstand zu leisten, und der innere Raum vermag mehrere

Menschen aufzunehmen. Das Gewicht des Apparates beträgt ungefähr 10 Tonnen (zu je 1000 Kilogramm). Unsere Bilder



Längendurchschnitt durch den Apparat.



Ansicht von oben; zur Hälfte mit Querdurchschnitt.

geben einen Längsdurchschnitt, einen Querdurchschnitt und zeigen den Apparat bei der Arbeit auf dem Meeresgrunde, so daß der

Leſer ſich ein anſchauliches Bild von der Einrichtung wie von der Verwendung dieſer wichtigen Erfindung zu machen vermag. Der Zugang erfolgt von oben durch eine Klappe, die luftdicht verſchloſſen wird, ehe man vom Schiff aus den Apparat in die Tiefe ſenkt. Mit der Oberwelt bleibt er durch ein Kabel, welches auch die Telephonleitung und die elektriſchen Drähte enthält, in Verbindung. Im Innern ſind Accumulatoren vorhanden, deren Kraft zur Beleuchtung des Apparats und zur Bewegung des ſeitlich angebrachten Steuers und der Schrauben benutzt wird. Der unterſeeiſche Arbeiter vermag ſich nämlich ſelbſtthätig um ein Wrack oder Riff zu drehen und mittels außen angebrachter Inſtrumente (Schaufeln, Zangen, Hacken), die von innen gelenkt werden, die verſchiedenſten Arbeiten unter Waſſer vorzunehmen. Verſenkt und wieder emporgezogen wird er an dem oben erwähnten Kabel. Sollte dies aber auch einmal reißen, ſo ſind die Inſaſſen dieſer Taucherkugel doch keineswegs verloren, ſondern brauchen nur die unten angehängten Ballaſtbehälter auszuleeren, um ſofort mit ihrem Fahrzeug an die Oberfläche emporzuſteigen. Ein ſeitlich angebrachtes Fenſter geſtattet den in der Taucherkugel Befindlichen, die Umgebung zu muſtern und die Arbeitsinſtrumente an richtiger Stelle in Thätigkeit treten zu laſſen. Das wichtigſte derſelben beſteht in zwei unter der Kugel angebrachten Eiſenſtangen, von denen die eine beweglich iſt und von innen her gelenkt wird. Beide zuſammen wirken wie eine Zange. Man kann mit ihrer Hilfe Gegenſtände ergreifen, Laſten emporheben oder Ketten um verſunkene Schiffe legen. Zur Unterſtützung der Arbeiten kann man den Meeresgrund außerdem mit einer vom Schiffe verſenkten elektriſchen Bogenlampe erleuchten. Die bisherigen Verſuche mit dem unterſeeiſchen Arbeiter berechtigen zu den beſten Hoffnungen, und ſchon denkt man daran, ihn zur Hebung jener ungezählten Schätze an Gold und Silber zu benutzen, die ſeit Entdeckung Amerikas mit Transportſchiffen in die Tiefe des Meeres verſunken ſind. F. B.

Ein Möbelprozeß. — Vor ſeiner Badereiſe nach Teplitz beauftragte Friedrich der Große den Berliner Tiſchlermeiſter Kohlmann, ihm für ein Wohnzimmer des Schloſſes ein neues

Meublement aus Mahagoniholz anzufertigen. Bei seiner Rückkehr aus dem Bade fand der König die Möbel zwar sehr geschmackvoll, den berechneten Preis dafür jedoch viel zu hoch.

„Das zahle ich nicht," sagte er in energischem Tone zu dem Tischlermeister, der gekommen war, um den Betrag der Rechnung in Empfang zu nehmen. Wiederholt versicherte aber der Meister, den König nicht übertenert zu haben.

„Werde ein Exempel statuieren," entgegnete der König, „keinen Pfennig bekommt Er, wenn Er die Rechnung nicht herunterseßt."

Gekränkt verließ der Tischler das Schloß. Als bald darauf eine von ihm an den König selbst gerichtete Mahnung erfolglos blieb, wandte er sich mit einer Klage an das von Friedrich begründete Kammergericht. Dies geriet bei Beurteilung des vorliegenden Falles in nicht geringe Verlegenheit, da keiner der Richter den Wert der Tischlerarbeit abzuschätzen vermochte. Endlich kam man auf den Ausweg, einen Taxator für Tischlerarbeiten gerichtlich zu vereidigen und dann von diesem Sachverständigen das Meublement abschätzen zu lassen. Der Spruch des Taxators aber lautete: „Der Tischler Kohlmann hat keinen Pfennig zu viel berechnet, für Sofa und Polsterstühle ist der Preis sogar recht niedrig." Demgemäß entschied das Kammergericht, nämlich daß der König den Prozeß verloren und dem Tischler den verlangten Betrag zu leisten habe.

Der König ließ nun den Meister rufen nnd sagte: „Er hat mich ja schön blamiert. Macht Er das mit allen seinen Kunden so?"

„Wenn sie nicht bezahlen wollen wie Enre Majestät — ja."

„Da werde ich mich wohl hüten, bei Ihm wieder einmal was zu bestellen," entgegnete der König.

Meister Kohlmann nahm die Worte ernst. „Ist schon besser so," sagte er, „dann komme ich wenigstens nicht wieder in die Lage, mein Geld herausklagen zu müssen."

Lachend gab darauf Friedrich dem Meister die Hand nnd sagte: „Sei Er ohne Sorge, Er bleibt mein Hoflieferant. Lasse mir auch nichts abhandeln. Was einem recht ist, das ist dem andern billig. Adieu!" J. W.

Der Roquefortkäse. — Einen der erträglichsten Erwerbszweige Frankreichs bildet die Käsefabrikation, und die in den französischen Provinzen erzeugten Produkte genießen von jeher einen hervorragenden Ruf als Delikatesse der ganzen Welt. Auf die Herstellung dieses Lebensmittels versteht man sich aber auch nirgends besser als in Frankreich; die Fabrikation geschieht nach ganz bestimmten Grundsätzen, und auf Aussehen und Geschmack wird eine besondere Sorgfalt verwendet. Die größte Mühe aber läßt der bäuerliche Produzent wohl der Käsesorte angedeihen, welche unter dem Namen Roquefort einen Weltruf besitzt. Gilt doch der Roquefortkäse neben dem englischen Chesterkäse gewissermaßen für die idealste Käsesorte, und seine Zubereitung erfordert in der That eine Geduld, wie kaum eine andere Fabrikation.

Im südlichen Frankreich zwischen den Pyrenäen und der Loire ist das Geburtsland des Roquefortkäses; der wahrhafte Feinschmecker will aber als Roquefort nur den Käse anerkennen, der aus dem Dorfe Roquefort selbst stammt. Es befinden sich nämlich dort in dem Jurakalk, welcher den Untergrund der ganzen Gegend bildet, kolossale Höhlen, in denen beständig ein außerordentlich kalter Luftstrom herrscht. Durch das Durchstreifen der Luft entsteht in diesen unterirdischen Kalkhöhlen eine derartige Luftabkühlung, daß in denselben, selbst bei einer Außentemperatur von 26 bis 28 Grad Réaumur stets eine gleichmäßige Temperatur von 6 bis 8 Grad herrscht. Diese niedrige Temperatur ist eine der notwendigsten Vorbedingungen für das Gelingen des Roquefortkäses, und nicht einmal alle Höhlen eignen sich für die Fabrikation der Eliteware, denn zwischen der Höhle von Delmat, die für die vorzüglichste gilt, und den letzten Grotten, welche nur noch zum Teil im Kalkfelsen liegen, giebt es eine Menge von Abstufungen hinsichtlich des Wertes der Höhlen. Außer der Kälte kommen noch Schimmelpilze in Betracht, die für die Fabrikation des Roquefortkäses verwendet werden. Es ist über die Art der Herstellung des Roquefortkäses viel gefabelt worden. Wer aber Gelegenheit hatte, persönlich an Ort und Stelle die Fabrikation zu sehen, wird in seinem Appetit nicht im mindesten beeinflußt,

und man ist erstaunt über die Sauberkeit und Reinlichkeit, mit welcher bei der Herstellung verfahren wird.

Der Roquefortkäse wird aus Ziegen- und Schafmilch bereitet, und besonders die fette Schafmilch giebt den Grundstoff für diese Delikatesse, die in Laiben von zwei bis zweieinhalb Kilogramm hergestellt wird. Diese Käselaibe sind nicht wie sonst flache Scheiben oder mühlsteinähnliche Gebilde, sondern sie sind Cylinder, und diese cylindrische Form ist bedingt durch die Art und Weise, wie der Feinschmecker den Käse „öffnet" und genießt. Auch in Roquefort und Umgegend sind besondere Käser, Fruitiers, für die Fabrikation angestellt. Wie im Jura die Kuhmilch so wird hier von den Besitzern die Ziegen- und Schafmilch dem Käser zugestellt, der dieselbe zu Käse verarbeitet und in einem besonderen Raume das höchst wichtige und sehr starke Einsalzen des Käses vornimmt. Nach dem Salzen wird der Käse in einen der kalten Keller gebracht und hier auf Stellagen so gelegt, daß ein Laib den anderen nicht berühren kann. Die Keller sind trotz der kalten Luft, die durch sie streicht, feucht, und es entwickelt sich daher ein Schimmelpilz, welcher die Käse bald mit einem schwanendaunartigen Flaum überzieht. Der Schimmel würde den Käse vollständig verderben, wenn dieser nicht so außerordentlich stark gesalzen wäre. Schon nach mehreren Tagen zeigen sich schwarze Poren innerhalb des daunartigen Flaumes, der den Käse umgiebt. Jetzt wird mit Schabmessern der Pilz entfernt, und der Käse in einen anderen Raum gebracht, der noch kälter ist als der vorherige Lagerraum. Hier entwickelt sich ein neuer Pilz, der den Käse erst mit einem gelben, dann mit einem graugrünen Ueberzug versieht. Nun bleibt der Käse zwei Monate liegen, und während dieser Zeit durchdringt der Schimmelpilz mit seinem grünen Geäder das ganze Innere des Käses. Dieser Schimmelpilz hat die Eigentümlichkeit, das Kaseïn, die weiße Masse des Käses, in ein gelbliches Fett umzuwandeln, das dem Käse seinen besonderen Wohlgeschmack giebt. Nach zweimonatlicher Lagerung wird der Käse abermals mit Schabmessern sorgfältig abgerieben und nun zum zweitenmale außerordentlich stark gesalzen. Dann kommt er immer wieder in andere Keller, um noch fünf- bis sechsmal den Prozeß einer Schimmelbildung durchzumachen, deren

Entwickelung auf das sorgfältigste überwacht wird, und die man im entscheidenden Moment dadurch zerstört, daß man den Käse mit Schabmessern reinigt. Immer wieder dringen aber feine Geäder dieser Pilze in das schon gelockerte Innere des Käses hinein. Man hält mit der Schimmelbildung erst ein, wenn sich eine rote Pilzart auf dem Aeußeren des Käses zeigt, die ihn in eine vollständige Purpurfarbe hüllt. Dann wird zum letztenmal das Schabmesser in Thätigkeit gesetzt und der so gewonnene Käse ist reif und kann nun auf den Markt gebracht werden. Er hält sich jetzt jahrelang und wird in der Weise gegessen, daß der Cylinder auf eine seiner Grundflächen gestellt wird, worauf man von dem oberen Teile des Cylinders eine Scheibe abschneidet. Man sieht dann eine herrlich duftende, von grünen Aestchen durchzogene, fettige Masse vor sich, die der Feinschmecker aus dem Cylinder so herausholt, daß die äußere, gehärtete Käsewand des Cylinders gleichsam als Behälter zurückbleibt, während das Innere dieses Käsecylinders herausgegessen wird. Nicht nur der Geruch des Käses ist ein vorzüglicher, sondern auch der Geschmack, der zwar etwas scharf aromatisch ist, aber noch lange auf der Zunge und am Gaumen einen herrlichen Nachgeschmack zurückläßt, nachdem man längst mit dem Essen des Käses fertig ist.

Der unter dem Namen Fromage de Brie in den Handel kommende Käse ist ebenfalls ein Produkt der Ziegen- und Schafzucht. Er stammt aus der fruchtbarsten Landschaft von Frankreich, aus der Brie, die südlich von Paris liegt und den größten Teil des Departements Seine et Marne einnimmt. Auch in der Brie wird der Käse, wie im Jura, in den Pyrenäen und an der Loire, in Genossenschaftskäsereien hergestellt, und auch hier verfährt man mit derselben Gleichmäßigkeit und Sorgfalt bei der Fabrikation des Käses, wie in allen anderen Departements des so reich gesegneten Frankreichs. Diese Sorgfalt begründet und erhält aber den Weltruf des französischen Käses und schafft dem Lande jährlich Millionen Franken an Einnahmen für Käse, der dem Auslande geliefert und dort gern verzehrt wird. A. C. K.

Der unsichtbare Fürst. — In England hat man unbegrenzten Respekt vor der persönlichen Freiheit jedes Menschen, sei dies

ein Herzog oder ein Bettler, man läßt ihn gewähren, wenn seine Handlungen nur nicht gemeingefährlich sind. Mag er das ungereimteste Zeug planen und ausführen, er bleibt unbehelligt, und auch Verwandte haben nicht das Recht, gegen einen Mann vorzugehen, der sein Vermögen zu den sonderbarsten Unternehmungen verwendet.

Der im Jahre 1879 verstorbene, steinreiche Herzog von Portland, seines Titels der Fünfte, welcher im Jahre 1854 die Güter und Reichtümer seines Vaters übernahm, hat ein Leben höchst sonderlicher Art geführt, ein Dasein, das nur in England möglich war; in jedem anderen europäischen Staate würde dies unmöglich gewesen sein. Bis zum Jahre 1854 hatte der nun Herzog gewordene Mann gelebt wie jeder andere junge Engländer aus vornehmer Familie. Mit Uebernahme der Erbschaft aber begannen die Absonderlichkeiten des Herzogs. Zu seinen Liegenschaften gehörte ein riesenhaftes Terrain, ein Schloß mit Park und Feldern, Welbeckabbey (Abtei) genannt. Hier begann er kolossale Bauarbeiten, welche bis zum Ende seines Lebens anhielten; sie hatten wenigstens den Zweck, täglich 1600 bis 1700 Arbeiter zu beschäftigen und Geld unter die Leute zu bringen, berechnete man doch seine täglichen Ausgaben für diese Arbeiten auf durchschnittlich 20,000 Mark. Die Bauarbeiten, die der Herzog aber ausführen ließ, waren sehr sonderbare: sämtlich unterirdisch. Er baute unterirdische Wohnräume, welche von oben her durch kreisrunde, außerordentlich dicke Glasplatten, die in die Wölbung der Räume eingelassen waren, das Tageslicht erhielten, nachts wurden sie mit Gas erleuchtet. Er erbaute ferner eine unterirdische Gemäldegalerie von riesiger Ausdehnung, in welcher sein Nachfolger in den letzten Jahren sehr interessante Ballfestlichkeiten für Gesellschaften von Hunderten von Personen veranstaltete. Natürlich wurde diese Gemäldegalerie mit Gemälden der kostbarsten Art ausgestattet. Der Herzog war ein außerordentlicher Pferdeliebhaber. Er ließ daher prachtvoll eingerichtete und ausgeschmückte unterirdische Stallungen für seine Pferde bauen, ebenso eine unterirdische Reitbahn, deren Herstellung ein Vermögen verschlang. Natürlich waren alle unterirdischen Räume auch durch unterirdische Gänge miteinander

verbunden, so daß der ganze Riesenpark von Welbeckabbey schließlich einem Kaninchenbau glich. Das Terrain war von Hügeln umgeben. Diese Hügel ließ der Herzog durch Zwischenbauten von Erdwerken in eine einzige Umwallung umändern, und man konnte nur durch Tunnels von 800 bis 1000 Meter Länge durch diese Umwallung von der Außenwelt her in den Park gelangen. Dabei war der Herzog nicht etwa ein finsterer Sonderling, sondern ein sehr liebenswürdiger Mensch, der insbesondere in freundlichster und reichlichster Weise Wohlthaten übte und ein Helfer und Retter für alle Unglücklichen und Verarmten wurde, die sich an ihn wendeten. Allmählich aber entwickelte sich bei dem Herzog, der unverheiratet blieb, eine Menschenscheu, die immer sonderbarer wurde.

Während der Herzog in der ersten Zeit seiner Bauthätigkeit mit allen Leuten freundlich und gern verkehrt hatte, zog er sich später von der Oeffentlichkeit mehr und mehr zurück. Er sah nur noch seine Diener, nach einiger Zeit nur noch seinen Haushofmeister, dem er alle Befehle und Anordnungen zur Ausführung übermittelte. Später sprach der Herzog auch mit dem Haushofmeister nur durch einen dichten Vorhang, hinter dem der Beamte stehen bleiben mußte; noch später verkehrte der Herzog auch mit diesem einzigen Menschen seiner Umgebung nur noch schriftlich. Auf ein Glockenzeichen eilte der Haushofmeister an eine bestimmte Stelle der unterirdischen Wohnung und fand hier einen schriftlichen Befehl seines Herrn. Der Herzog ritt täglich in seiner Reitbahn, ging in der Gemäldegalerie spazieren, aber niemand durfte ihn sehen. Wehe dem Diener, der nur in die Nähe des Raumes kam, in dem der Herzog sich aufhielt! Er würde sofort entlassen worden sein. Durch Glockenzeichen wurden Signale gegeben, wenn der Herzog durch die unterirdischen Gänge ging oder einen anderen Raum aufsuchte, damit er niemand auf seinem Wege traf.

Sein Mahl nahm der Herzog in folgender Weise ein. Die Speisen, deren Zubereitung er befohlen hatte, wurden in einem unterirdischen Speisesaal sämtlich auf einmal auf einen reichgedeckten Tisch auf Wärmeapparate gesetzt. Vor jeder Speise befand sich ein Teller mit Besteck und ein Stuhl. Der Herzog

betrat das Speisezimmer, setzte sich auf den ersten Stuhl, legte sich die Suppe vor und aß sie. Dann nahm er auf dem nächsten Stuhl Platz und aß zum Beispiel von dem Fisch, der hier auf dem Tische stand, auf dem fünften Stuhle von dem Braten u. s. f. Gewöhnlich befanden sich sechzehn verschiedene Speisen auf dem Tische, und sechzehn Stühle standen um die Tafel herum, an welcher der Herzog allein speiste.

Das Originellste aber, das sich der Herzog gestattete, war, daß er „unsichtbar" reiste, wenigstens nach London, wo er einen herrlichen Palast besaß. Nachdem er für eine solche Reise die nötigen Befehle ausgegeben hatte, bestieg er in der unterirdischen Reitbahn einen Wagen, welcher ganz geschlossen war und dessen Fenster mit Jalousien und Vorhängen dicht verschlossen werden konnten. Sobald der Herzog in dem Wagen, der natürlich alle Bequemlichkeiten enthielt, Platz genommen hatte, wurden die Pferde vorgespannt und der Wagen durch die unterirdischen Gänge bis an die Oberfläche im Park, dann durch einen Tunnel hindurch aus Welbeckabbey hinausgefahren. In scharfem Trabe ging es bis zur nächsten Eisenbahnstation Worksop. Hier wurde der Wagen auf eine Rampe gefahren und von dieser auf einen flachen Eisenbahnwagen geschoben. Dieser Eisenbahnwagen ging mit dem nächsten Zuge nach London, wurde dort an der Endstation im Güterbahnhof an eine Rampe geschoben, der Wagen des Herzogs von dem Eisenbahnwagen heruntergelassen und durch vorgespannte Pferde bis zum Palaste des Herzogs gefahren, wo der Herzog erst ausstieg, nachdem die Pferde abgespannt waren, und alle Diener sich entfernt hatten. In dieser Weise reiste der Herzog „unsichtbar" nach London und zurück. Achtzehn Jahre lang hat er dieses Leben eines „Unsichtbaren" geführt, und es ist wohl anzunehmen, daß der Herzog bei allen seinen Reichtümern eigentlich ein recht unglücklicher Mensch gewesen ist. A. O. K.

Wo liegt Teltow? — Die seit Jahrhunderten wegen ihres Wohlgeschmacks und Aromas von allen Feinschmeckern begehrten Teltower Rübchen gaben einmal Anlaß zu folgender Anekdote. Bekanntlich liegt Teltow etwa 10 Kilometer von Berlin entfernt und verdankt seinen Ruf seinem Sandboden von so eigenartiger Mischung, daß nur darin allein die berühmten weißen von 5 bis

zu 15 Gramm schweren Rübchen gedeihen. Aber viele lassen sich die Teltower Rübchen wohlschmecken und wissen nicht, wo Teltow liegt.

Im Jahre 1806, nach den Unglückstagen von Jena und Auerstedt, befand sich Graf Henckel v. Donnersmark in Paris. Eines Tages speiste er bei dem Justizminister Cambacérès; er saß bei der Tafel zwischen dem bayerischen Minister Montgelas und dem berühmten Gastronomen d'Aigrefeuisse. Zum Dessert wurden Teltower Rübchen auf kleinen Tellern aufgetragen. Graf Henckel erlaubte sich den Scherz und fragte den genannten Feinschmecker, was das wohl für Seltenheiten seien, und er erhielt die richtige Antwort:

„Teltower Rübchen sind's."

Der Graf, welcher recht gut wußte, wo Teltow liegt, fragte weiter: „Wo mag dieses Teltow liegen?"

Mit einem unbeschreiblichen Blick der Verwunderung blickte d'Aigrefeuisse ihn an; aus Schonung für ihn, damit seine Unwissenheit nicht an der ganzen Tafel zu Tage trete, hielt er die Hand vor den Mund und flüsterte ihm mit stolzem Nachdruck zu: „En Amérique" (In Amerika).

Allerdings verspeisen die Amerikaner einen großen Teil der Teltower Rübchen und zahlen hohe Preise dafür, obgleich der begehrten Teltowerin in der Fettinger Rübe, welche in Fettingen bei Burgau in Schwaben gezogen wird, eine Konkurrentin entstanden ist, die jedoch bei weitem nicht den pikanten Geschmack und das köstliche Aroma der Teltowerin besitzt. Auf den Tafeln der Hohenzollern fehlte von jeher die Teltower Rübe nicht, und der praktische König Friedrich Wilhelm I. war nicht wenig stolz darauf, daß eine Frucht seiner sandigen Mark in der weiten Welt ein solches Aufsehen machte. C. T.

Ein Instrument zur Gedankenmessung — vorläufig so genannt — ist erfunden worden und man verdankt diese Neuheit einem Amerikaner, dem Professor der Psychologie Mark Baldrin an der Universität Princeton. Seit Jahren schon suchte er nach einem Mittel, den menschlichen Intellekt nach anderen als nur unbestimmten Schätzungen zu messen. Die Psychologen der Neuen und Alten Welt, die seine Forschungen verfolgten, erwarteten ungeduldig das Resultat seiner Experimente.

Es handelt sich zuerst darum, den Zeitpunkt festzustellen, den eine Person braucht, um irgend eine sinnliche Empfindung wahrzunehmen, zum Beispiel einen Ton zu hören und die Hand zu bewegen; durch die Handbewegung soll ausgedrückt werden, daß und wann die Person diesen Ton vernommen hat. Zu diesem Zwecke wurde ein Schüler Mark Baldrins neben eine Glocke gestellt, die derart konstruiert war, daß ihre erste Schwingung ein Uhrwerk in Betrieb setzte. Das Medium mußte, sobald es den Ton der von dem Professor angeschlagenen Glocke vernommen, auf einen Knopf drücken, der den elektrischen Strom unterbrach und die Uhr anhielt. Der Zeiger derselben zeigte dann genau die Zeitdauer an, die zwischen dem Augenblick, da die Glocke angeschlagen worden, und dem, da der Finger des Mediums den Knopf berührt hatte, verflossen war. So seltsam es auch scheinen mag, es variiert diese Zeitdauer ganz bedeutend bei den verschiedenen Individuen. Sie variierte sogar bei demselben Individuum unter verschiedenen, anscheinend unerheblichen Umständen, besonders aber je nach der Richtung, die der Aufmerksamkeit des Mediums während des Experiments gegeben wurde.

Professor Baldrin konnte aus diesen ersten Experimenten die Schlußfolgerung ziehen, daß die Menschheit von diesem Standpunkte aus in drei Kategorien geteilt werden kann, und zwar in solche: erstens, die ihre Empfindungen durch die sogenannten Muskelbilder empfangen; zweitens, die von den Sehbildern getroffen werden, und drittens die, auf welche die Klangbilder direkter wirken.

Die Klang- und Sehbilder sind hauptsächlich bei Personen mit lebhaftem, flinkem Geiste vorhanden. Die Muskelbilder wirken vorzugsweise auf phlegmatische Temperamente. Ein Lehrer wird nach Professor Mark Baldrins Ueberzeugung mit leichter Mühe und zwar ganz genau die Natur und die Anlagen eines jeden Schülers fortan bestimmen und in dieser Weise eine Klassifizierung vornehmen können, deren Resultate zweifellos ganz vorzüglich sein werden.

Um herauszufinden, ob eine Person schneller von einer Empfindung des Gehörs als von einer Empfindung der Berührung beeinflußt wird, hat Professor Baldrin ein kleines Instrument

erfunden, das er einen „Mundschlüssel" nennt. Dank diesem Apparat kann das Medium durch einfache Ausstoßung des Atems einen elektrischen Strom unterbrechen und auf diese Weise ein Uhrwerk, ähnlich dem von uns eben erwähnten, zum Stillstand bringen. Fünf Schüler gaben sich zu dem Experiment her, ohne eine Ahnung zu haben, was sie beweisen sollten. Dennoch waren die Resultate vorzüglich. Jedes Medium antwortete schneller, wenn man bei ihm die Klasse der Bilder anwandte, für die es eine Vorliebe hatte. Der eine sprach zum Beispiel viel schneller, wenn seine Aufmerksamkeit sich auf den Ton richtete, den er hören sollte, als wenn er sich mit dem Apparat beschäftigte, der an seinem Munde angebracht war. Im allgemeinen kann man sagen, daß viel mehr Leute für die Muskelbilder — das ist die der Berührung gegebene Bezeichnung — als für die Seh- oder Hörbilder empfänglich sind.

Die interessantesten Experimente, die Mark Baldrin gemacht, haben die Messung der Gedächtnisstärke zum Gegenstand.

Er legte seiner Klasse mehrere Pappstücke verschiedener Größe vor und forderte die Individuen auf: erstens, aus dem Gedächtnis mit Papier und Bleistift Stücke desselben Größenverhältnisses, wie die gezeigten aufzuzeichnen, und zwar nach Verlauf von 1, 10, 20 und 40 Minuten; zweitens, zu sagen, ob ein neues Spiel Pappstücke, das nach denselben Zeitpunkten gezeigt wurde, den ersten gleich oder größer oder kleiner wäre; drittens, aus den vorgelegten Stücken die herauszusuchen, die dieselbe Größe zu haben scheinen wie die zuerst gezeigten, und zwar stets nach Verlauf von 1, 10, 20 und 40 Minuten.

Diese drei Methoden bewiesen einstimmig, daß in den ersten 10 Minuten ein starker Niedergang in der Genauigkeit des Gedächtnisses erfolgt war; daß die Erinnerung zwischen 10 bis 20 Minuten verhältnismäßig treu blieb, doch daß es nach Verlauf von 40 Minuten vollständig zu existieren aufgehört hatte.

Wenn wir nun annehmen, daß diese Zeitunterschiede durch krumme Linien dargestellt werden, so wird eine jede dieser Linien zeigen, daß das Gedächtnis entweder leicht oder bedeutend er-

schüttert worden ist. Allerdings muß man die Mitwirkung verschiedener Faktoren berücksichtigen, denn, wenn man von dem Individuum verlangt, es solle entweder das, was es in seinem Buche gelesen oder was ihm sein Lehrer gesagt, wiedergeben, so verlangt man von ihm gleichzeitig eine Anstrengung des Gedächtnisses und eine Anstrengung des Ausdrucks. Ebenso muß man die Verlegenheit, die Schüchternheit, das Gefühl der Verantwortlichkeit und tausend andere Dinge berücksichtigen, die dazu beitragen können, das Endresultat zu verändern.

Bei einer Anzahl von Versuchen erlangt man sicher ganz überraschende Resultate. Die mit den Pappstücken gemachten Experimente zeigten bei allen oder doch fast allen Schülern denselben Hauptirrtum. Die Individuen wählten ein größeres Stück als das ihnen zuerst gezeigte. Der Grund für diese Abweichung ist der, daß ihr Gedächtnis den Gegenstand in der Zwischenzeit vergrößert hatte. Das ist ganz erklärlich, denn das Bild wird jedesmal etwas größer, wenn man daran denkt oder es sich durch die Erinnerung wiederherzustellen versucht. Wenn wir nach langer Zeit das Haus, den Garten u. s. w. wiedersehen, wo wir aufgewachsen sind, so erscheint uns das alles weit kleiner, als wir es uns vorstellten. Das ist nichts anderes als die Wirkung einer vergrößernden Illusion des Gedächtnisses. W. Thal.

Ein Börsenschwindel. — Am 18. April des Jahres 1813 erschien in aller Frühe im Schiffergasthofe zu Dover ein englischer, eben aus Frankreich angekommener Offizier. Während er sein Glas Grog in Eile trank, rief er den Anwesenden zu: „Eine entscheidende Schlacht! Die französische Armee ist vernichtet, Napoleon auf der Flucht getötet, der Friede steht bevor!" Darauf stürzte er zu dem Hafenadmiral Poley, dem er sich als Oberstleutnant de Bourgh, Adjutant des Lords Charteart, vorstellte. Ein vierspänniger Wagen entführte ihn rasch nach London.

Das Spiel an der Effektenbörse hatte sein Hauptoperationsfeld in den Anteilen an den jährlichen Staatsanleihen — „Omnium" genannt — welche außerordentlich schwankten und daher die Spekulation am meisten lockten. Die Omnium standen an jenem Tage auf 16¼. Als die große Botschaft plötzlich bekannt wurde, gingen sie auf 20 hinauf. Da jedoch bis Mittag keine weitere

Bestätigung eingetroffen war, fielen sie wieder auf 18, um gleich darauf wieder auf 32 hinaufzuschnellen.

Was war geschehen? Zwei Militärs waren in einem mit Lorbeer geschmückten Wagen plötzlich durch die City gefahren und hatten aus den Wagenfenstern kleine Zettel, welche „großen Sieg der Alliierten und Napoleons Tod" meldeten, ausgestreut. Der Trubel an der Börse war infolgedessen ganz unbeschreiblich, aus allen Enden kamen die Leute atemlos herbei: Geschäftsleute, Schiffer, Offiziere, Beamte, Parlamentsmitglieder, Frauen, Stiefelputzer, alle wollten aus der großen Schüssel mitessen. Die Hausse feierte ein Bacchanal. — Ungefähr zwei Stunden dauerte der Rausch, da kam eine Erklärung der Regierung, daß ihr keine Nachricht vom Kriegsschauplatze zugegangen sei, keine jener Meldungen sei beglaubigt. Die Omnium fielen rapid bis auf 15; die aufregendsten, lebensgefährlichsten Scenen spielten sich in dem Saale der Börse ab, welcher von Verwünschungen, Jammer und Flüchen widerhallte. Tausende von Menschen waren ruiniert, viele Millionen in zwei Stunden verloren gegangen.

Unverzüglich trat ein Ausschuß der hervorragendsten Bankfirmen zusammen, um die Urheber jenes Manövers zu erforschen. Der Kutscher des Wagens, der den angeblichen Offizier von Dover nach London gebracht hatte, gab an, ihn vor dem Hause des berühmten Seehelden Lord Cochrane abgesetzt zu haben. Der Lord war als tapferer Seemann hoch geachtet, aber auch als leidenschaftlicher Börsenspieler berüchtigt. Er that sehr entrüstet, bald aber stellte sich heraus, daß der ehrenwerte Mann geradezu in unermeßliche Spekulationen in Fonds verwickelt war, die er alle an dem Vormittage hatte realisieren lassen. Weitere Untersuchungen ergaben die Existenz eines Spielkonsortiums, an dessen Spitze der Lord stand, und die Identität des famosen Oberstleutnants mit einem gewissen Random de Berenger, einem tief verschuldeten französischen Abenteurer. Im Jahre 1814 wurde Lord Cochrane mit seinen Complicen vor die Jury gestellt und schuldig gefunden. Durch Stimmenmehrheit wurde er überdies aus dem Parlament ausgeschlossen, aus dem Bathorden gestoßen, sowie aus der Liste der Seeoffiziere gestrichen. Trotz dieses Vorkommnisses hat Lord Cochrane — der erst 1860

ſtarb — übrigens ſpäter die höchſten Würden erreicht und als Admiral ſeinem Lande noch wertvolle Dienſte geleiſtet. C. T.

Tiſchtuch und Serviette. — Es giebt nichts Alltäglicheres in einem geordneten Haushalt als Tiſchtuch und Serviette, aber auch dies Alltägliche iſt nicht fix und fertig vom Himmel gefallen, ſondern hat ſeine Geſchichte, und zwar eine ganz intereſſante, da ſie eine Vorſtellung giebt von der Entwickelung deſſen, was wir heute zu den unentbehrlichen Bequemlichkeiten des Lebens zu rechnen gewohnt ſind.

Die Römer, die ſich im weſentlichen nach griechiſchem Muſter bildeten, ſpeiſten ohne Tiſchtuch, nahmen aber ſchon in vorchriſtlicher Zeit die Serviette in Gebrauch, die den Namen Mappa führte. Dies Wort ſtammt aus dem Puniſchen, und es iſt daher anzunehmen, daß die Serviette aus Karthago nach Rom gekommen iſt. Sie diente hier nicht bloß zum Abwiſchen der Hände und des Mundes, ſondern auch zum Einwickeln der Speiſen, welche die Paraſiten vom Gaſtmahl nach Hauſe mitzunehmen pflegten. Daher zählte ſie auch nicht zum Tafelzubehör, ſondern jeder Gaſt brachte ſeine eigene Serviette mit. Anfangs nur ein einfaches Tuch aus Leinen oder Baumwolle, wurde ſie ſpäter mit purpurgewirkten oder goldgeſtickten Rändern hergeſtellt und repräſentierte einen ziemlich hohen Wert. Eine ganz beſondere Bedeutung erlangte die Mappa durch Nero. Als dieſer eines Tages ungebührlich lange tafelte, das Volk aber mit Ungeſtüm die Eröffnung der angekündigten Zirkusſpiele verlangte, befahl er endlich, ſeine Serviette aus dem Fenſter zu werfen, zum Zeichen für die Menge, daß er die Tafel aufhebe, und die Spiele beginnen könnten. In der Folge wurde dies Auswerfen der Serviette bei ſolcher Gelegenheit zum Brauch, und ſchließlich wurden danach ſogar die Spiele ſelber kurzweg als Mappa bezeichnet.

Der Sturm der Völkerwanderung fegte mit ſo vielen anderen Dingen auch die Mappa weg. Den naturwüchſigen Germanen mundete Trank und Speiſe ohne Serviette, ſogar Karl der Große aß noch ohne Tiſchtuch. Erſt unter ſeinem Nachfolger Ludwig dem Frommen (814—840) kamen Tiſchtücher in Gebrauch. Die Sitte, die Finger abzulecken oder am Gewand abzuwiſchen,

blieb jedoch nach wie vor im Schwang, denn die Tischtücher der Karolingerzeit wurden ursprünglich aus Leder, dann aus Pergament und späterhin erst aus Linnen, aber nicht aus glattem, sondern aus zottigem, faserigem Linnen angefertigt und waren mithin zum Mund- und Händewischen ungeeignet. Außerdem aber bedeckten sie nicht die ganze Tafel, sondern hatten die Gestalt eines sogenannten Tischläufers, so daß bei ihrem Gebrauche ein Teil der Tischplatte unbedeckt blieb.

Die Berührung mit dem feinen Orient durch die Kreuzzüge führte zu einem weiteren Fortschritt in der Kultur. Seit dem 12. Jahrhundert fing man nämlich an, bei festlichen Gelegenheiten die ganze Tafel mit einem auf allen Seiten herabhängenden wollenen Teppich zu bedecken, und erst auf diesen kam dann das Tischtuch zu liegen. In Deutschland wurde um diese Zeit statt des älteren Ausdrucks Tischtuoch die Bezeichnung Tischlachen gebräuchlich, die noch jetzt im holländischen Tafellaken und im niederdeutschen Dischlachen fortlebt. Im 14. Jahrhundert wurde dann das Tischtuch sogar Gegenstand eines symbolischen Brauches. Vor einem Ritter, der der Unthätigkeit oder der Untreue gegen den Lehnsherrn beschuldigt wurde, durchschnitt nämlich der Wappenherold das Tischtuch an offener Tafel mit einem Messer. Der Beschuldigte wurde damit symbolisch von der Tischgemeinschaft ausgeschlossen, bis er sich durch ritterliche Thaten gerechtfertigt hatte. Uhlands allbekannte Verse in der „Schlacht bei Reutlingen“:

„Da faßt der Greis ein Messer, und spricht kein Wort dabei,
Und schneidet zwischen beiden das Tafeltuch entzwei --“

haben die Kenntnis von diesem Brauche in den weitesten Kreisen populär gemacht. Was hier zwischen Eberhard dem Greiner und seinem Sohne Ulrich vorgeht, war damals ein oft geübter Brauch, für dessen Urheber ein Zeitgenosse Graf Eberhards II., der französische Connétable Bertrand Du Guesclin (1320—1380), gilt.

Die erwähnten wollenen Tischteppiche oder Tischdecken waren von roter Farbe und wurden über die Levante aus Aegypten, Persien und Indien eingeführt. Erst unter Heinrich IV. (1589 bis 1610) nahm man in Frankreich und etwas später unter Jakob I. (1603—1625) auch in England die Fabrikation der-

ſelben auf. Zu dieſer Zeit aber waren ſie als Unterlage für das Tiſchtuch auf dem Kontinent bereits außer Gebrauch gekommen. Nur in England behaupteten ſie ſich bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts. Die dicke Friesdecke, die man jetzt über die Tafel breitet, bevor man das Tiſchtuch auflegt, hat eine ganz andere Beſtimmung: ſie ſoll das ſtörende Geräuſch beim Beſteck- und Tellerwechſel dämpfen, iſt alſo kein Prunkſtück und bleibt deshalb unſichtbar.

Schon ſeit dem 13. Jahrhundert hatte das ſchmale Tiſchlaken auch in den Zunftſtuben und den beſſeren Gaſthäuſern Europas Eingang gefunden. Anfangs war das Gewebe nur mit einfachen, farbigen Längsſtreifen verſehen, dann aber tauchten auch gewürfelte und im 14. Jahrhundert bereits hin und wieder rein weiße „Diſchlachen" auf. Seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts endlich erſchienen die mit Blumen, Arabesken, Tiergeſtalten oder Spruchbändern verzierten. Zugleich begann das Tiſchtuch auch in die Breite zu wachſen, bis es nicht nur den ganzen Tiſch bedeckte, ſondern überdies, wie noch jetzt, auf allen Seiten über den Rand herabfiel. Damit aber ſchloß die Entwickelung des Tiſchtuches ab, denn die Mode hat ſeitdem immer nur ganz unweſentliche Veränderungen an dieſem Tafelzubehör erzeugt.

Das überhängende Tiſchtuch aus glattem Linnen ermöglichte nun auch eine Form der Reinigung der noch immer direkt an der Einführung der Biſſen beteiligten Finger. Bis dahin war man darauf angewieſen geweſen, die Hände vor und nach dem Mahle, auch zwiſchen den einzelnen Gängen zu waſchen oder ſie kurzweg am Wams abzuſtreichen; jetzt dagegen bot ſich die Bequemlichkeit, ſie am Tiſchtuch abzuwiſchen, und man verſäumte nicht, ſich dieſe Erleichterung zu nutze zu machen. Die Benutzung der Tiſchtuchflügel zu ſolchen Zwecken galt ſogar für beſonders vornehm. Und dieſe Sitte wurde denn auch bis zur Einführung der Gabel in Frankreich im 17. und in Deutſchland zu Anfang des 18. Jahrhunderts getreulich geübt. Selbſtverſtändlich aber erforderte ſie einen bedeutenden Aufwand an Tiſchtüchern, und dieſer Umſtand führte zur Einführung der Serviette.

Die Serviette iſt indeſſen älter als ihre Verwendung zum

Mund- und Händewischen. Sie kam zu Anfang des 15. Jahrhunderts in Italien als Tafelzubehör in Gebrauch, und schon 1421 findet man auch in einer Hofkammerrechnung Philipps des Guten von Burgund (1418—1467) zwei golddurchwirkte Servietten aufgeführt. Die Italiener nannten sie Salvietta, die Franzosen aber machten sich diese Bezeichnung in der Form Serviette mundgerecht. Von Frankreich her ging der Name ins Deutsche, Dänische, Holländische, Schwedische, Polnische und Russische über, während die Engländer Napkin, die Ungarn Tányérkendö (Tellertuch) und die Portugiesen Guardanapo (Tischtuchschoner) dafür wählten.

Die italienische Bezeichnung Salvietta, das heißt „Schutztuch", entsprach völlig der ursprünglichen Bestimmung der Serviette. Sie diente nämlich im 15. und bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts nicht etwa zum Mund- und Händesäubern, sondern als Decke für das Brot, den Becher und den Teller, solange die Gäste nicht an der Tafel Platz genommen hatten. Sie war also mehr ein Prunkstück als ein Gebrauchsgegenstand, und daher erklärt sich auch die Sitte, gold- und silberdurchwirkte Servietten zu führen. Erst im 16. Jahrhundert verfiel man darauf, sie zunächst nach dem Essen auch als Handtuch zu verwenden, und in Frankreich wurde es dann bekanntlich zu einer besonderen Ehre, dem König nach beendeter Mahlzeit die an dem einen Ende angefeuchtete Serviette zum Mund- und Händewischen reichen zu dürfen. Bald ging man dann aber weiter und benutzte sie nicht nur nach, sondern auch während des Mahles zum Säubern der Finger, und da sie bei der damaligen Eßmanier dadurch stark beschmutzt wurde, kam noch im 16. Jahrhundert der Brauch auf, sie wie die Teller nach jedem Gange zu wechseln. Diese kostspielige Sitte fand sogar in weiten Kreisen Eingang.

Von Frankreich gelangte die Serviette in den siebziger Jahren des 16. Jahrhunderts zuerst nach Basel, in der übrigen Schweiz indessen und in Deutschland nahm man sich etwas mehr Zeit mit der Einführung der Serviette. Die „Trincierbücher" des 17. Jahrhunderts wimmeln zwar von Anweisungen zum kunstvollen Falten der „Tellertücher", aber die Verfasser dieser

Handbücher schöpften durchgängig aus französischen Quellen, und ihre Schilderungen geben daher über die deutschen Verhältnisse wenig Aufschluß. Dagegen ist bemerkenswert, daß eine treffliche Arbeit des Berner Glasmalers Düntz aus dem Jahre 1630, die eine Tafelrunde von elf Personen darstellt, zwar das überhängende Tischtuch, aber trotz sauberster Ausführung aller Einzelheiten keine Serviette zeigt. Daraus läßt sich mit ziemlicher Sicherheit entnehmen, daß die Serviette erst später in Deutschland und der Schweiz allgemeiner wurde.

Seit dem 18. Jahrhundert kommt statt des einfachen Linnens zumeist der eigenartig schöne Leinendamast bei der Herstellung der Tischtücher und Servietten zur Verwendung, muß aber zu diesem Zwecke stets nach bestimmtem Maß mit Einfassung, Eckstücken und Mittelstück gewebt werden. Vor etwa vier Jahrzehnten tauchten neben den rein weißen auch Tischtücher mit farbiger Einfassung auf und fanden vielen Anklang. Jetzt scheint diese Mode im Schwinden begriffen — doch nur, um einer recht kostspieligen Thorheit Platz zu machen. Nachdem man nämlich in Frankreich 1897 damit begonnen hatte, wertvolle Seidengewebe als Napperons (Tischtuchschoner) und kostbare Spitzen nicht nur neueren, sondern sogar altflandrischen Ursprungs als Untersätze für die Salzbüchsen und die Weingläser zu verwenden, ist man 1898 in Brüssel und Paris gar darauf verfallen, durch Ausziehen von Fäden nach Maßgabe einer auf den Damast aufgetragenen Zeichnung und durch Besticken des dabei zurückbleibenden Gerippes das Tischtuch selber in einen duftigen Spitzenstoff zu verwandeln, der dann allerdings, auf einer Unterlage von rotem Atlas über die Tafel gebreitet, von außerordentlich prächtiger Wirkung, aber auch von ebenso geringer Haltbarkeit ist. Schon die erste Wäsche vernichtet die Schönheit des spinnwebfeinen Stoffs. Zum Glück kostet ein solches Tafeltuch je nach der Größe und der auf die Arbeit verwendeten Sorgfalt 1000 bis 3000 Franken. Man braucht daher nicht zu befürchten, daß es unser altes, solides Tischtuch verdrängen und uns beim Essen zu einer Vorsicht und Rücksicht auf das Tischzeug nötigen könnte, die jedes Festmahl zu einer Marter für den mit gutem Appetit begabten Gast gestalten müßte. R. Habs.

Zur Geschichte des Monuments der Königin Luise. — Das klassisch vollendete Monument der Königin Luise im Mausoleum zu Charlottenburg, das geniale Werk des Berliner Bildhauers Rauch, hat seine eigene merkwürdige Geschichte. Nachdem der Künstler die Skizze zu seinem Bildwerk vollendet hatte, wurde er im Jahre 1813 von König Friedrich Wilhelm III. nach Italien gesandt, damit er den mächtigen Block in den Marmorwerken von Carrara selbst auswähle und sodann die Statue in Rom zur Vollendung bringe. Im Herbst des Jahres 1814 war Rauch mit seiner künstlerischen Arbeit fertig geworden, das Monument wurde in einer Kiste verpackt auf einem österreichischen Kriegsschiff, „Briganteur Alexander", verladen und trat unter englischer Flagge die Reise an.

Gerade um diese Zeit hatte sich jedoch ein Krieg zwischen Amerika und England entsponnen, und so kam es, daß das unter englischer Flagge segelnde Schiff von einem amerikanischen Fahrzeug genommen wurde. Ein leicht segelnder englischer Kaper begann sogleich die Verfolgung des Amerikaners, jagte ihm bis zur Küste Spaniens nach, wo sich um die Prise ein schweres Gefecht entwickelte. Die Engländer blieben Sieger und nahmen dem Amerikaner den geraubten „Briganteur Alexander" ab. Sie ahnten damals noch nicht, welchen kostbaren Schatz sie durch ihre That gerettet hatten. Erst als Rauch, der damals in München weilte und aus einer Zeitung von der Wegnahme des sein Monument bergenden Fahrzeugs erfuhr, wurden sogleich mit der englischen Regierung Unterhandlungen wegen des Rauchschen Kunstwerks angeknüpft. Dies langte im Winter 1814 unversehrt in Jersey an, wurde unverzüglich auf die englische Brigg „Spy" (Spion) verladen und den deutschen Gestaden zugeführt. Im März 1815 gelangte das Monument nach Hamburg, und von da wurde es am 10. Mai 1815 nach Charlottenburg transportiert. J. W.

Schienenstoß und Lokomotive. — Jedermann kennt das regelmäßige, mit der Geschwindigkeit der Eisenbahnzüge wachsende und nachlassende Geräusch der leichten Stöße, die jeden Zug auf seiner Fahrt wie eine Reihe von Pulsschlägen begleiten. Bekanntlich entstehen diese Stöße dann, wenn die Achsen der

Lokomotive und der Wagen über die Verbindungsstelle je zweier Schienenenden, den sogenannten Schienenstoß, hinweggehen. Es sind schon viele Versuche und Erfindungen gemacht worden, um diese Erschütterungen beim Uebergang der Achsen über die Schienenstöße aufzuheben oder wenigstens zu verringern, denn der Schaden, den sie anstiften, ist, wie bei kleinen, aber stetigen Einwirkungen oft, sehr umfangreich.

Jede Schiene biegt sich am Ende unter dem Druck der darüber hin gehenden Räder 2 bis 3 Millimeter ein, und das Rad muß infolgedessen einen ebenso hohen Sprung machen, um auf den Anfang der anstoßenden Schiene hinaufzukommen; das wiederholt sich bei einem Zuge von zwanzig Wagen 60- bis 80mal an jedem Schienenstoß, und solcher Stöße giebt es auf den deutschen Eisenbahnlinien wenigstens 15 Millionen. Daß diese Erschütterungen die Schienenköpfe an den Enden rasch abschleifen, kann man an jedem stark befahrenen Eisenbahngeleise beobachten; noch unheilvoller aber sind die Wirkungen auf die Schwellen, sowie das den Schienenstreifen zusammenhaltende Gestänge mit seinen Schrauben und Muttern. Die Schwellen werden mitunter durch die fortwährenden Stöße so rasch zerstört, daß die kostspielige Imprägnierung, die sie zum Schutze gegen den Rost erhalten, gar nicht zur Geltung kommt. Die 38 Millionen Schwellen, welche in den Hauptgeleisen der preußischen Staatsbahnen liegen, kosten jährlich 13 Millionen Mark Erneuerungskosten. Man hat in Eisenbahnfachkreisen berechnet, daß sich 2 bis 3 Millionen davon ersparen ließen, wenn die schwere Bauart der amerikanischen Geleise mit ihrer engen Schwellenlagerung, ihrer großen Schienenlänge, der kräftigen Stoßverbindung zwischen den einzelnen Schienen u. s. w. bei uns ebenfalls zur Anwendung käme. Auch wesentliche Ersparnisse an den übrigen Teilen des Eisenbahnunterbaues würden sich dann ergeben.

Weit schwerer als die eben geschilderten Mißstände wiegt aber der durch die Stöße herbeigeführte Verlust an Zugkraft. Da die Lokomotive beim Fortschaffen des Zuges, anstatt die Last nur über die glatte Bahn hinzuziehen, in Wirklichkeit jede Achse und damit das Gewicht des ganzen Zuges auf je 10 Meter Ent-

fernung (das ist die Schienenlänge) um 2 bis 3 Millimeter heben muß, so entsteht theoretisch derselbe Arbeitsverlust, als ob der ganze Zug bei jedem zurückgelegten Kilometer um ¼ Meter gehoben würde. Praktisch sind aber die Reibungs- und Widerstandsverluste viel größer. Ein Schnellzug braucht bei 75 Kilometer Stundengeschwindigkeit 20 Prozent mehr Zugkraft und Steinkohle als bei 60 Kilometer Fahrt in der Stunde. Französische Ingenieure aber fanden die Zugkraft auf sehr guten Geleisen bei 75 Kilometer nur ebenso groß als bei 60 auf schlechten Geleisen mit starken Stoßwirkungen. Auf letzteren wurden also 20 Prozent der Zugkraft durch die Reibung der Schienenstöße absorbiert. Dagegen ist die Rechnung von Rehbein, der den Kraftverlust durch die Stöße auf 18 Pferdekräfte für jeden Zug festsetzt, noch sehr mäßig; allerdings liegt nur die theoretische Betrachtung vor, und man kann annehmen, daß diese 18 Pferdestärken sich in Wirklichkeit durch die Verluste der Reibung und Erschütterung auf das Drei- bis Vierfache vermehren. Trotzdem würde schon die Berechnung von Rehbein, wenn man den Gesamtumfang der Lokomotivenleistung ebenfalls sehr niedrig veranschlagt, eine jährliche Kohlen- und Wasserverschwendung auf den preußischen Bahnen von 5½ Millionen Mark beweisen, die durch die Aufhebung der Erschütterungen am Schienenstoß gespart werden könnten. In Wirklichkeit mag der Betrag das Vierfache noch übersteigen.

Diese Betrachtungen verdienen um so mehr Beachtung, als man den angeführten Uebelständen keineswegs machtlos gegenüber steht. Denn die Nachgiebigkeit des Schienenstoßes läßt sich beseitigen. In der Stoßfangschiene, welche die Verbindung der Schienen durch eine schwere, den Raddruck ganz allein aufnehmende Eisenmasse anstatt der früher üblichen Laschen bewirkt, haben wir jetzt ein Mittel, den Stoß beim Schienenübergang fast gänzlich zu vermeiden. Die Wagen erhalten damit einen weit ruhigeren Gang, die Anstrengungen der Eisenbahnreife werden um vieles verringert, die Kosten der Geleisunterhaltung um Millionen herabgedrückt, 10 bis 20 Prozent der Zugkraft und Kohlen gespart, Gründe genug, um die amerikanische Neuerung der Stoßfangschiene, die nunmehr seit einigen Jahren und in

vielen tausend Exemplaren auch bei uns mit glänzendem Erfolg probiert ist, demnächst allgemein auf den deutschen Bahnen einzuführen. B.

Die polnische Krone. — Im August des Jahres 1831 befand sich Prinz Louis Napoleon, der spätere Kaiser von Frankreich, nachdem er mit den Carbonari die damalige italienische Bewegung durchgemacht, auf Schloß Arenenberg; da erschienen vor ihm als Abgesandte der polnischen Nationalregierung der General Kniaziewicz und Graf Plater, um ihm die polnische Krone anzutragen. Der Prinz bezeigte alle Lust zu deren Annahme, aber seine Mutter, den Aussichten der polnischen Revolution mißtrauend und in frischer Trauer über den Tod ihres in Italien verlorenen älteren Sohnes, setzte alles daran, den Prinzen am Eingehen auf dieses Projekt zu verhindern. Indessen die beiden Polen hatten den größten Einfluß auf denselben gewonnen, und er entfloh in der Nacht vom 3. September heimlich von Arenenberg.

Dort befand sich ein bei der Familie in großem Vertrauen stehender Arzt Dr. Conneau. Dieser wurde von der Mutter Hortense beschworen, den Flüchtling zu verfolgen. Er entdeckte auch wirklich dessen Spur und fand ihn nach mancherlei Hindernissen und Abenteuern zu Augsburg in dem Gasthof zu den drei Mohren, wo der Prinz eben in der Zeitung gelesen, daß die Ordnung in Warschau wiederhergestellt sei.

Damit war das polnische Kronprätendentenprojekt natürlich zu Wasser geworden, und nach drei Tagen befand sich der verlorene Sohn wieder in Arenenberg, um sofort in die Militärschule zu Thun einzutreten. W. H.

Gab es im Altertum phonographische Apparate? — In dem kürzlich veröffentlichten Werke von E. N. Bennett: „The Downfall of the Dervishes“ (Der Untergang der Derwische) bringt der Verfasser einige interessante, ihm von Arabern mitgeteilte Erzählungen über Mumien, welche man hätte sprechen hören, sowie über ähnliche wunderliche Begebenheiten. Um den Nachweis zu führen, daß der Bericht über sprechende Mumien nicht ohne weiteres als Märchen betrachtet werden sollte, führt Mr. Bennett den als authentisch erachteten Bericht eines Engländers an, einen bemerkenswerten Vorfall betreffend, welcher

sich während dessen Entdeckungsreise in Mexiko zutrug. Bei Ausgrabungen, welche dieser Reisende auf dem Trümmerfelde einer uralten Stadt anstellen ließ, wurde unter anderen Merkwürdigkeiten auch eine Mumie gefunden, welcher die oberen und unteren Extremitäten fehlten. Er brachte diesen Fund in das Haus eines befreundeten Mexikaners, dessen Gast er war, und placierte den Kasten, in welchem sich die Mumie befand, auf ein Billard. Außer den beiden Herren und der Frau des Mexikaners, welche unweit des Billards auf einem Sofa saß, befand sich niemand im Zimmer, so daß die Ueberraschung dieser drei Personen eine große war, als plötzlich eine fremde Stimme, eine unbekannte Sprache sprechend, vernehmbar wurde. Der Engländer wandte sich an seinen Wirt, um ihn zu seiner vermeintlichen Bauchrednerkunst zu beglückwünschen, war aber nicht wenig erstaunt, als er dessen leichenblasses Gesicht erblickte, und die Dame in einem Zustande fand, welcher eine Ohnmacht erwarten ließ. Er eilte sofort an das Billard, lehnte sich über die Mumie und stellte fest, daß die artikulierten Worte aus dem Innern derselben herausdrangen. Nach kurzer Zeit trat wieder vollständige Stille ein, und als sich das Ehepaar von seinem Schreck erholt hatte, teilte es ihrem Gaste mit, daß schon beim Hereinschaffen der Mumie ins Haus eine Stimme vernommen worden sei, die aus dem Innern derselben zu kommen schien.

Diese einbalsamierten Reste eines Ureinwohners Mexikos, der wahrscheinlich schon vor mehreren tausend Jahren aus dem Leben geschieden war, befinden sich gegenwärtig in England, und ein bekannter Archäologe, dessen Urteil über die Angelegenheit nachgesucht worden ist, hat vorgeschlagen, den Torso zunächst mittels Roentgenstrahlen zu durchleuchten, um festzustellen, ob sich in seinem Innern nicht ein unserem Phonographen ähnlicher Apparat befinde. Sollte dies nicht der Fall sein, so würde ein Auffägen des holzartig gewordenen Körpers überflüssig sein.

Daß im Altertum bereits gewisse Vorrichtungen existierten, mit deren Hilfe eine Nachahmung der menschlichen Stimme zu bewerkstelligen war, scheint außer Zweifel zu stehen. Der betreffende Mechanismus, welcher wahrscheinlich nur der Priesterkaste bekannt war, und derselben großes Ansehen und Vermögen

einbrachte, wurde ſtreng geheim gehalten und nur gelegentlich in Thätigkeit geſetzt. Vielleicht wurde das Tönen der berühmten Memnonsſäule mit Hilfe eines ſolchen mechaniſchen Apparates zuwege gebracht, ein Phänomen, welches gegenwärtig auf den Luftzug zurückgeführt wird, welcher die Riſſe der zertrümmerten Statue durchzieht, ſobald nach Sonnenaufgang ein Wechſel der örtlichen Temperatur eintritt.

Sollte in der mexikaniſchen Mumie thatſächlich ein primitiver Sprechapparat vorhanden ſein, ſo konnte derſelbe ſehr wohl durch das Aufſtoßen beim Niederlegen des Kaſtens in Thätigkeit geſetzt worden ſein, ähnlich wie die ſprechenden Puppen durch den Druck des Fingers eines Kindes bethätigt werden. M. P.

Amerikaniſche Eheſchließung. — Ueber die Leiche des Vaters iſt ein junges Mädchen mit dem Geliebten vor den Traualtar getreten. Der Mann, den ſie geheiratet hat, iſt der Mörder ihres Vaters. Joe Mac Kinney, ein junger Farmer, und Cecil Taylor, Tochter eines reichen Plantagenbeſitzers in Arkanſas, waren einander in Liebe zugethan. Das Pärchen wußte, daß Cecils Vater die Heirat nicht zugeben würde, und ſo beſchloſſen beide, heimlich zu entfliehen und im nächſten Orte ſich trauen zu laſſen. Zu ſpäter Abendſtunde ließ ſich das Mädchen von dem Geliebten entführen, doch ward die Flucht bemerkt, und der Vater, mit einer Flinte bewaffnet, eilte auf ſchnellem Roſſe den Fliehenden nach. Näher und näher kam er dem Wagen, in welchem das Liebespaar nach der Stadt fuhr. Auf Schußweite angelangt, rief er ihnen ein drohendes Halt zu, und als die Weiſung unbeachtet blieb, feuerte er einen Schuß ab, der jedoch das Ziel verfehlte. Nun wendete ſich Mac Kinney gegen den Vater der Geliebten und tötete ihn durch mehrere Revolverſchüſſe. Das Liebespaar ſetzte dann die Fahrt ruhig fort und ließ ſich im nächſten Orte trauen. Dem Mörder ihres Vaters reichte Cecil ohne Zögern die Hand zum Bunde fürs Leben. Nach der Trauung ſtellte ſich der junge Ehemann freiwillig der Behörde, der er erklärte, in Notwehr gehandelt zu haben. Unbehelligt konnte er darauf ſeiner Wege gehen. O. v. B.

Die Wirkung des Alkohols auf Fiſche. — Intereſſante Beobachtungen darüber, welchen Einfluß der Alkohol auf den

Organismus der Fische ausübt, hat vor einiger Zeit der New Yorker Arzt G. W. Scudder gemacht. Mr. Scudder wollte junge Spiegelkarpfen sezieren. Man gab ihm in der Zentral-Brutanstalt acht Stück etwa drei Zoll lange Karpfen, die als „tot" aus den Teichen gefischt worden waren. Scudder wickelte die Fische in Papier, trug sie in der Tasche nach Hause, und nach Verlauf von wenigstens einer Stunde brachte er sie behufs Reinigung in ein Wasserbecken. Da begannen sich zwei Fische zu rühren und versuchten es, auf der Seite zu schwimmen. Zur Erprobung ihrer Lebensfähigkeit goß Scudder nach einer halben Stunde denselben je einen zur Hälfte mit Wasser verdünnten Branntweintropfen in das Maul. Nach sechs Stunden sah er wieder nach und fand, daß die Fische munter wurden. Er wechselte daher das Wasser und träufelte ihnen nochmals dieselbe Menge Branntwein ein. Am nächsten Morgen, also dreizehn Stunden nach der ersten und sieben Stunden nach der zweiten Tränkung mit Branntwein, waren die beiden Fische munter und kerngesund; ja, sie blieben es auch.

Dieses von Erfolg begleitete Experiment des Amerikaners, auf das übrigens oberösterreichische Fischer schon längst verfallen waren, setzte W. Oldham Chambers in London fort. Zwei dem Aquarium entnommene Karpfen wurden vier Stunden hindurch in trockenen Büchsen verwahrt. Als man sie dann ins Wasser setzte, schienen beide tot zu sein. Dem einen Karpfen wurde nun etwas Branntwein eingeflößt, der ihn vollständig herstellte. Bei dem anderen war nach einer halben Stunde kein Lebenszeichen mehr wahrzunehmen, er hatte kein Schnäpschen bekommen. Man nahm ihn aus dem Wasser und warf ihn auf den Boden. Mr. Chambers versuchte es indes nach vier Stunden, den allem Anschein nach toten Karpfen wieder ins Leben zu rufen. Es gelang. Die ihm eingeflößte Mischung von Branntwein und Wasser machte ihn nach kurzer Zeit wieder lebendig. Diese beiden Schnapsbrüder schwammen dann noch lange fröhlich unter den Karpfen in den Bassins des South Kensington-Aquariums umher. C. T.

Aus der Zopfzeit. — Im Juli des Jahres 1804 hielt auf dem Hofe der Tuilerien der Kaiser Napoleon I. eine Revue über

die gesamte Pariser Garnison ab. Ein Gewitterregen durchnäßte die Soldaten, bald waren die Hüte aufgeweicht, und der Puder strömte in milchweißen Bächen den Soldaten über das Gesicht auf die Uniform. Napoleon bemerkte das mit großem Mißfallen. Nach der Revue sagte er zu General Junot: „Ich beabsichtige, die Zöpfe und den Puder bei meinem Heere abzuschaffen." Junot war verblüfft. „Ich selbst," fuhr der Kaiser fort, „trage ja kurze Haare."

„Sire," entgegnete Junot, „deshalb werden Sie von den Soldaten der Garde auch der kleine Glattkopf (petit-tondu) genannt."

Napoleon lachte. „Ich werde mit Murat den Anfang machen und von ihm verlangen, seine Locken à la Louis XIV. abzuschneiden."

Murat folgte dem Verlangen des Kaisers, wenn auch sehr betrübten Herzens, und wollte dann auch Bessières, dessen gewaltiger Zopf in der ganzen Armee bekannt war, zu demselben Schritte bereden, doch vergebens.

Am 26. August 1804 erschien ein Reglement, nach dem nur die Grenadiere, die Jäger, die Artillerie, der Train und die Gendarmes d'élite den Zopf behalten, alle übrigen ihn abschneiden sollten. Am nämlichen Tage fielen in Paris über 20,000 Zöpfe auf einmal. Bald wäre es dabei zu Zweikämpfen gekommen, denn die geschoreuen Soldaten neckten die bezopften mit dem Worte „Pudel", und die letzteren vergalten das mit dem Worte „Perückenstock". Der Kaiser, dem man derartiges nach Aachen meldete, wo er sich gerade aufhielt, schrieb zurück, man solle die Leute nicht mit strengen „preußischen" Maßregeln zwingen. So ging denn die Neuerung nur ganz allmählich vor sich. Von den Generalen war Bessières, der am 1. Mai 1813 bei Rippach fiel, der letzte, der Zopf und Puder trug. D.

Der Gipfel des Adelstolzes. — Die Marquise v. Thianges, die im 17. Jahrhundert lebte, hatte sich zwei fixen Ideen hingegeben, die sie mit gleichviel Hitze und Beredsamkeit zu verfechten wußte. Die eine betraf ihren Adel; nach ihr gab es in Frankreich nur noch zwei adelige Häuser, La Rochecouart und La Rochefoucault; letzteres verdankte ihre günstige Meinung allein

den vielfältigen Verschwägerungen mit den La Rochecouart (die Marquise war eine geborene La Rochecouart). Wenn auch genötigt, den Glanz des königlichen Hauses anzuerkennen, so machte sie letzterem doch häufig den Vorzug des Alters streitig.

Ihre zweite Narrheit war, daß sie sich als ein Meisterwerk der Natur betrachtete, nicht sowohl um ihrer Schönheit als um der Feinheit ihrer Organe willen, und die beiden Gegenstände ihrer Thorheit zugleich erfassend, setzte sie sich in den Kopf, die Vollkommenheit, in der zu fein sie erklärte, sei das Resultat der erhabenen Stellung, welche ihr die Geburt vor allen übrigen Menschen anwies. Diese erhabene Stellung glaubte sie auch in jener anderen Welt zunächst für sich, dann auch für andere vornehme Personen anfprechen zu dürfen. In einer Gesellschaft wurde von dem plötzlichen Tode eines Fürsten gesprochen, jedermann äußerte bange Zweifel wegen seines Seelenheils.

„Ich gebe zu," sprach die Marquise, „daß des Fürsten Lebenswandel nicht allzu erbaulich gewesen. Doch dürfen wir von der göttlichen Barmherzigkeit alles hoffen, besonders zu Gunsten eines Herrn von solchem Range, den zu verdammen Gott sich zweimal bedenken wird." W. H.

Es ist weiter nichts! — Der Herzog Franz von Anhalt-Dessau befand sich einst in der Schloßkirche seiner Residenz und hörte der Predigt des Superintendenten Eberhard de Mariés zu. Da kam plötzlich ein Polizeidiener atemlos in die Kirche gelaufen und flüsterte dem Bürgermeister eine Meldung ins Ohr. Dieser verließ schnell den Gottesdienst, kehrte aber bald zurück und machte jetzt dem Herzog eine heimliche Meldung. Beide gingen dann raschen Schrittes zur Thür hinaus. Ueber diese Vorgänge geriet die ganze Gemeinde in große Aufregung und der Superintendent hielt mitten im Satze inne.

Nach einigen Minuten banger Erwartung kehrte indes der Herzog zurück, setzte sich ruhig wieder in seinen Stuhl und rief zur Kanzel hinauf: „Fahren Sie nur ruhig fort! Es ist weiter nichts! Bei der alten Nauwarn brennt es im Schornstein!" D.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Der Jugendgarten.

23. Band.

Eine Festgabe für Mädchen.

Mit über 200 ein- und mehrfarbigen Illustrationen.

Eleg. geb. Preis M. 6.75.

Es gibt zwar viele Bücher und Schriften für Mädchen, aber ein Jahrbuch, welches den Bedürfnissen der heranwachsenden weiblichen Jugend nicht nur zum Zwecke der Unterhaltung und Belehrung, sondern auch nach der vielgestaltigen **praktischen Seite** des täglichen Lebens planmäßig und in systematischer Anordnung Rechnung trägt, hat immerhin noch gefehlt. Aus diesem Grunde haben wir den in unserm Verlag erscheinenden **Jugendgarten** mit dem gegenwärtigen 23. Jahrgange zu einem, der Form nach neuen Töchter-Jahrbuch ausgestaltet, zu einer **Festgabe für Mädchen**, welche prächtige, trefflich illustrierte Erzählungen, belehrende Essays, ernste und heitere Gedichte, Unterweisungen aus Natur und Geschichte — mit einem **praktischen Teile** unter dem Titel **„Daheim und Draußen"** vereinigt, der in systematischer Anordnung hunderterlei Nützliches und Schönes für junge Mädchen enthält.

Unser **Jugendgarten** will also künftig von den jungen Mädchen aller Kreise nicht bloß gelesen werden, er will täglich bei den mannigfaltigsten Anlässen, bei vielerlei Fragen der Hauswirtschaft, beim Schalten und Walten in Küche und Keller, bei Ausführung neuer, origineller Handarbeiten verschiedenster Herstellungsart, bei Uebung der so vielseitigen häuslichen Künste, bei den wichtigen Fragen einer weiblichen Berufswahl, bei Sport und Spiel, kurz bei den unzähligen ernsten und heiteren Dingen, in denen ein wohlerzogenes junges Mädchen heutzutage Bescheid wissen soll und muß, ein Ratgeber, ein helfender Freund sein.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Karl Mays
Erzählungen für die reifere Knabenwelt.

Der Sohn des Bärenjägers.
Dritte Auflage.
Mit 16 ganzseitigen Tondruckbildern. — Elegant gebunden. Preis 7 Mark.

Der blaurote Methusalem.
Zweite Auflage.
Mit einem farbigen Titelbild und 16 ganzseitigen Tondruckbildern.
Elegant gebunden. Preis 7 Mark.

Die Sklavenkarawane.
Zweite Auflage.
Mit 16 ganzseitigen Tondruckbildern. — Elegant gebunden. Preis 7 Mark.

Der Schatz im Silbersee.
Dritte Auflage.
Mit 16 ganzseitigen Tondruckbildern. — Elegant gebunden. Preis 7 Mark.

Das Vermächtnis des Inka.
Zweite Auflage.
Mit 16 Farbendruckbildern. — Elegant gebunden. Preis 7 Mark.

Der Oelprinz.
Zweite Auflage.
Mit 16 Farbendruckbildern. — Elegant gebunden. Preis 7 Mark.

Diese Mayschen Bücher dürfen zu den packendsten Jugendschriften gezählt werden. Neben reichem Unterhaltungsstoff bieten sie eine ansehnliche Fülle des Belehrenden, ohne je in lehrhaften Ton zu verfallen. Der Bilderschmuck ist von Meisterhand geschaffen und gereicht den Werken zu hoher Zierde.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Zu Geschenken für junge Mädchen
bestens empfohlen:

Kränzchen-Arbeiten.

Nähen und Sticken. — Häkeln und Stricken.

Herausgegeben von der Redaktion des „Kränzchen".

Mit 196 Abbildungen und einem Musterbogen.

In eleganter Mappe Preis M. 6.—

Eine Fülle origineller, leicht ausführbarer Handarbeiten sind hier zu einem hübschen Bande vereinigt, der unsern jungen Damen vortreffliche Anregung zur Bethätigung des weiblichen Kunstsinnes geben wird. Jedem jungen Mädchen wird dieser Band eine hochwillkommene Gabe sein.

Familie Gesterding.

Eine Erzählung für junge Mädchen

von

Luise Glaß.

Mit 4 Farbendruckbildern und 34 Textillustrationen.

Elegant gebunden Preis M. 7.—

Luise Glaß zählt zu den Lieblingen der deutschen Mädchenwelt, ihre „Familie Gesterding" zählt zu dem Besten, was sie ihren vielen Verehrerinnen bisher erzählt hat.

Zu beziehen durch die meisten